

Hrsg. Ullrich Junker

**Lehrer
Karl Friedrich Wilhelm Wander
aus Hirschberg
in den
Schlesischen Provinzialblättern**

**© im Januar 2022
Ullrich Junker
Mörikestr. 16
D 88285 Bodnegg**

Ueber schlesische Sprichwörter.

Vom
Schullehrer Wander in Hirschberg,

Indem ich einen Gegenstand wie diesen zur Sprache bringe, verzichte ich im Voraus auf große Theilnahme, obgleich sie mein herrlichster Lohn seyn würde. Seit einer Reihe von Jahren hab' ich das Sprichwort zum Gegenstande der Arbeiten gemacht, womit ich die Stunden meiner Muße ausfülle. Nicht nur daß ich den Sprichwörterschatz, welchen unsere Sprache nächst der russischen vielleicht am reichhaltigsten besitzt, bewundert habe, so ist auch von mir nach dem Schatze gegraben worden, der hier offen und verborgen für die Ausbildung einer culturfähigen Sprache liegt.¹ Hierbei habe ich aber je länger, je mehr bedauert, daß der Bildungstoff, den die Sprichwörter enthalten, so wenig benützt

¹ Als Probe dieser Bestrebungen, die Sprichwörter umsichtlich zusammenzustellen und sie fruchtbar zu machen, möge man die vor Kurzem bei E. F. Zimmer in Hirschberg erschienene Schrift betrachten: Allgemeiner Sprichwörterschatz. Eine Sprichwörter-sammlung mit Ordnung, Erklärung und mit Anwendung auf's Leben, 1, Bd. 508 S. gr. 8. Er zerfällt in 2 Abth., deren erste den Titel führt: Das Sprichwort, betrachtet nach Form und Wesen, für Schule und Leben. Die zweite: Christl. Glaubens- und Sittenlehre in Sprichwörtern, 1. Th, Sprichwörter von Gott und seinen Eigenschaften.

wird. Doch will ich darüber hier nicht sprechen, weil ich es in der Folge, sobald ich Zeit gewinne, ausführlicher zu thun gedenke. Freilich wollte ich es schon längst thun; aber je mehr ich in die Sache einging, desto mehr überzeugte ich mich, wie ungenügend unsere schlesischen Sprichwörter-sammlungen sind. Nur drei sind mir dem Titel nach bekannt:

„1) Sammlung von 1000 schlesischen Sprichwörtern. Breslau, 1725. 8.

2) Michel Robinson's Curieuse Sammlung von 1000 in Schlesien gewöhnlichen Sprichwörtern und Redensarten, Leyden bei Peter von der Linden. 1726, 8.

3) Der Heller gilt am meisten, wo er geschlagen ist. Nach Anleitung dieses Sprichwortes sind allhier über tausend dergleichen Sprichwörter, welche sowohl in Städten als auch auf dem Lande in Schlesien im Schwange gehen, gesammelt und auf Begehren zum Druck gegeben worden von Daniel Gomolcken Anno 1734.

No. 1 und 2 habe ich bis jetzt nicht bekommen können;² auch weiß ich nicht, ob es verschiedene Sammlungen sind oder ob eine und dieselbe Schrift bloß unter verschiedenem Titel und Druckort veröffentlicht worden ist. Bemerkenswerth ist es, daß alle drei von einer bestimmten, im Maaß begriffenen Zahl, gerade von 1000 schles. Sprichwörtern reden. Zwar hat die Schrift No. 3, die ich allein besitze, deren 1189, mithin mehr als 1000, aber sie nimmt auf den Titel doch mit einer Zuversicht nur die runde Zahl auf 1000 an. In dem Vorworte an die geneigten Leser erklärt ihr Verf., daß

² Sollte kein Schlesier im Besitz derselben seyn, der sie mir auf einige Zeit zur Benutzung überließe ?

ihm die meisten Sprichwörter von gelehrter Hand communicirt worden seyen und et nur einige dazu gesammelt habe, Dabei bemerkt er, daß in der Sammlung nichts dem Publikum Zuwiderlaufendes sey. Doch bedünkt ihn, daß was das Letztere betrifft, gar Viele anderer Meinung seyn dürften, nicht etwa deshalb, weil die Sprichwörter in schlechterer Mundart aufgeführt sind, sondern weil die Sammlung nicht gesichtet genug ist. Es sind bloße Lieblingsausdrücke als Sprichwörter aufgezählt und ist der Verf. offenbar etwas zu tief unter das Volk gerathen, wodurch denn die Sammlung mehr eine gemeine als eine allgemeine geworden ist.

Eine Sprichwörtersammlung wird freilich stets nur populäre Ausdrücke wiedergeben, aber ich kann sie mir sehr, wohl ohne Pöbelhaftigkeiten denken. Eine solche unserer jetzigen Zeit und dem gegenwärtigen Bildungsgrade der Sprache angemessene, fehlt noch. Sie anzulegen, kann nicht das Werk eines Einzigen seyn. Viele, aus allen Gegenden der Provinz, müssen dazu beisteuern, Manche Sprichwörter gehören der ganzen Provinz an, weil sie Eigenthum des ganzen deutschen Landes sind; andere sind nur gewissen Gegenden, oder bloß einzelnen Orten eigen; und vielleicht hat jeder Ort seine Lieblingssprichwörter. Diese kann nur der an dem Orte lange Zeit Lebende und zwar in allen ihren mannigfachen Anwendungen kennen. Sollte es nun nicht möglich seyn, daß nach und nach in allen Gegenden Schlesiens, diesseits und jenseits der Oder, im Gebirge und im flachen Lande etc., die Sprichwörter eines bestimmten Bezirks gesammelt und, wo es noth thut, mit Beispielen ihrer Anwendung begleitet würden? Vielen liegt eine Thatsache zum

Grunde; diese wäre zum deutlichen Verständniß anzugeben, wie die geschichtliche Entstehung von vielen schlesischen Sprichwörtern³ im Breslauer Erzähler von Fülleborn nachgewiesen ist. Manche Sprichwörter eines Orts gehören beinahe allen Ständen, wenigstens keinem ausschließlich an, andere sind bloß gewissen Berufsklassen, z. B. der ackerbaureisenden eigen, was bei Anlegung einer vollständigen Sammlung nicht zu übersehen ist. Sehr gern würde ich, um diese zu erhalten, mitwirken, aber mehre kann ich auch nicht, da mich mein Beruf bloß das sammeln, zusammenstellen und bearbeiten läßt, was ich ohne weite Reisen erlangen kann. Aber ich hoffe gewiß nicht vergeblich, daß sich Männer in allen Theilen unserer Provinz finden, welche die Sprichwörter ihrer Umgegend sammeln, die Fälle, in denen man sie anwendet, nöthigenfalls andeuten und diesen Blättern, welche sich gewiß zur Theilnahme bereitwillig finden lassen, übergeben werden. Auf diesem Wege werden vielleicht auch manche Sprichwörter eine geschichtliche Erläuterung aus Landes- oder Ortschroniken erhalten. Ich erlaube mir schließlich aus der vor mir liegenden Gomolke'schen Sammlung einige Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten und Ausdrücke hier mitzutheilen, von denen mir theils

³ Ich erinnere hier nur an: Audsehen wie der Breslauer Fetzpopel, Brieg und Brünn machen die Schweden dünn. Es möchte Maden regnen, wie zu Neisse. Er ist ein Bete-Märten. Er ist ein Kerl wie Schützenmelcher. Wie im glogauschen Hungerthurm, Man darf den Teufel nicht erst zu Gaste bitten, wie jener Edelmann. Breslauer Bier ist der Schlesier Malvasier u. a.

die Anwendung unbekannt ist, oder die theils einem besondern Umstände ihre Entstehung zu verdanken scheinen. Dankbar würde ich es erkennen, wenn mir über das eine oder das andere erläuternde Mittheilungen gemacht würden: „A, b, c, beim x will ich anfangen. – Er heißt, wie ein Krautfuchs, (Woher der Ausdruck Krautfuchs?) – Er denkt, er ist Hahn im Korbe? Er speit wie ein Gerberhund. – Er ist ein rechter Blaustrumpf, – Ein rechter Schußbartel seyn. – Er ist wie Rothärmel, – Er ist wie Hans in allen Gassen. – Er ist wie ein hölzern Giergel, – Er muß in die Büchse blasen. – Den Braten riechen. – Er putzt gern das Licht, er will ein schön Weib haben. – Etwas ansehen, wie die Kuh das neue Thor. – Aussehen wie Trips-Triller. – Er wird mir schon wieder in meine Schoten kommen. – Er wird seine fünfzehn Heller kriegen. – Der Wunder möcht? mich fressen. – Der kann vom Schiemmer singen. – Das heißt hinter die Fichte geführt. – Daß euch der Hoil (?) hole! – Das ist ein Troitsch-Jockel. – Da mag seyn gute Zeit gewesen, wo die Bauern Edelleute wurden. – Da sitzt er, wie Plische-Balzer. – Er fror, ex hätte mögen in's Bockshorn kriechen. – Frau, wie theuer die Butter? – Gehn, wie Trotzbarthe. – Ein Hans Dampf seyn. – Da liegt der Hund begraben. – Dazu kommen, wie jene Magd zum Kinde. — Die schwarze Kuh hat ihn schon getreten. – Er sieht heut durch die Hilsen. – Ich hab' es zu Stee-Tude (?) vergessen. – Ich hör' ihn gehen, er hat Pantoffeln an. – Ich muß immer über's Bänkel springen. – Er hat den Teufel zu braten., – Auf ein Auge ist die Kuh blind. – Kommst du doch gezogen, wie Werner von Patschke. – Kudel, ist Pirsel daheim. – Mutter, holt den

Hund und laß die Katze laufen, – Wer dächt‘s, daß die Katzen Speck fressen und es ist solch fett Ding. – Sie haben Kind und Kegel (warum Kegel, oder soll es bloß Aliteration seyn) mit genommen. – Es ging zu wie auf Mozes (Matzens ?) Hochzeit. – Es geht zu, wie im Pitschen Kriege. – Er ist ein Schwein-Kaspar. – Ein rechter Laduche seyn. – Tall tall hat Hölzel feil.“

Zwar könnte ich noch weit mehrere hier aufzählen, aber die Auswahl ist schwierig, wenn man die Bedeutung und Anwendung nicht kennt, da sehr viele der Gemeinheit angehören. Sollte auch von den vorstehenden eins in diese Klasse gehören, so wolle man es als ungeschrieben betrachten, Durch das Vorstehende hab‘ ich indeß bloß den Gegenstand anregen wollen. Es würde mir Freude machen, wenn es für unsern schlesischen Sprichwörterschatz von ersprißlichen Folgen wäre.

**Ueber den Unterricht in den vaterländischen Gesetzen
auf Volksschulen,**

Vom
Schullehrer Wander in Hirschberg.

Es wird Vieles in unsern Volksschulen gelehrt, vielleicht nicht mit Unrecht sagen Manche – zu vielerlei; aber ein Gegenstand dürfte immer noch, und zwar als ein sehr wesentlicher, fehlen. Es ist ein zweckmäßiger Unterricht über Rechte und Pflichten der Menschen und zwar 1) als Menschen überhaupt, 2) als Glieder einer bürgerlichen Gesellschaft und 3) als Bürger des preußischen Staats insbesondere. Es scheint mir diese Forderung an die Schulen unerläßlich, so wenig bis jetzt in diesem Punkte geschehen ist. Einmal ist es des Menschen an sich schon würdig, daß er mit dem, was er zu leisten und zu fordern hat, bekannt sey; es kann aber auch das Vaterland, der Staat, mit Recht an seine Bürger die Ansprüche machen, daß sie die Gesetze kennen, die sie eben als Bürger dieses Staates zu beobachten, oder von denen sie Schutz zu erwarten haben. Daraus folgt aber auch wiederum die Verpflichtung für den Staat, seinen Bürgern Gelegenheit zu verschaffen, sich mit dem, was sie sollen, bekannt zu machen. Diese fehlt aber in einem hohen Maße. Man wolle mir nicht einwenden, daß alle Gesetze öffentlich in der Gesetzsammlung, in den Amtsblättern und Zeitungen bekannt gemacht werden, Die Gesetzsammlung

kommt in die Hände Wenger; die Zeitungen liest nur ein kleiner Theil der Staatsbürger, und sogar die Amtsblätter der betreffenden Königl. Regierungen, so wohlfeil sie sind, in so vielen Exemplaren sie gesetzlich verbreitet werden, lesen nur Wenige; ja, was das Schlimmste ist, ein Unterhaltungsblatt und das Amtsblatt einer Königl. Regierung können beisammen liegen: ich bin überzeugt, man wird in den meisten Fällen nach dem erstern greifen. Was folgt daraus ? Dies: Tausenden fehlt es an echtem Bürgersinn, an Sinn für Gesetz und Ordnung und das, wodurch sie erhalten werden; für die Verfassung und die Verwaltung des Landes, dessen Bürger sie sind. Sie glauben: Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß, und ahnen nicht, daß in so vielen Fällen eben das heiß macht, was man nicht weiß, oder nicht gewußt hat. Tausende denken, die Gesetze seyen bloß für Richter und Sachwalter, und meinen, man werde sie wohl daran erinnern, wenn sie eines derselben übertreten haben. So wird von Vielen die geringe Gesetzkenntniß, die sie sich erworben, meist sehr theuer bezahlt. Das ist aber des Menschen unwürdig und verräth gänzlichen Mangel an Bürgersinn. Dieser muß geweckt werden; pflegen und ausbilden wird ihn schon die Verfassung unsers Landes durch ihre Städteordnung und Gemeindeverfassungen. Wecken aber kann ihn nur die Schule durch einen zweckmäßigen Unterricht über die natürlichen Rechte und Pflichten der Menschen, sowie der Gesetze des Staates, dem sie angehören. Dazu dürften aber gegenwärtig noch die meisten Lehrer außer Stande seyn, weil es an einem geeigneten Leitfadern für diesen Unterricht zu fehlen scheint.

Zwar sind mehre Schriften dieser Art erschienen, z. B. der preußische Gesetzlehrer von Heinsius, der Katechismus des Rechtes, der Pflicht und der Lebensklugheit für Bürger- und Landschulen, von Chr. Gottfr. Schütz (1805); aber kaum dürften sie noch dem Zeitbedürfniß entsprechen. Sollte nun einer der geehrten Leser dieser Blätter eine für den geschilderten Zweck ganz geeignete Schrift kennen, der wolle gefälligst in diesen Blättern darauf aufmerksam machen; denn gewiß werden alle diejenigen Lehrer, welche ihre Stellung in der Zeit und ihre Aufgabe, für's Leben, Männer für's Vaterland zu bilden, begriffen haben, mit mir das gleiche Bedürfniß nach einer solchen fühlen. Sollte es aber unter den vorhandenen keine geben, so erlaube ich mir den Wunsch auszusprechen, daß ein dazu Berufener die preußischen Volksschulen mit einer solchen Schrift, für den Zweck des Unterrichts geeignet, beschenken wolle. Die Aufgabe ist nicht leicht. Der bloße Rechtsgelehrte dürfte sie schwerlich lösen, der bloße Schulmann ebenfalls nicht. Es wird also dazu ein Gesetzkundiger, mit pädagogischem Tacte ausgerüstet, oder ein Pädagoge mit umfasser Gesetzkunde erfordert werden, Dabei möchte der Katechismus von „Schütz“ in seinen Abschnitten: „Begriff des Rechts, verschiedene Arten des Rechts, Verträge über Schenkung, Tausch, Kauf, Miethe, Verleihung, Schutz des Rechts, Nothwendigkeit der Verbindung der Menschen zu einem Staate, Rechte des Staatsoberhauptes, Rechtspflichten u. v. a., sowie die Art und Weise der Entwicklung?“ zu beachten seyn. Dieser Landes- oder Staatskatechismus müßte Alles

enthalten, was der Bürger in den gewöhnlichsten Verhältnissen des Lebens zu wissen nöthig hat, alles mit weiser Auswahl, wohlthätiger Ordnung und steter Angabe des Grundes, warum der Bürger des Staats oder ein Mitglied der Gesellschaft dieses zu leisten, jenes zu fordern habe. Wer sich überzeugt hat, daß etwas zum Bestehen aller Ordnung durchaus nöthig ist, wird sich leichter darein fügen, als wer ein bloßes Machtgebot vor sich hat. Auch dieser Hinsicht empfiehlt sich der Schützsche Katechismus. Eine bloße trockne Aufzählung der Gesetze wäre zwar etwas, würde aber bei weitem nicht das leisten, als eine in pädagogischem Tacte, mit steter Hervorhebung von Grund und Folge, dargestellte Entwicklung.

Dieser Katechismus müßte wohlfeil seyn, um in die Hände aller Kinder kommen zu können. Wäre dies der Fall, so würde sich nach und nach nicht nur eine Kenntniß der Gesetze im Volke verbreiten, sondern, was die Hauptsache ist, die so Unterrichteten würden auch Sinn haben für Alles, was als Gesetz erschiene; sie würden, weil sie schon etwas davon wüßten, die erscheinenden Verordnungen und Gesetze zu lesen suchen. Für diesen Zweck wäre es freilich besser, wenn z. B. die Exemplare der Amtsblätter, welche jede Gemeinde kaufen muß, anstatt zu den Acten geheftet, oder im Gerichtskretscham zum Einpacken von Wurst und Schinken verwandt zu werden, unter den Bewohnern des Orts in Umlauf gesetzt würden, so daß sich jeder Staatsbürger von dem unterrichten könnte, was von seiner Regierung verordnet wird, ohne sich diese Kenntniß erst durch ein Glas Branntwein im Wirthshause zu erkaufen; oder wenn der

Ortslehrer den Beruf fühlte, oder den Auftrag bekäme, allmonatlich die erschienenen Verordnungen der in der Schulstube versammelten Hausvaterschaft vorzulesen, ihren Sinn auseinanderzusehen und so allen Mißauslegungen gründlich vorzubeugen, dann aber die erläuterten Nummern in Umlauf setzte.

Nach einem vorangegangenen zweckmäßigen Schulunterricht darüber kann e wohl kaum an Theilnahme fehlen; und die anfänglich nur geringe wurde sich in der Folge schon steigern. Es fehlt nur am Anfange. Der rechte Lehrer kann viel, wenn er will. Um besten werden die allein und selbständig stehenden Dorflehrer es vermögen, denn sie werden nicht, wie dies an lehrerreichen Stadtschulen häufig genug der Fall ist, von entgegengesetzt wirkenden Kräften ihre Wirksamkeit beschränkt oder aufgehoben sehen. Bei sehr vielen Lehrern wird dies freilich nicht gehen, bloß aus dem einfachen, aber völlig zureichenden Grunde, weil sie nicht wollen. Wäre auf diesem Wege der Gesetzessinn geweckt, der Bürgersinn gebildet: gewiß würde dann manches Gesetz weniger übertreten, manches in den vorhandenen Gesehen verborgen liegende Gute träte wohlthätig hervor und Mancher, der fett aus bloßer Unwissenheit gesündigt hat, würde nicht bestraft. Die Entschuldigung, das Gesetz nicht gekannt zu haben, die in sehr vielen Fällen wohl bekannt ist, aber aus nahe liegenden Gründen keine Gültigkeit hat, am allerwenigsten eine allgemeine haben kann, würde dann, mindestens als eine begründete, seltener gehört werden.

Ohne Unterricht in der Schule wird man aber nie zu einem günstigen Ergebnis gelangen. Nur das, womit das Kind in der Schule bekannt gemacht wird, behält es für's ganze Leben lieb und lieber, als alles andere, was sich erst nachher um einen Play in seinem Geiste bewirbt. Der Grund liegt nahe. Die ersten Plätze sind in der Regel die besten, auch auf dem Boden des Geistes, An Beweisen fehlt es nicht, Lieder, die wir in der Jugend gelernt haben, wären sie auch, weder was ihren erhebenden Inhalt, noch ihren poetischen Werth betrifft, die besten, stehen uns höher, als alle andern, sich erst später in der Seele niedergelassenen. Aus diesem Grunde dürfte es auch – daß ich dies beiläufig berühre – bedenklich seyn, soviel sich in gewisser Beziehung gegen das Vielerlei des in den Volksschulen Gelehrtwerdenden sagen läßt, einen der Gegenstände ganz zu streichen. Zur formellen Bildung bedarf es der großen Anzahl von Unterrichts-Gegenständen nicht, Sie hat an der Hälfte genug, Aber die Schule soll für's Leben bilden; und Niemand wird sagen, daß nicht ein gewisses Maß von Kenntnissen aus jedem der auf dem Volksschul-Lehrplan vorkommenden Wissensfächern dem Staatsbürger auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Bildung nothwendig wäre. Darum werden alle diese Gegenstände ihren Platz auf dem Unterrichtsplane behalten müssen, womit keineswegs gesagt, ist, daß allen ein gleich großes Maß von Zeit gewidmet werden solle. Manche werden ganz in den Hintergrund treten können; es wird für die Zukunft schon genügen, wenn die Entlassenen sich bewußt sind: davon ist in der Schule, die ich besuchte, auch die

Rede gewesen. Nichts tritt nöthigen Verbesserungen hindernder in den Weg, als der Ausspruch der Erwachsenen: Zu meinen Zeiten kam so etwas in der Schule gar nicht vor. Jeder Lehrer wird wissen, wie viel Kämpfe ihm dies Urtheil bei Einführung von etwas Neuem gemacht hat. Dies berühre ich hier nur deshalb, weil die Anzahl der Gegenstände durch meinen oben ausgesprochenen Wunsch noch um einen vermehrt wird.

Zum Schluß nur noch eine Bemerkung. Man wird sagen: Die Rechtskunde ist recht wohlthätig, aber wir haben keine Zeit dafür in unsern Schulen. Zwar verdient dies keine Antwort, weil eine Schule, die keine Zeit hat, aus ihren Schülern Bürger zu bilden, ihre Aufgabe schlecht versteht. Denn aus einer Schule, die es für überflüssig oder für Nebensache halt, tüchtige Weltbürger zu bilden, dürften auch kaum die besten Himmelsbürger hervorgehen. Zu einem der wichtigsten Gegenstände muß sich Zeit finden lassen. In vielen Schulen wird z. B. die Kunde von Palästina mit einer Ausführlichkeit betrieben, die sich bei ruhiger Betrachtung des Gegenstandes und ohne Lamartinische Begeisterung für dies Land nicht wohl rechtfertigen läßt. Einige Kenntniß dieses Landes ist allerdings nothwendig; aber wozu wohl für Schüler in Volksschulen die Kunde aller kleinen Bäche und Gräben, aller Höhlen und Schluchten, aller Flecken und Dörfer, deren Stätte man nicht mehr kennt, aller Philisterstädte, woran in Europa kein Mangel ist? In 2 – 3 Stunden können die Schüler so viel von der Karte von Palästina gelernt haben, als sie von diesem Laude zu wissen brauchen. Wenn nur in

manchen Schulen wöchentlich $\frac{1}{2}$ Stunde für Palästina verwandt wird, so bliebe jährlich für vaterländische Gesetzkunde mindestens ein Gewinn von 15 – 20 Stunden. Auch die Zeit, welche auf Kenntniß der alttestamentlichen Geschichte verwandt wird, kann füglich etwas beisteuern. Hört man nicht in den meisten Schulen die Söhne Jakobs, die jüdischen Richter, die Könige von Juda und Israel mit bewundernswürdiger Fertigkeit hersagen, sowie noch tausend andere Dinge von gleicher oder ähnlicher Wichtigkeit? Hört man die Schüler nicht eine Masse jüdischer Gelehrsamkeit entwickeln, worüber man staunen muß? Man frage sie aber nah dem großen Kurfürsten von Brandenburg; – sie werden schweigen. Sie werden die jüdischen Ceremonial-Gesetze genauer kennen, als die Verfassung und die Gesetze ihres Staats, und es scheint nicht, wenn man dies so hört, als hätten unsere Schulen die Aufgabe, Christen und preußische Bürger, sondern Juden und Einwohner von Palästina zu bilden. Man kann ja thun, was das geschichtliche Element des Christenthums fordert; aber daß der pädagogische Christus jüdische Gelehrsamkeit und palästinische Geographie auf Kosten der echten Menschen- und Bürgerbildung fordern würde, wenn er unter uns lebte, davon kann ich mich schwer überzeugen.

Genug; an Zeit wird es nicht fehlen, haben wir erst einen guten Vaterlands-Katechismus, von der Behörde geprüft und empfohlen oder vorgeschrieben, und außerdem – guten Willen, dann wird es gehen. Unsere Schulen werden dann zur bürgerlichen Bildung ihres Volks einen würdigen Beitrag liefern.

Ueber die Bildung der Schulpräparanden.

Von

K. F. W. Wander in Hirschberg.

Der Seminar - Director Wenzel hat in den diesjährigen Schulnachrichten den Wunsch ausgesprochen, daß dem Präparandenwesen insofern mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden möge, damit hinfort weder Geistliche noch Lehrer sich der Vorbildung derselben unterziehen dürften, die nicht von der Kgl, Regierung eine besondere Erlaubniß dazu hätten, wie etwas Aehnliches bereits in Baiern der Fall sey. So naheliegend dieser Wunsch dem mit dem Bildungsstandpunkte und der jetzigen Bildungsweise der Präparanden Bekannten, so segensreich feine Verwirklichung unzweifelhaft für die geistige Hebung des Lehrerstandes auch seyn mag: so wird doch (im 105. Bde, der schles. Prov.-Bl. Mai, Juni) die Frage einer Untersuchung werth befunden: „Ist es nöthig und rathsam, die Schulpräparanden-Bildung von einer ausdrücklichen Erlaubniß des Staats abhängig zu machen? Dieselbe wird verneint und diese Ansicht durch mehrfache Gründe unterstützt, Der Gegenstand ist von einer solchen Wichtigkeit, daß er wohl eine weitere Besprechung verdient; weshalb es nicht befremden wird, daß sich auch eine Stimme aus dem Volksschullehrerstande selbst darüber vernehmen läßt.

Wenn ich mich nun vorn herein für Verwirklichung des vom Seminar -Director Wenzel ausgesprochenen Wunsches erkläre, so geschieht es weil ein solcher Wunsch aus der Be-

kanntschaft mit der Art und Weise, wie der Volks-Schullehrerstand seine Glieder für's Seminar vorbildet, oder vorgebildet erhält, hervorgeht. Derselbe lebt schon seit Jahren in meiner Seele; die Erfahrung hat ihn hervorgerufen und ihm Nahrung gegeben. Aber ich wollte nicht der Erste seyn, der in diesen Blättern darüber laut würde; es gibt Vorurtheile, die man zu respectiren hat!

Bei Lösung meiner Aufgabe ist es mir nun nicht möglich, die Widerlegung der am angeführten Orte aufgestellten Gründe zu umgehen. Jetzt waltet, nach der dortigen Meinung der Geist der Freiheit in derselben und dieser soll ferner walten, keine Schranke soll ihn hemmen, umso weniger, da er so günstige Früchte trägt. Doch es ist nicht alles Gold was glänzt; es verdient nicht Alles den Namen Freiheit, was man so nennt! Vor Allem möchte ich das Element, worauf die gegenwärtige Präparanden-Bildung beruht, nicht mit diesem Namen bezeichnen. An der Spitze der geistigen Speiseanstalt für Schulpräparanden, scheint mir, steht als Vorsteher der Zufall, und Madam Willkühr kocht zu, wobei es freilich selten genug eine gut besetzte Tafel, aber destomehr verdorbene Magen und leere Köpfe gibt. Ich weiß nicht, wie viel Fastnächte die Präparanden haben; aber Fasttage haben die meisten mehr als im römischen Kalender geboten sind. Manche haben eine solche Fertigkeit im Hungern erlangt, daß sie nicht einmal Appetit haben, wenn es etwas zu essen gibt. – Es klingt recht schön, daß Schullehrer junge Leute zu sich nehmen, sie in leichtern Disciplinen sich üben lassen, ihnen Unterricht in der deutschen Sprache, Geographie, Geschichte, Mathematik, Naturlehre u. s. w. er-

theilen; aber an wie viel Orten erhalten sie in diesen Gegenständen Unterricht? Wann erhalten sie ihn? und nah welchem Plane? – An sehr wenig Orten; in einzelnen, durchaus nicht festbestimmten, sondern von der Gunst der Umstände abhängigen Stunden; von einem bereits durch die abgehaltenen Amtsstunden abgematteten Lehrer. Da kein Lehrer eine besondere Verpflichtung hat, ihn zu ertheilen, so kann er ihn auch nach bloßem Belieben ertheilen; und wie groß das Belieben eines Lehrers ist, noch einige Stunden Unterricht zu geben, wenn er bereits 6 – 8 Stunden eine Kinderklasse von 50 – 100 bearbeitet hat, davon können sich die eine Vorstellung machen, welche eine solche Arbeit täglich vollbringen. Von Beaufsichtigung ist gar nicht die Rede. Das Resultat einer solchen Präparanden-Bildung? – Ihre Zöglinge sind auf die Schulbank zu lang und ins Seminar zu kurz. Viele Präparate erhalten von den Lehrern, bei denen sie sind, etwa in der Musik Unterricht, oder wenigstens Gelegenheit, sich zu üben; alles Uebrige – also das Meiste – bleibt ihnen selbst überlassen. Das ist freilich eine Freiheit ohne Maß, bei der aber Niemand mehr verliert, als der Lehrerstand.

Zwar wird versichert, daß die Königl. Regierungen am Schlusse jedes Jahres tabellarische Verzeichnisse sämtlicher Präparanden erhalten; aber dies ändert die Sache nicht. Denn ich habe noch nie gesehen, daß irgend ein Eingreifen von Seiten der Landesbehörde erfolgt wäre; und Tabellen allein dürften schwerlich die Bildung der Präparanden fördern. So viel ist wohl gewiß, daß die etwa bestehende Beaufsichti-

gung derselben, die mir übrigens völlig fremd ist. sich zuletzt auf eine bloße Formalität reducirt, was aber ihren wirklichen Einfluß betrifft, so gut wie keine ist.

Es sey mir erlaubt zu sehen, wie wohlthätig die angeblich in der Natur der jetzigen freien Präparanden-Bildungsweise liegenden Beschränkungen ihrem Wesen nach wirken können und wirken, Nicht Jeder, sagt der Fragsteller, kann sich dem Geschäft widmen, weil ihm die dazu nöthigen Kenntnisse fehlen. Daß das Letztere häufig der Fall ist, wird Niemand läugnen; daß aber dieser Umstand eine Schranke bilden sollte, möchte ich nicht zugeben. Daher zum Theil schreiben sich die Klagen über so viel unreife Schul-Aspiranten, weil auch solche Lehrer sich mit ihrer Bildung befassen, welchen eine über das Handwerksmäßige erhabene Ansicht des Schulstandes völlig fremd geblieben ist. Sie glauben sich nicht unbefähigt, weil sie einen andern Standpunkt nicht kennen, und meinen, daß ihre Zöglinge dann genug wissen, wenn sie ihnen das beigebracht haben, was sie zu lehren haben, welches den Lehrerstand entwürdigende Vorurtheil vielleicht noch von einzelnen Seminarien begünstigt wird. Bei dem jetzigen Stande der Dinge ist es keinem Lehrer, auch dem unfähigsten nicht, verwehrt, Präparanden zu bilden; denn über die Fähigkeit dazu hat Niemand anders zu entscheiden, als jeder Lehrer selbst; und welcher wird sich für einen unfähigen halten? Ich will nicht untersuchen, wie es mit dem Unterrichte in der Geschichte, Geographie, Mathematik u. dgl. steht, sondern nur an zwei Fächer erinnern, die ein Haupt Unterrichts-Gegenstand in der Schule sind, und deren Bebauung in unsern Tagen Keinem

erläßlich ist – deutsche Sprache und Rechnen. Welche Resultate liefert hier die freie, d. h., nach meiner Uebertragung, die willkührliche Präparanden-Bildung?

Was besonders den letztern Gegenstand betrifft, so spricht sich der gegenwärtige Reg.- und Schulrath Kawerau in den letzten Schulnachrichten (1837) S. 75. leider zu wahr so darüber aus: „Noch so Manches war in der Vorbildung (der Präp.) zu wünschen, namentlich fortwährend im bewußten und fertigen Rechnen und im lautrichtigen Lesen. In dieser Hinsicht steht's wirklich noch mit den meisten Präparanden schwach. Ich kenne Landschulen, in denen die 12 – 14jährigen Knaben und Mädchen viel besser und umsichtsvoller rechnen können, als drei Viertel aller unserer Präparanden. Mir ist es unbegreiflich, daß in einem so leichten Fache, als das Rechnen ist, nicht mehr geleistet wird. Das Urtheil eines Seminar Directors hat hier Gewicht. Unbegreiflich ist es mir nun eben nicht, daß so wenig geleistet wird; denn ich habe gesehen, wie man es treibt; ja ich hab' es an mir selbst erlebt. Aber eins ist mir unbegreiflich; dies, daß man schon seit Jahrzehenden von Seiten der Seminar-Directionen über Unreife der aufzunehmenden Präparanden klagt. Früher, als noch die meisten Schulstellen mit Zöglingen älterer Seminarien besetzt waren, die noch nicht die Weihe des durch Pestalozzi ausgegossenen Geistes der Schulreformation, wie sie in den neuen Seminarien ertheilt wird, erhalten hatten, sagte man sich tröstend: „Laßt erst nur die Lehrer des Landes Zöglinge unserer Seminare seyn; dann werden andere Präparanden ankommen.“ Das Abtreten jener ältern Lehrergeneration dürfte nun wohl großentheils

erfolgt sein; haben die Klagen aufgehört? Im Jahre 1837 lesen wir: „Unsere Präparanden rechnen noch nicht so gut, wie die 12 – 14jähr. Kinder einer Landschule.“

Niemand sage, daß ‘diese Schilderung übertrieben sey; sie ist ein durchaus treuer Zug von dem Gemälde der gegenwärtigen Präparanden-Bildungsweise und ihren Resultaten, wobei mir nichts unbegreiflicher ist, als daß man von Jahr zu Jahr klagt und den Grund des Uebels fortbestehen läßt, der kein anderer ist, als die völlig planlose, rein dem Zufall preisgegebene Vorbildung der Schulpräparanden, die beinahe so gut wie keine ist; und ich habe mich der Verwunderung nicht erwehren können, als ich den bemerkten Aufsatz las, der eben diesen Stand der Dinge vertheidigt. Mancherlei Fragen stiegen in mir auf, „Wird,“ dacht ich, „diese Vorbildungsweise wirklich für gut gehalten? Oder ist grade eine Gegend die glückliche, welche dem Seminar auf eine würdige, gründliche, genügende Weise vorarbeitet?“

Steht es mit dem Rechnen und Lesen, diesen ersten Elementen der Bildung, angeführtermaßen, so können die Leser einen Schluß auf die Kenntnisse in der Religion, so fern sie sich über das Hersagen des lutherischen Katechismus und der biblischen Bücher, als bloßen Vedächtnißwerkes, erhebt, Geschichte, Geographie, deutsche Sprache 2c. machen. Mit Stylproben würden hier die Seminare dienen können, wie sie es in Schulzeitungen bereits gethan haben,. Nach solchen Resultaten urtheile man, ob wohl Unfähigkeit, die auch im bloßen Zeit- und Kraftmangel bestehen kann, für die Lehrer eine Schranke ist, welche sie von der Präparanden-Bildung zurückhält, Die Erfahrung sagt: Nein.

Beleuchten wir den andern Grund, der als in der Natur der Sache liegend für die Beschränkung der Präparanden-Bildung angeführt wird. Er soll darin liegen, daß der fragliche Lehrer einen eisernen Fleiß und eine vorzügliche Liebe zum Schulfache besitzen müsse, um sich, nachdem er 6 Stunden mit den Jagendunterrichte beschäftigt gewesen ist, noch dem Unterrichte der Präparanden zu widmen, wobei ein unausgesetztes Nachdenken und eine stete Aufmerksamkeit erfordert werde. Ich würde unbedingt beistimmen, wenn der Satz hieße: „Wer Präparanden bilden will, muß diese Eigenschaften besitzen; allein der umgekehrte Schluß: „Wer Präparanden bildet, besitzt diese Eigenschaften“, widerspricht in gleichem Maße der Logik, wie der Erfahrung; und um daran zu glauben, müßte ich noch nie Präparanden haben bilden sehen; ich selbst müßte keiner gewesen seyn,

Ich läugne damit keineswegs, daß es solche Lehrer gibt; ich bestreite nur, daß der Vergnügungssüchtige, der Träge, der Kenntnißlose und Eigennützigte von selbst von dem Geschäft der Präparanden: Bildung ausgeschlossen werde, was die Erfahrung gradezu widerlegt. Kenntnißlosigkeit schließt Niemand aus, weil Der sich gewiß zuletzt für kenntnißlos hält, welcher es ist, auch der Knabe, welcher sich dem Schulfache widmen will, unmöglich beurtheilen kann, ob der Lehrer, der ihn bisher beschult hat, die nöthigen Kenntnisse zur Präparanden-Bildung habe oder nicht, was eben so wenig seine Eltern können; und wenn sie es auch ahnten, so würden sie doch aus ökonomischen Rücksichten den Sohn lieber am Orte lassen, als ihn einem auswärtigen Lehrer übergeben. Dem Trägen und Vergnügungssüchtigen aber

sind Präparanden grade willkommen; sie können solche Leute gut gebrauchen. Aufs Lernen kommt's nicht an, dafür sind die Seminare; und wenn der Präparand im Examen durchfällt, so ist das sein Unglück.

Gern geb' ich zu, daß in manchen Gegenden grade und überall das Gegentheil von dem stattfindet; sonst aber hab' ich an vielen Orten bemerkt, daß die Bildung der Schulpräparanden im Argen liegt. Ja es ließe sich dies schon ohne alle Erfahrung a priori beweisen, weil sie ja eine planlose, völlig willkürliche, durch nichts verbürgte ist; Planlosigkeit kann aber nie zuverlässig gute und erwünschte Früchte verheißen.

Um zu beweisen, welche günstigen Resultate das gegenwärtige Präparandenbildungs-System hervorbringe, wird angeführt, daß von 63 Präparanden, die zur Prüfung in das katholische Seminar für Schullehrer nach Breslau kamen, 56 aufgenommen worden sind, was einen schlagenden Beweis abgeben soll, daß das gegenwärtige Präparandenwesen auch ohne weitere Einschränkung, d. h. ohne Plan, ohne Aussicht, ohne Einheit etc., seinem Zwecke entspreche.

Worin indeß das Schlagende liegt, kann ich nicht herausfinden. Es ist möglich, daß von den 63 Präparanden wirklich 56 die nöthige Reife gehabt haben; indeß läßt sich aus der Annahme von 56 schwerlich der Schluß herleiten, daß sie reif gewesen seyn müssen, denn es sind auch schon unreife Präparanden angenommen worden. Was anders wäre es, wenn die Wirksamkeit der Schullehrerseminare auf so lange vertagt werden könnte, bis sich stets eine hinlängliche Anzahl reifer Subjecte vorfände; das ist aber nicht möglich,

Der Tod hebt jährlich eine Menge Lehrer aus; ihre Stellen müssen besetzt werden; das Bedürfniß fordert jährlich eine bestimmte Summe; was bleibt der Seminardirection übrig, als von den Anwesenden die besten auszuwählen, bis die Anzahl erreicht ist? Jene 56 Präparanden konnten vielleicht weit weniger Vorbildung und Geisteskreise besitzen und das Seminar mußte sie doch annehmen, bloß um dem Bedürfniß zu genügen. Daraus läßt sich höchstens ein niederschlagender Beweis für die dem Zufall überlassene Präparanden-Bildung, aber kein schlagender für ihre Reife ziehen. Und daß auch wirklich jene 56 nicht genügt haben, läßt sich schon aus dem Wunsche des Seminar-Director Wenzel absehen; denn wer mit dem Stande der Dinge zufrieden ist, wünscht nichts Besseres.

Eine Beschränkung der Präparanden-Bildung, wie die vom Sem.-Dir. W. gewünschte, soll aber nach dem Eingangsgedachten Aussage auch deshalb überflüssig seyn, weil, wenn ja die Unfähigkeit es unternehme, Präparanden zu bilden, der Erfolg sie bald von diesem Geschäft abbringen würde. Das ist aber mindestens ein seltsamer Grund, der den Brunnen zudecken heißt, wenn das Kind ertrunken ist, Mit andern Worten: „Man lasse immerhin ungeschickte Lehrer die Bildung einiger Schul-Aspiranten verpfuschen; es wird wohl einst eine Zeit kommen, wo entweder der Pflücker, oder der Verpfuschte es gewahr werden, und dann wird sich die Sache schon von selbst geben. Gehen auch die schönsten Bildungsjahre einiger Jünglinge darüber hin, so haben sie doch dazu gedient, ihren Lehrer von der Präparanden-Bildung abzubringen. Sie selbst werden, wenn sie das

17te Jahr erreicht haben und zur Prüfung ins Seminar kommen, schon erfahren, daß es mit ihrer Bildung nichts ist.

In diesem Falle soll erst das Einschreiten der hohen Landesregierung zulässig seyn; und ich würde dann allen auf diese Weise im Seminar zur Erkenntniß gebrachten Jünglingen rathen, sich an die betreffende Behörde mit der Bitte zu wenden? „Gib mir meine verlorene Jugend wieder!“

Ueber die Bildung der Schulpräparanden,
Von
K. F. W. Wander in Hirschberg.
(Beschluß)

So viel hat mir die Erfahrung gelehrt, soll es je mit der Bildung der Schullehrer eine andere bessere, Gestalt gewinnen, so muß vor Allem die Vorbildung fürs Seminar eine ganz andere werden, Welcher Stand, der nicht nur auf Bildung Anspruch machen , sondern selbst bilden soll, erhält wohl eine mangelhaftere Vorbildung, als der Schulstand. Noch fehlt zum ganzen Bildungsgebäude nichts – als der Grund; den kann aber das Seminar nicht geben, es muß ihn voraussetzen und darauf fortbauen. Was kann es aber jetzt darauf bauen! Was soll es mit 17jährigen Leuten anfangen, die noch nicht besser als 12 – 14jährige Kinder lesen und rechnen, oder vielmehr noch nicht einmal so gut! Ich möchte bittere Thränen weinen, wenn ich sehe, wie man meist – Ausnahmen gibts in jeder Regel – die jungen Leute fürs Seminar und also fürs Schulamt vorbildet, und zum Theil, weil

es an Anstalten für eine bessere Bildung fehlt, Vorbildern muß. Während der Knabe, welcher einst studieren, oder sich dem Baufache, der Landwirthschaft, dem Forstwesen etc. widmen will, von seinem 12. oder 14. Jahre einer Anstalt übergeben wird, die ihn regelmäßig beschult, bleibt der dem Schulfach sich widmende Knabe von seinem 14ten Jahre ohne regelmäßigen Unterricht. Wie er früher gelesen, geschrieben und gerechnet hat, so läßt er jetzt lesen, schreiben, rechnen und lernt wenigstens klimpern, was zum Handwerk gehört. Er kann sich glücklich preisen, wenn er, außer in der Musik, täglich eine Stunde wissenschaftlichen Unterricht erhält, der aber noch den häufigsten Unterbrechungen ausgesetzt ist. Er gibt auf die Schreiber acht, zieht Linien, bessert Federn, korrigiert Hefte, schreibt tüchtig Noten, und der Geist? – der ist beim Schulmann, scheint man zu glauben – Nebensache, Während der das Gymnasium besuchende Jüngling sich vom 12. (14.) bis 18. Jahre in eine der oberen Klassen hinaufgearbeitet, oder schon universitätsreif ist, schreibt der Schul-Präparande – Noten und buchstabiert den Kindern vor, oder übt sich in ähnlichen bildenden Disciplinen. Ist er 17 Jahr, so läßt er sich prüfen und kommt – ins Seminar. Das heißt praktische Bildung, wenigstens den Lehrerstand stets auf dem Punkte zu erhalten, daß ihm seine Stellung im Leben nie recht klar wird.

Von einer Seite fordert man von ihm, er soll erziehend unterrichten, er soll sich des Gegenstandes bemächtigen, den er zu lehren habe, weil es in dessen Kopfe, der den Geist der Kinder aus dem Schlafe zu wecken die Aufgabe habe, selbst erst klar seyn müsse. Nun aber frage ich, ob sich je ein

Mensch eines geistigen Berufes bemächtigen könne, der nicht selbst eine durchgreifende Geistesbildung erhalten habe. Kann die gegenwärtige Vorbildung der Lehrer dazu führen? Gewiß nie. Will man den Zweck – – eine würdige Jugendbildung, wie sie das 19te Jahrhundert inmitten des durchgebildetsten Volkes Europa's verlangt, so muß man auch das Mittel wollen – eine würdige Bildung der Lehrer. Diese kann aber nicht anders erfolgen, als daß man allen Denen, die sich dem Schulfache widmen wollen, von ihrem 14. Jahre, oder wenn sie sich schon früher dazu entschließen sollten, von ihrem 12. bis 18. Jahre eine regelmäßige und gründliche Schulbildung erteilt, ähnlich der, wie sie die Glieder anderer gebildeter Stände, die keines Universitätsstudiums bedürfen, erhalten, z. B. Kaufleute, Post- und Forstbeamte etc., kurz die Bildung einer höhern Bürgerschule. Jeder Schulpräparand müßte wenigstens die erste Klasse einer solchen Schule besucht und dort das Zeugniß der Reife erhalten haben, wenn er ins Seminar, das ihm die besondere Fachbildung zu geben hätte, aufgenommen werden sollte. Dann könnte man auch den Seminarien eine andere Aufgabe stellen; und binnen einem Jahrzehend schon würden sich die Wirkungen einer so wohlthätigen Reform zu zeigen anfangen, Aber man wird sagen: 1) das Praktische würde Lehrern, auf diesem Wege gebildet, fehlen. Es ist besser, sie wachsen in der Schule selbstarbeitend auf und dienen gleichsam von der Pike an. Ich antworte: Nicht das Praktische würde ihnen fehlen, denn das gibt eben das Leben mit den Kindern; wohl aber viel von dem Mechanischen, was sie sich anlernen und was kein Seminar mehr austilgen kann.

Nur wer den Volksschullehrer-Beruf für ein Handwerk hält, kann meinen, daß auf diesem Wege praktische Bildung der Lehrer möglich sey. Mit Glück wird sicher allein der unterrichten, der einen gewissen Grad geistiger Durchbildung erlangt hat. Oder wie käme es denn sonst, daß der nicht in der jetzigen Präparandenbildungs-Manier gebildete Schulrevisor mit ein paar einfachen Fragen den Kindern einen Begriff klar macht, womit sich bereits ein Lehrer, welcher die sogenannte praktische Bildung erhalten hat, lange vergeblich abgemüht! Praxis seht Theorie voraus. Haben die Lehrer erst eine gediegene theoretische Bildung; die praktische wird sich ihnen leicht geben lassen, insofern sie nicht durch Selbstthätigkeit im Fache erworben werden muß. Ich kenne Lehrer, die bis zu ihrem Eintritt ins Seminar ein Gymnasium besuchten und vor ihrer Anstellung, die Seminar-Ubungsschule ausgenommen, nie in einer Schule gearbeitet hatten; und ich kann versichern, daß sie gewandtere Lehrer sind als viele, welche die Notenschreiber-, Federbesserer- und Linenzieher-Carrière gemacht haben. Wer etwas weiß, lernt das Mittheilen leicht; schwerer wird es aber dem, der lehren soll, ohne selber viel zu wissen.

Man wird 2) der von mir vorgeschlagenen Präparanden-Bildung entgegenstellen, daß sie in die Lehrer den Geist des Dünkels pflanzen werde, der sie über ihren Wirkungskreis erhebe und ein Mißverhältniß zwischen ihnen und dem Schulrevisor herbeiführe. Darauf habe ich theils zu erwidern, daß diese Klagen so alt sind, wie die über schlechte Zeit, sintemal schon Abraham à St. Clara in seinem „Etwas für Alle“ entrüstet in die Welt hinausruft: „Ein deutscher

Schulmeister will sich schwingen über alle Theologos; theils daß der Geist des Dünkels allemal seinen Wohnplatz im leersten Kopfe, bei der mangelhaftesten Bildung nimmt. Je mehr der Mensch weiß und je gründlicher er etwas weiß, desto weniger wird man diesen Geist, der eigentlich sein Geist ist; bei ihm spüren. Damit hebt sich auch die Furcht eines Mißverhältnisses zwischen den geistlichen Schulrevisoren und den also gebildeten Lehrern; im Gegentheil würde dieser Bildungsweg beide Stände einander näher rücken; es würde eine Art wissenschaftliches Miteinanderleben möglich werden; die kleinlichen Eifersüchteleien, welche zwischen beiden Ständen bestehen und der guten Sache der Jugendbildung so häufig schaden, würden nicht mehr seyn, Der Geistliche dürfte nicht ehr mitleidig und achselzuckend auf das in vielen Stücken dürftige Wissen und auf die Beschränktheit des Urtheils der unter seiner Aussicht wirkenden Lehrer herabsehen, und diese würden wiederum nicht manche vielleicht recht gut gemeinte Aeüßerung ihres Revisors argwöhnisch und übeldeutend aufnehmen und mit einer anderen Art von Stolz, dem auf ihre pädagogische Bildung, die dem Revisor in dem Umfange, wie sie ihnen zu Theil geworden ist, darum vermeintlich fehle, weil er nicht vom 14. Jahre an handwerksmäßig geschulmeistert habe, zu ihm hinaufblicken.

Ein weit haltbarer, als der eben besprochene Einwand, wäre 3) der, woher die Mittel zur Bestreitung einer solchen Vorbildung nehmen. Hier kann ich freilich, um nicht zu weitläufig zu werden, nur. sagen, daß in einem Lande, wie dem unseren, wo schon so viel möglich gewesen ist, auch

noch dies zu ermöglichen seyn würde, daß man, wo man durch Gründung von Lehrerseminarien bereits B gesagt hat, durch eine gründliche Vorbildung ihrer einstigen Zöglinge auch werde wissen A zu sagen.

Mit der höhern Bildung des Volksschullehrerstandes würde auch seine Achtung im Publikum steigen und sie würde ihm Söhne wohlhabender Eltern zuführen, die selbst einige Opfer zu bringen im Stande sind.

Doch die Verwirklichung dieses Gedankels dürfte noch etwas fern liegen; weshalb es gut seyn möchte, wenn die Präparanden-Bildung nur einzelnen, von den Königl, Regierungen eigends dazu ernannten Geistlichen und Lehrern übertragen würde. Nur ein Zusammenwirken mehrerer Kräfte kann sie fördern. Es ist unmöglich, einem Lehrer sie aufzubürden. Ein Schulpräparand muß wenigstens wöchentlich 24. Stunden Unterricht erhalten, wenn er von seinem 14 – 17, Jahre einigermaßen würdig fürs Seminar vorgebildet werden soll. Welcher Lehrer ist im Stande, außer seinen Amtsstunden und Arbeiten noch täglich 4 Stunden einem Präparanden zu widmen? Es geschieht auch wohl nirgends. Aber Prediger und Lehrer im Verein können eher etwas Erspreißliches leisten; und daß dies an einzelnen Orten geschehen mag, will ich gern zugeben, zumal der bisherige Director Kawerau dergleichen Fälle rühmend anführt, Ob es aber für die innere Hebung des Lehrerstandes, sowie ganz besonders für die Sache der Volksbildung, die von jener gewissermaßen abhängt, wohlgethan seyn dürfte, wenn dies allgemeiner würde und wenn die also vorgebildeten Schulaspi-

ranten nur auf $\frac{1}{4}$ Jahr als Gäste ins Seminar zu senden wären, möchte ich stark bezweifeln, Wer Lehrer werden will, nehme einen ordentlichen Bildungsgang. Mit dem monatlichen oder vierteljährigen Abthun im Seminar ists eine bedenkliche Sache. Mag die Noth in dem Jahrhundert der Eisenbahnen Eisen brechen; aber die Gewerbefreiheit muß nicht so weit ausgedehnt werden, daß man ihr erlaubt, Lehrer, oder hier richtiger, Schulmeister zu fabriciren. Es kommt dann nur gar zu leicht, daß sich Jemand mit kartoffelüberfülltem Magen, oder mit sorgenbeladenem Herzen zu Bette legt, und des Nachts geräth der Geist – ich will nicht sagen der Geist Gottes – über ihn und ruft ihn fürs Schulfach auf. Er geht auf eine kurze Zeit in irgend eine Schule, macht dann sein – gewöhnlich sehr leichtes Examen, weil man in der Noth vielleicht $1\frac{1}{2}$ Auge zudrücken muß und der Lehrer ist fertig.

Eine solche Lehrerbildungsweise nur geeignet, das Vorurtheil zu nähren, daß Jeder, der zu sonst nichts taugt, zum Schulmeister gut genug sey; und sie würde bald dazu führen, daß Diejenigen, welche in der Welt nichts mehr anzufangen wissen, anstatt, wie früher, unter die Soldaten zu gehen, nun unter die Schulmeister gingen, wären sie auch bereits mit den Zehngebotten in die fatalsten Collisionen gerathen. Gewiß keine interessante Aussicht, – Auch ist die Noth an Lehrern bei Weitem nicht so groß, um zu solchen außerordentlichen Maßregeln zu greifen. Fürs erste dürften nur weniger neue Adjuvanturen geschaffen werden, welche die äußere Stellung der Hauptlehrer oft verkümmern und den Hilfslehrern, weil die Zahl der neuen Lehrerstellen nicht in gleichem

Verhältniß steigt, nur eine trübe Zukunft verheißen, woher es auch kommt, daß um die dürftigste Schulstelle eine solche Menge Hülflehrer als Bewerber sich sammeln, daß jeder, auch der schlechteste Posten, ehe man zu einer Verbesserung gezwungen worden ist, besetzt wird, weil es stets Hülflehrer gibt, die ihr 8 – 12jähriges Adjuvantenthum für die Knechtschaft einer mit Selbstständigkeit verbunden scheinenden Lehrerstelle hingeben und jede Vokation unterschreiben, welche Bedingungen sie auch enthielte, Und was die Noth gebildet, das richtet sie auch bald zu Grunde – den Menschen im Lehrer.

Es scheint mir eine Ungerechtigkeit gegen die jungen Leute zu seyn, wenn man ihnen den Weg ins Schulfach, wozu besonders die Vorbereitung fürs Seminar gehört, ungewöhnlich leicht macht, so daß man vollständige Seminarbildung als entbehrlich umgeht und bloß deßhalb, um eine Menge Arbeiter in den Schulwein- oder vielmehr Dornenberg-zu bekommen, von denen viele vielleicht ein Jahrzehend um einen Lohn arbeiten müssen, welcher den eines tagelöhnernden Eckenstehers nicht erreicht. Jede Umgehung der Gesetze schadet. Ist einmal ein dreijährige Seminarkursus festgesetzt, dann muß ihn jeder Schulamtszögling durchmachen, ob es an Adjuvanten fehlt, oder nicht. Unter zwei Uebeln ist stets das kleinere zu wählen. Nun ist es aber offenbar ein weit geringeres Uebel, es bleibt eine Schule 3. Jahr ohne Hülflehrer und der Unterricht wird auf die Hälfte reducirt, oder nah Umständen theilweis ausgesetzt, als daß ein Lehrer weder halb noch ganz an Bildung hinausgeschickt wird in die Welt, um einen nachtheiligen Einfluß auf

mehrere Generationen von Kindern ganze Jahrzehende auszuüben.

Auch seit es mir eine Ungerechtigkeit gegen die, welche den Seminarkursus machen müssen. Wie kommen sie dazu, daß sie einen dreijährigen Bildungsweg gehen müssen, während Andere nur als Gäste ins Seminar kommen, um etwas von der Seminarbildung zu kosten und mit den gesammelten Wissensfragmenten hinaus geben und sich als ausgebildete Lehrer präsentieren? Und welchen Vorzug haben denn die Zöglinge des Seminars mit ihrem dreijährigen Kursus vor den sogenannten Seminargästen bei Besetzungen ? So viel mix bekannt ist, keinen. Die Gemeinden, welche die Wahl haben, wählen, wer ihnen gefällt, wenn er wählbar ist, und fragen viel nach einem 2jähgigen oder 3jähigen Kursus. So ungleiche Anforderungen und auf der andern gleiche Rechte, und vielleicht kann es sich treffen, daß ein wirklich im Seminar durchgebildeter Seminarist einem bloßen Seminargaste bei einer Anstellung nachstehen muß.

Lieber die Adjuvantenstellen beschränkt, als Zöglinge der Noth, welche zwar die Mutter der Künste, aber nicht die Bildnerin tüchtiger Lehrer ist, in die Schulen geschickt. Ein tüchtiger Lehrer leistet unbedingt unter 150 – 200 Kindern weit mehr, als zwei schlechte, oder ein guter, dem aber ein zugeschnittener und lauer wie eine Hemmkette in die Speichen des Schulwagens gelegt wird.

Wenn ich nun das Gesagte mit wenig Worten zusammenfasse, so ist es dies: 1) Die Lehrerbildung fordert, wenn sie eine würdige seyn soll, auch eine angemessene Vorbil-

derung. Der Schulpräparand habe die Kenntnisse eines Primarschülers einer höhern Bürgerschule, wenn er ins Seminar aufgenommen wird. Ehe es aber dahin kommt, werde 2) die jetzige Präparanden-Bildungsweise unter strenge Kontrolle gestellt und nur den Geistlichen und Lehrern anvertraut, welche sich nicht nur dafür eignen, sondern auch die nöthige Mühe dazu besitzen. Lehrer, die sich der Bildung von Schul-Aspiranten unterziehen wollten, würden sich auch – wenn es die betreffende Behörde verlangen sollte – eine Prüfung gefallen lassen; denn sehr wahr wird gesagt: „Ein tüchtiger Landschullehrer ist darum noch kein tüchtiger Präparanden-Bildner.“ Dennoch ist man gegen eine Prüfung, obgleich kein Zimmermeister ein Haus bauen darf, ohne dargethan zu haben, daß er die dazu nöthigen Kenntnisse besitze. – Es werde nicht ferner der Willkühr überlassen, ob die Präparanden in einem Tage oder einer Woche einige Stunden Unterricht erhalten oder nicht, und worin; sondern der Unterricht werde nach einem bestimmten, entweder von der Königl. Regierung oder der Seminar-Direktion vorgeschriebenen Lektionsplane ertheilt und beaufsichtigt, weil es kaum eine kostbarere Zeit gibt, als die vom 14. bis 17. Jahre, 3) Die bloße gastweise Besichtigung des Seminars ohne Durchmachung eines regelmäßigen und gesetzlichen Cursus ist ein auf das Gedeihen des Volksschulwesens, sowie auf die Hebung des Lehrerstandes sicher nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleibender Uebelstand, der die baldigste Einschränkung und Aufhebung verdient.

Ueber die schlesische Orthographie.

Von

K. F. W. Wander in Hirschberg.

I. Wie sieht es mit dem Vorwurf, den man so vielen schlesischen Lehrern macht, als schrieben sie die Harnisch'sse Orthographie und als sey ihre Schreibung eine wunderliche und lächerliche?

„Ein Buchstabe kann weder seelig machen, noch verdammen

In vielen Zeitschriften ist, wenn sich nur irgend eine Gelegenheit dazu findet, von schlesischer Orthographie die Rede. Man ergießt sich dann in schmerzlichen, melancholischen, oft bitteren Klagen über sie. Wer die Sache nicht genauer kennt, muss denken, wir leben in einer namenlosen Verwirrung und die schlesische Orthographie ist ein wahres Monstrum. Darum konnte man auch schon vor mehreren Jahren in der ersten pädagog. Zeitschrift Deutschlands (Rhein.-Bl.) lesen? „Dort (in Schlesien) herrscht theilweis schon eine babylonische Sprachverwirrung; der eine Lehrer hat die Rechtschreibung von Olivier, ein anderer die von Krug, ein dritter die von Wolke, ein vierter die ursprüngliche von Harnisch, ein fünfter eine Mischung von Olivier und Wolke, ein sechster ein anderes Mixtum in

seine Schule eingeführt. Man denke sich das einmal! Was soll daraus werden, wenn die Sache so fortgeht?“

Nach dieser Schilderung haben wir nichts als eine verwirrungsvolle, trostlose Zukunft vor uns. Ich frage alle unbefangnen Schlesier: Ist die Sache so schrecklich? Wissen sie etwas von der vielköpfigen, alles in Babylonismus versetzenden Orthographie? Ich könnte darüber schweigen, wie ich es Jahre lang, trotz mannigfacher Ausforderungen, mich, oder die Sache zu vertheidigen, gethan habe. Aber zwei, im Jahre 1836 gegen die schles. Orthographie gerichtete Angriffe bestimmen mich, hier ein paar Worte in einzelnen Artikeln zu sagen.

Beide Angriffe erfolgten bei Beurtheilung meines „Sprüchwörterschatzes.“ Der Rezensent A. schließt seine Begutachtung mit den Worten: „Was wir an dem Buche Tadelnswerthes finden, ist die – leider in Schlesien sehr weit verbreitete – Orthographie à la Harnisch.

Mit viel größerem Eifer entlässt der Beurtheiler B. das Buch. „Der Verfasser bedient sich, sagt er, einer wunderlichen, ja lächerlichen (!), leider in Schlesischen Schulen überhand nehmenden Schreibung, die übrigens bisher nirgend im Volk Anklang fand und nur in den Schriften ihrer Anhänger eine bejammernswerthe Rolle spielt. Nach dieser Schreibung gibt es kein äü, eu; dafür muß hinführo geschrieben werden: aú, eú, also: Häuser, Leúte – ohne (?) allen erweislichen Grund; denn das mittelhochdeútsche (mhd) iu ist regelmäßig nhd (neúhochdeútsch) zu eu, áu geworden. Freilich hat der Entdecker jener unsinnigen Schreibung an sol-

che Dinge nicht gedacht, wie es denn überhaupt für Sprachpfuscher keine Geschichte gibt. – Ferner schreibt der Verfasser kk, statt ck, was als unbequem und geschmacklos nie aufkommen wird; und dasselbe gilt auch von dem Schluß-ss. Der Unterschied des ß und ss wird jetzt ziemlich allgemein richtig gebraucht. (Doch schon? Das ist schön, also helfen doch die Neuerungen); „so lange aber unsere Druckereien kein Zeichen für ss gießen lassen, mag das ß in seiner alten verjährrten Würde bleiben. Wirkliche Verbesserungen in der Schreibung dürfen nicht aufgegeben, aber solche Sthreibungs-Umtriebe, wie die mit au und eú sollten billig von Regierungswegen verboten werden.“

Was meinen die Leser dazu? Es fehlt nicht viel, so hätte der Eifer um einen Buchstaben den geehrten Beurtheiler gefressen. Merkwürdig ist es offenbar, dass beide Recensenten grade in dem Punkte der Orthographie zusammentreffen. Auch machen beide die Schreibung nicht mir allein, sondern vielen schlesischen Schulmännern zum Vorwurf. Dies letztere ist es vorzüglich, was mich bestimmt, das Wort zu nehmen, um vielleicht eine deutliche Ansicht, wenn auch nicht selbst zu geben, doch möglicher Weise zu veranlassen, was ich durch diesen und noch ein paar folgende Artikel bezwecke. Ich will jedoch dadurch nur die Sache und alle Diejenigen vertheidigen, die sich mit mir auf dieselbe Weise angegriffen fühlen.

Also, man nennt fürs Erste die von mix gebrauchte und in Schlesien sehr weit verbreitete Orthographie die Harnischsche. Ob diese Behauptung begründet sey, wolle

man aus dem Folgenden entnehmen. Unsere Rechtschreibung beruht auf der Befolgung der drei bekannten Schreibgesetze: Achtung der Aussprache, der Abstammung und dem begründetsten Schreibgebrauch. Wer diese drei Gesetze im Wesentlichen befolgt, von dem kann man nicht sagen, dass er eine eigene Orthographie schreibe. Ich sage im Wesentlichen; denn einzelne Abweichungen hat man sich von jeher erlaubt, soweit die Geschichte unserer Sprache reicht. Die Aussprache allein kann nicht überall Regel seyn, denn sie ist an verschiedenen Orten verschieden¹; aber im Allgemeinen fühlt man die Uebereinstimmung zwischen Laut und Bezeichnung recht gut heraus. Der Stamm an sich kann eben so wenig alleiniges Gesetz werden; theils liegt er von vielen Wörtern im Dunkeln, und wie viel uch die historische Sprachforschung in unsern Tagen für Lichtung dieses Sprachgebiets gethan haben mag – vollkommne Klarheit wird sich über das dunkle Gebiet der Wurzeln kaum verbreiten lassen; und würde das Ziel auch errungen, so hätte es gewiss unübersteigliche Schwierigkeiten, die Schreibung in allen Fällen stammgemäß zu machen. So wenig nun unsre Schreibung in allen Fällen der Aussprache und Abstammung entspricht; ebenso hat sie ihre Abweichungen vom Schreibgebrauch. Im Allgemeinen aber herrscht derselbe.

¹ Und wenn man auch sagte, man müsse nach der besten Aussprache schreiben, so müßte man mit Seüme fragen; „Wo ist der beste Dialekt, da viele Provinzen auf die Diktatorschaft in der Sprache gleichen Anspruch haben. In England entscheidet Koventgarten als das Centrum der Nationalstimme und in Frankreich die Akademie. Was soll in Deutschland entscheiden?“

Der Eine weicht in diesem, der Andere in einem andern Punkte ab. Das ist so natürlich, dass man sich wundern müßte, wenn's nicht so wäre. Eine allgemeine Sprachverwirrung daraus zu folgern, ist bloß eine logische Freiheit, Wer reibt, will verstanden werden; er wird also auch so schreiben müssen, dass er verstanden werden kann. Mit dem Kopfe dess, der schriebe, um nicht verstanden zu werden, müsste es in der That sonderbar stehen. Von alle den Millionen, welche die deutsche Sprache schreiben, wird gewiss Jeder irgend eine andere Abweichung haben; und nicht Zwei von Allen, die in Deutschland deutsch schreiben und nebenbei denken – schreiben vollkommen gleich. Ich wäre begierig, den angebeteten Schreibgebrauch, den unsichtbaren Götzen, einmal in Natur vor mir zu sehen, um dadurch ein deutliches Bild von dieser sonderbaren Respectsperson zu erhalten. Wo ist er denn? Man sage es mir, damit ich hingehe und alle unreifen eigenen Grillen auf seinem Altare opfere. Ich weiß wol, man wird antworten: Siehe wie unsere | Klassiker schreiben. Das ist aber eine Aufgabe, deren Lösung auf denselben Punkt zurückführt, von dem man ausgegangen ist. Ich hab' es gethan, Was aber an sich wahr seyn muss, dafür braucht man aber nicht erst Autoritäten zu suchen, die das Gegentheil beweisen sollen. Jeder klassische Schriftsteller schreibt anders als der andere, selbst wenn ich nicht Klopstock und Schiller, Jean Paul und Göthe etc. einander gegenüberstelle. Aber im Allgemeinen schreiben sie eine Orthographie; und das ist es eben, was ich behaupte. Es ist durchaus unrichtig, einzelne Abweichungen eine eigene Orthographie zu nennen. (Man treibt mit diesem Ausdruck so

viel Missbrauch, wie mit dem Wort Methode; hier spricht auch Jeder, der einen halben Schritt neben die Fußstapfen anderer ehrlicher Leute getreten ist, von einer neuen Methode.

Nur von dem kann man mit Recht sagen, dass er eine besondere Rechtschreibung schreibe, welcher eins von den oben genannten drei Schreibgesehen allein, mit gänzlicher Nichtbeachtung der andern, zum Schreibgesetz erhebt. Thun das Schlesiens Lehrer? Thut es einer derselben? Ich weiß es nicht. So viel weiß ich, dass ich es nicht thue. Ich schreibe die in ganz Deutschland gewöhnliche Orthographie und weiche nur in folgenden Punkten ab: a) ich schreibe statt eu und áu – eú und aú; b) statt ck státs kk, und unterscheide c) bei langem, und kurzem Stimml, státs ß und ss. – Das nennt man, merkwürdig genug, eine eigene Orthographie. Mein Beurtheiler A, nennt es sogar die Harnisch'sche, Das geht zu weit. Es ist beinah allgemein Gewohnheit geworden, jede besondere Rechtschreibung am liebsten eine recht verkehrte, oder auch bloße einzelne Abweichungen von der gewöhnlichen Schreibung eine Harnisch'she Orthographie zu nennen. Das nun behauptet auch A. von der meinigen, obgleich in meiner Schreibung von der früheren Harnisch'schen nichts ist, als dass ich mit ihm kk schreibe, ß und ss durchgehends unterscheide. Nie hat Harnisch z. B. eú und aú geschrieben. Dagegen schrieb er früher alle fremden Eigennamen nach deutscher Aussprache und ließ die Mitlauterverdoppelung des Stammes, wo sie weder zur Schärfung des Wortes, noch zur Aussprache nöthig war, weg. Schreib' ich nun wegen kk und ss nach Harnisch? Hat man

überhaupt ein Recht, ihm alle begründeten und unbegründeten Neuerungen in der Orthographie, welchei unserer Provinz vorkommen, wie in jeder andern auch, aufzubürden? Es gibt Leute, die alle ihre dummen Streiche dem Teufel aufhalsen. Hinsichtlich der Orthographie verfährt man auf eine ähnliche Weise. Wenn Jemand ein oder das andere Wort anders schreibt, als gewöhnlich geschieht, so sagt man ohne Weiteres: Er schreibt nach Harnisch. Oder will man bloß gewisse Abweichungen mit dieser Benennung auszeichnen? Ist das die Konsequenz der Wissenschaftlichkeit? – Auf diesem Schlußsatze beruht die berühmte schlesische Orthographie. Wer die berühmte Sprach- und Schreibverwirrung in unserer Provinz suchen wollte, der könnte an keinem schicklicheren Tage damit den Anfang machen als am – ersten April.

Die obengenannten Abweichungen nennt nun B. eine wunderliche, ja lächerliche Orthographie. Darüber lässt sich nun nicht streiten. Das Wunderliche und Lächerliche ist subjektiv, Mancher hat eine so glückliche Blutmischung, daß er leicht etwas lächerlich findet. Vielen, vorzüglich Kindern, erscheint etwas lächerlich, bloß weil sie es noch nicht gesehen haben. So erinnere ich mich, als Knabe über einen Mann gelacht zu haben, weil er eine Mütze trug, wie ich sie noch nicht gesehen hatte. Das war also, wenigstens für mich, eine lächerliche Mütze. So mag es wohl mit vielem Lächerlichem seyn, wie man ein Mehreres aus Dymokritos, oder den hinterlassenen Papieren eines lachenden Philosophen ersehen kann.

Mit dem Wunderlichen hat es eine ähnliche Bewandniß, Mir z. B. kommt es wunderlich vor, daß man einen abweichenden Buchstaben in einem Worte eine wunderliche Schreibung nennt. Doch darüber genug, Das Lächerliche und Wunderliche wird sich in einem folgenden Artikel mit ergeben. Hier will ich bloß noch bemerken, wie man sagt, dass unsere Schreibung nur in den Schriften ihrer Anhänger eine erbärmliche Rolle spiele. Mir dacht dies nun gar nichts Ungewöhnliches, weil sie dies mit allen Theorien und Philosophien und am Ende mit allen Religionen gemein hat, die auch nur in den Schriften ihrer Anhänger eine Rolle spielen. Wer sollte sie sonst schreiben, wenn die sie nicht schrieben, die an sie glauben! Für wahr, das ist wenigstens ein seltsamer, ich will nicht sagen wunderlicher oder lächerlicher Vorwurf.

220

Ein Wort über die schlesische Orthographie.

Von

K.. F. W. Wander in Hirschberg,

II. Ist die Schreibung áú und eú statt áu und eu wirklich ohne allen Grund?

Glauben Sie, daß ich aus falschen Gründen handle, wenn Sie nur nicht glauben, daß ich ohne Gründe handle. Jean Paul.

Nach der Schreibung vieler schlesischen Lehrer, sagt man, gibt es kein áu und eu, sondern muss eú und áú ge-

schrieben werden, was ohne Grund ist; denn das mittelhochdeutsche *iu* ist regelmäßig zu *eu* und *äu* geworden, woran der erste Entdecker jener unsinnigen² (!) Schreibung nicht gedacht (!) hat. Man wird zugeben, dass dies eine starke Ladung ist. Wenn ich nun auch Niemanden für die Richtigkeit der Schreibung *eú* und *aú* gewinnen sollte; so will ich mich doch zu zeigen bemühen, dass ihre Anhänger nicht ohne allen Grund und mit gänzlicher Nichtbeachtung der Geschichte der Sprache jene Schreibung anwenden. Wir Schulmänner namentlich, die wir uns dieser Schreibung bedienen, haben drei Parteien zu Gegnern. Die historischen³ Grammatiker rufen uns zu: Ihr schreibt falsch; das mittelhochdeutsche „*iu*“ ist in *eu* und *áu* übergegangen. Die konservativen (stabilen) Grammatiker rufen uns zu: Ihr schreibt falsch, denn man hat nicht immer so geschrieben oder noch nie. Und noch eine dritte (etwa die constitutive) Partei bemerkt: Ihr habt gar nicht das Recht, so zu schreiben. So etwas darf sich ein Schullehrer nicht unterstehen. Das kommt bloß uns Gelehrten zu. Ihr versteht kein Latein, kein Hebräisch, kein Sanskrit. Und wer das nicht versteht, kann ohnehin nur in gewissem Sinne zu den Menschen gezählt werden. Ist's nicht so? – Ohne mich zum Vertheidiger jeder orthographischen Grille aufzuwerfen, will ich doch hier die Gründe für die Schreibung des *eú* und *aú* anführen, zum Theil, um den

² Jeder Unsinn verräth bei näherer Umleuchtung Gründe, die seine Annahme entschuldigen. Jean Paul.

³ Ich begreife hier außer Grimm, Graff u. A. die nach der Diesterweg schon Eintheilung wissenschaftlichen Bekker, Herling und Schmitthenner mit darunter,

Vorwurf zu großer Verstandesschwäche zurückzuweisen. Von allen Deutschen hat es Niemand mehr mit den Elementen der Sprache, mit den Lauten, zu thun als der Lehrer, der nah der Lautmethode lesen lehrt und dabei einigermaßen mit Verstande verfährt, um eine richtige schöne Aussprache zu erzielen. Im Allgemeinen gilt dies zwar vom Lehrer der Muttersprache überhaupt. Er muss, um jeden Laut richtig hervorbringen zu lehren, kein Mittel unangewandt lassen, das dazu führen kann. Ein solches ist bei der Aussprache der Sammlaute (Diphthong) unserer Sprache vorzüglich das Zerlegen in ihre Elemente. Aus den Mund-Stellungen kann man entnehmen, dass alle unsere Sammlaute entweder auf u (wie au) oder i (wie ei, ai, oi) oder endlich auf ú (wie aú, eú) ausgehen. Dies findet man auch durch ein aufmerksames Hören der Laute bestätigt. So ist z. B., au das gunirte⁴ u, oder das durch Inlaut verstärkte a,. Es entsteht durch Zusammenziehung des a und u. Jeder kann diese Lautoperation machen, um dies bestätigt zu finden. Das ai ist Inlaut von i, durch a verstärkt und entsteht deutlich durch Zusammenziehung beider Laute. Bei diesen beiden Lauten vernimmt man die Auslautung auf a und i nicht nur ganz deutlich, sondern ihre a stimmt auch damit überein. Nicht so bei den übrigen. Aber dass sie auf i oder u auslauten, vernimmt man ebenfalls. Dies geschieht auch bei den auf abweichende Art entstandenen und ungewöhnlichen Sammlauten oi und ui. Es bleiben uns nur noch die zwei sehr häufig vorkommenden,

⁴ Vergl. Bopp, Grammatica critica linguae Sanskrita. Berolini, 1829, p. 27. annot. u. reg. 36.

aber eben in der Schreibung streitigen eú und áú, gewöhnlich eu und áu geschriebenen, übrig. Sie sind unter allen Sammlauten (Diphthongen) unserer Sprache diejenigen, welche am seltensten richtig gesprochen werden. Einige sprechen oi, Andere ei, was nur daher kommt, dass man die Elemente nicht kennt, aus denen sie gebildet sind. Und man kennt sie nicht, weil man sie nicht bezeichnet. Wie soll auch der Jugendlehrer verfahren, um seinen Kindern zu lehren, den Laut richtig hervorzubringen? Nicht anders, als indem er ihnen sagt! Ihr müsst beim Hervorbringen des Lautes auf e oder á ansehen und mit der Mundöffnung des ú schließen. Werden sie dies aber thun, wenn sie ftäts ein u vor Augen haben? Wer je einmal kleine Kinder unterrichtet hat und zwar in Masse, 60, 80, 100 neuzugetretene fünf- bis siebenjährige, wird wissen, dass man kein Mittel unversucht lassen darf, um die kleine Kraft für irgend einen Zweck zu unterstützen.

Das geschieht nun hier, indem ihnen ä, a oder e, als An- und das ú als Auslaut für die Erzeugung des Zwiclautes áú und eú gegeben werden. Wenn beide Laute im Sammlaut auch nicht mehr rein erkennbar sind, so thut das der Sache keinen Eintrag, denn bei jeder Sammlaut-Bildung verflachen si die dazu genommenen Urlaute. Aber bezweifelt kann nicht werden, dass das áú und eú auf ú⁵ auslauten, denn

⁵ Man lese, wie der Kirchenrath Schulz in seiner Legographologie die Schreibung des eú und áú vertheidigt. Auf das u folgt stäts der Hintergaumenhauch das tiefe ch, wie es lautet in: „Buch, Tuch, Spruch etc., auf das ü der Vordergaumenhauch das hohe ch, wie es lautet in: „ich, mich, dich etc.“ Man vergleiche Buch – Bücher,

wie fein man auch hören mag, von einem u-Laute hört man in den genannten Diphthongen nicht das Mindeste. Dagegen zeigt schon die Mundstellung, dass das ú den Schluss derselben bildet. Dies hat nun Veranlassung gegeben, in diesen beiden Lauren das Schluss-Element naturgemäß zu bezeichnen. Dass dies vorzüglich Lehrer thun, liegt nahe. Ich habe oben den Grund dazu angegeben. Der Gelehrte kann sich allerdings bei jedem Zeichen den richtigen Laut denken; er würde die Sammlaute richtig hervorbringen und wenn das r ihre Bezeichnung wäre. Nicht so das Kind. Es hat noch keine Vorstellung von dem willkürlich Angenommenen; ihm ist alles ein Nothwendiges. Es kann daher auch nicht begreifen, wie es seinen Mund zum ú spitzen soll, wenn es ein u vor sich sieht. Dass man es dazu bringen kann, will ich nicht bestreiten. Wozu hat man Kinder nicht schon gebracht! Dafür liefern die verkehrten Unterrichts-Manieren aller Zeiten tausend Beläge. Aber wo ein mechanischer und ein naturgemäßer Weg einzuschlagen sind, ist státs diesem der Vorzug zu geben.

Viele werden das Ganze für eine Kleinigkeit halten. Für die Schule ist aber kein Laut eine Kleinigkeit, wenn eine reine, würdige Aussprache die Ausgabe ist. Ich habe mich wenigstens, so lange mir die Bildung der Kleinen anvertraut war, oft stundenlang abgemüht, um irgend einen Laut, besonders Stimmlaut, rein hervorbringen zu lehren. Ob dies

Tuch – Tücher. Nun folgt auf eú und au státs ein hohes ch, also muss ein ú und kann kein u vorausgehen. Geht aber der Laut ú voraus, so muss doch wol auch sein Zeichen gesetzt werden.

bei einer Kindermasse von 60 – 100 eine Kleinigkeit ist, mögen die Sachkenner beantworten; und ich habe gefunden, dass die Zeit nicht verloren war. Man muss dies freilich nicht; man lässt die Kinder reden, wie sie den Mund aufmachen; das heißt aber Lese- und Sprachbildung verpfuschen. Doch zurück zum eigentlichen Gegenstande.

Man hat diese Schreibung eine grundlose, wunderliche und lächerliche genannt. Ich frage, ist sie das nach dem Angeführten? Ist es kein Grund, naturgemäß die Laute zu bezeichnen? Ist es lächerlich und wunderlich, wenn dazu gerade der Volksschullehrer veranlasst wird, um den Unterricht zu erleichtern und erfolgreicher zu machen? Ich weiß, Einige geben zwar zu, dass die beiden Sammlaute auf dem von mir oben bezeichneten Wege entstehen und eigentlich so bezeichnet werden sollten, meinen aber, die richtige Bezeichnung führe zu keinem besondern Resultat und verwirre nur, erschwere das Lesen, beleidige das Auge, und schon um desswillen sei die alte, wenn auch unrichtige, vorzuziehen. Das sind die Freunde des Immersogewesenseins, und ihre Gründe haben kein Gewicht. Die Sprache schreitet in ihrer Entwicklung fort, das bedarf keines Beweises, die Schreibung folgt ihr. Das ist eben so klar. Und es ist ein ganz unbegründeter Vorwurf, den man den Volksschullehrern macht, wenn man sagt, sie seien allein die Anhänger jener Schreibungsgrillen. Auch Männer der Wissenschaft haben sich dafür erklärt. Nicht um mit Autoritäten zu siegen, die Sache muss für sich selber sprechen, – nenne ich nur Schulz,⁶ Pischon, Dr. Póhlmann und Müller. Wenn ich nicht

⁶ Vergl. dessen Legographologie.

irre, schreibt auch Prof. W. Wachsmuth so. Die Schreibung eú und aú bloß deshalb zu verwerfen, weil man nicht stäts so geschrieben hat, ist ein durchaus unhaltiger Grund, und den Gebrauch aus der Volksschule zu verweisen, ist darum nicht recht, weil er dahin vorzüglich gehört, weil er da von wesentlichem Nutzen ist, selbst wenn er später wieder, wenn es die Volksstimme verlangt, aufgegeben werden müsste.

Einen weit gewichtigeren Einwurf gegen diese Schreibung macht die historische und wissenschaftliche Sprachforschung. Ihn wollen wir näher ins Auge fassen. Zugleich kann ich dadurch einem meiner Beurtheiler zeigen, dass es für mich eine Geschichte der Sprache gibt, und dass es nicht völlige Unkunde oder absichtliche hartnäckige Verachtung des Alten und, wie sie lehrt, Bessern ist, was mich bestimmt hat, bis jetzt meine Schreibung des eú und aú beizubehalten. Dieser Grund ist, dass das mhd „iu“ regelmäßig in eu oder äü übergegangen ist. Ich erkläre hiermit, dass ich für die Resultate der historischen und wissenschaftlichen Sprachforschung mit der größten Hochachtung erfüllt worden bin. Ich glaube fest, dass nur aus diesem Wege für unsere Schreibung Festigkeit und Grand zu erwarten ist, so wie für mich schon manches Wort neú belebt worden ist, was mir früher nur eine todte Schale mit willkürlich daran geknüpftem Begriffe war. Wenn ich also, obgleich die historische Grammatik die Schreibung eu und äü für allein richtig erkennt, weil das mhd iu nur in diese Laute übergegangen ist, noch nicht zur alten Schreibung zurückgekehrt bin; so geschah es, weil ich bei langem und wiederholtem Nachdenken zu folgenden,

Einwürfen gegen die Richtigkeit dieser Behauptung gelangte, die ich bis jetzt noch nicht habe besiegen können. Ich stelle meine Bedenklichkeit gegen die Folgerung der Schreibung eu und áu aus dem mhd „iu“ einfach hier auf und will gern, sofern ich darüber gründliche Belehrung und Widerlegung der Einwendung erhalte, alsbald statt des verhassten eú und aú das allgemeinere eu und áu schreiben, umso mehr, als mir jede Neuerung, die als bloße leere Grille erscheint, in der Seele verhasst ist. Dieser Meinung sind mit mir gewiss alle die, welche sich dieser Schreibung bedienen. Aber Niemand kann uns verargen, den Grund zu verwerfen: Man hat státs eu und áu geschrieben (was nicht einmal streng genommen wahr ist); fast alle Deutsche schreiben so, folglich misst ihr auch so schreiben. Stimmen-Mehrheit ist nicht des Rechtes Probe, Gelehrsamkeit hier allein auch nicht. Es gibt tausend Gelehrte, die vielleicht in ihrem Leben noch nicht einmal über die Laute und ihre Bezeichnung ernstlich nachgedacht haben. Mit einem Worte, die Zahl kann nicht bestimmen, hat es sogar bei großen und wichtigen Veränderungen nicht státs gethan. Aber die Gesetze der Sprache selbst, der Sprachgeist, hat ein unbestrittenes Recht auf Gehorsam. Diesen wird kein Einsichtsvoller verweigern.

Zur Sache zurück! Aus „iu“ ist eu und du geworden, d. h. in Wörtern, in denen man früher ein „iu“ fand, findet man jetzt ein eu und áu; so ist z. B. aus sciura – Scheuer, aus hiutu – heute, aus niun – neun, aus fiur – Feuer u. s. w. geworden. Das ist nicht zu läúgnen. Folgt aber daraus schon die Richtigkeit der Schreibung? Im Althochdeútschen schrieb man iu, weil man so sprach. Der Laut iu, das wird

wol Jeder zugeben, ist in allen unsern Wörtern mit eu und äü nicht mehr heraushörbar. Er ist im Laufe der Zeit in einen andern Laut übergegangen, Lautübergänge, Lauttrübungen, = Verflachungen und = Verwischungen, sind ja in der Sprache nichts Ungewöhnliches. Man vergleiche nur sprechend z. B. niun und neún, und man wird finden, dass die Stimm-laute in beiden ganz andere sind. Ob das nun mit dem von Schmitthenner entdeckten Bildungsgesetze der deutschen Sammlaute übereinstimmt, kann ich freilich nicht beweisen. Doch das thut zur Sache nichts. Der genannte Sprachforscher sagt selbst⁷: „Natürlich ist der Urtypus des Vokalismus in der einzelnen Mundart durch Auflaut, Trübung, Desorganisation etc. mannigfaltig verwischt und gefärbt worden.“ Wenn ich unsere heutigen Laute eu und äü recht spreche und mit einigermaßen lautgeübtem Ohr recht vernehme, so erkenne ich nicht mehr das durch i gunirte u darin, „was es früher war; sondern ich vernehme einen Uebergang von e oder á zu ú. Dieser Uebergang verstößt auch nicht gegen das Walten des Sprachgeistes in diesem Gebiete. Das i ist durch Trübung in e oder á, das u durch Auflaut in ú übergegangen und beide haben durch Lautverflachung den jetzigen Sammlaut eú und aú gebildet, Ich kann und will dies nicht behaupten; aber ich weiß auch nicht, auf welchem andern Wege der jetzige Laut aus dem „iu“ entstanden ist. So viel ist gewiss, dass aus dem iu ein anderer Laut geworden ist. Es bleibt zu bestimmen, auf was für eine Art. Ich will aber, nach der Aussprache zu urtheilen, meine obige Vermuthung vorläufig als

⁷ Kurzes deutsches Wörterbuch, Darmst., 1834, S. X.

wahr annehmen. Was folgt daraus? Dies; ist der Laut ein anderer geworden, so muss auch die Bezeichnung eine andere werden, man würde sonst an dem Zeichen einen Körper ohne Seele haben. Nun hat man wol bereits das *i* des *iu* in *e* verwandelt und hat dadurch unwiderleglich ausgesprochen, dass eine Lautverwandlung vorgegangen ist und dass man auch die Verpflichtung anerkannt hat, die Bezeichnung dem neuen Laute anzupassen. Man hat es aber nur auf der einen Seite gethan. Man hat das *u* als wesentlichen Theil des frühern Lauts und als Urlaut erhalten wollen, obgleich es schon in seinen Auflaut übergegangen war. Das dünkt mir aber sehr Unrecht. Und die neuern Sprachforscher scheinen in diesen Punkte mehr das *u*-Zeichen als Reliquie haben retten zu wollen.

Dass die Schreibung in den meisten Fällen dem Laute bei seinen mannichfaltigen Uebergängen gefolgt ist, könnte mit unzähligen Beispielen bewiesen werden. Wir schreiben „schwemmen, sehen, rennen“ etc. und nicht mehr *suamjan*, *satjan*, *ranjan* u. a., weil man nicht mehr so spricht, Wir schreiben *Bürge* von dem althochdeutschen *purkjo*. Hier ist in der Aussprache der scharfe Lippenschluss in den gelinden, der Urlaut in den Auslaut, das *kjo* in *ge* übergegangen, und überall ist die Schreibung gefolgt. Dasselbe wird man finden, wenn man vergleicht „dienen“ vom ahd *dionon*, *Docht* von *taht*, *Eimer* von *eimpar*, *Zunge* von *zunka*, *knüpfen* von *chnupfan*, *Kraut* von *chrut* u. a. Dass *i* durch Trübung in *e* übergeht, ist bekannt genug, z. B. *Regen*, goth.

rigns, edel alt. Odili. Zügel ahd zugil. Auch finden sich Wörter, worin das ahd iu in unser ú und nicht in eu übergegangen ist, z. B. düster von diustri,

Warum kann denn nun das althochd. in nicht jetzt als eú und wegen der Verwandtschaft des Ansatzlautes e mit á mit aú geschrieben werden, wenn der Laut iu in unser eú oder aú übergegangen ist.

Möge die vorstehende Darstellung streng geprüft werden! Ueberzeugende Gründe, besonders aus dem Geist der Sprache und ihren Lautübergangsgesetzen hergenommen, werden bei mir sowie bei Allen, die ebenso schreiben, ein offnes Ohr finden. Wir halten nicht an der Schreibung, weil wir sie haben und für etwas Besonderes halten; sondern wir haben sie, weil das Gesetz möglich genauester Lautbezeichnung sie uns aufgedrungen hat. Auch halten wir sie nicht deshalb so fest, um uns nicht durch das Aufgeben derselben eine Blöße zu geben: denn seine Ueberzeugungen ändern, ist keine Blöße.

Vorzüglich wird es zunächst darauf ankommen, zu zeigen, wie der mit eu und áu, von uns mit eú und aú bezeichnete Laut, eigentlich lautet, wie man ihn naturgemäß bezeichnen müsste, ob unsre Bezeichnung richtig ist; dabei stoße man sich aber nicht daran, dass man in eú etc. kein deutliches á (e) und ú vernehmen kann, Das kann nicht sein. Die den Sammlaut bildenden Elemente verflachen sich. Sie müssen es; sonst würden sie stäts zwei Laute bleiben. Man wird zu beweisen haben, dass „iu“ nicht in eú oder aú übergehen, und dass aú nicht aus au durch Auflaut entstanden sein könne und warum. Und sollte man dies nicht können,

so wird man hoffentlich so ehrlich sein, zuzugeben, dass unsre Schreidung richtig, nicht ohne allen Grund und keine unsinnige sei.

Ueber die schlesische Orthographie,

Von

K. F. W. Wander.

„Die Deutschen wären im Stande und metzelten sich um einen Punkt über das i.“ Bórne.

III. Schulmeisterliche Ansicht der Behauptungen: Eine Schreibung, die von der der Klassiker abweicht, ist verwerflich; und Neúerungen wie aú und eùú sollten von Regierungswegen verboten werden.“

Eine Schreibung bloß deshalb zu verwerfen, weil das ganze Volk sie noch nicht angenommen hat, oder weil jede Verbesserung nur von den Notabeln, von der literarischen Pairskammer des Volks ausgehen müsse, dürfte sich schwerlich rechtfertigen lassen. Für's Erste gibt es nirgends eine gesetzgebende Kammer in der Sprache, und fürs Zweite bekümmern sich die Notabeln überhaupt sehr wenig um die Orthographie. Dies Ding überlassen sie uns Schulmeistern. Sie haben höhere Sachen, in denen und für die sie leben und weben. Viele der klassischen Schriftsteller, also doch auch wol Notable der Sprachkammer, haben ihre Werke gar nicht in eigener Handschrift in die Drukkerei befördert, sondern

das Manuskript kam in der Orthographie eines Abschreibers hin. Das würde sich vielleicht von vielen der ersten Schriftsteller nachweisen lassen. Andere haben zwar die eigene Handschrift in die Druckerei geliefert, aber sie haben sie nicht selber gesetzt, auch nicht die Correctur selber gelesen, und ihr Werk erschien nicht in ihrer, sondern in der Orthographie des Setzers, oder Corrector's. Daher schreibt Jean Paul an seinen Verleger oder Drukker: „Ihrem Setzer dank' ich für nichts, am wenigsten für seine Augen, die allemal sehen, was ich nicht geschrieben, noch für seine Verbesserungen, noch für seine Interpunction, die er mir in einem Tauschhandel statt der meinigen gab; noch für seine Orthographie, die weder die meinige, noch die rechte; noch für seine Salve von Druckfehlern, die er auf jedem Bogen abfeuert. Wenigstens hat er sich öfter verdrückt, als ich mich verschrieben.“ – In sehr vielen Druckereien sind Setzer, welche die Orthographie aus dem vorigen Jahrhundert schreiben. Sie haben sie von ihren Vorfahren in der Druckerei erhalten und vererben sie, unbekümmert um die Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprache, ihren Nachfolgern wie eisernes Vieh. So sind es recht eigentlich die Setzer und Correctoren, deren Orthographie Deutschland schreibt; und sie bilden die Sprachkammer. Wollte man dies etwa bei der Orthographie im engern Sinne bestreiten: so schlage man irgend einen Klassiker auf und vergleiche die Interpunction mit dem Satzbau und man wird finden, dass sich entweder der Schriftsteller um die Interpunction nicht bekümmert hat, oder dass ein großer Theil derselben dem Setzer oder Corrector angehört.

Doch zurück zur Sache. Hat man durch hinlängliche Gründe, die man von Männern, welche sich so sehr über die Grundlosigkeit unserer Schreibung ereifern, erwarten kann, das mit dem innern Sprachleben Widersprechende unserer Schreibung dargethan, so ist damit unsere Ueberzeugung gesunken; eine andere ist an ihre Stelle getreten, und es wird dann nicht nöthig sein, die Regierungen aufzufordern, die Schreibung des áú und eú zu verbieten. In der That, es ist seltsam, es ist neú, unerhört neú, von den Regierungen zu verlangen, die Schreibung gewisser Buchstaben gesetzlich zu untersagen. Wenn die Regierungen es so weit bringen, dass man nirgend ein X für ein U macht, wozu die Themis ihren gnädigen Beistand verleihen wolle, so haben sie den Abschnitt, der auf sie aus der Orthographie kommen kann, vollkommen besorgt, und sie auch noch damit zu behelligen, darüber zu wachen, dass Niemand ein ú für ein u macht, scheint mir eine ungebührliche Forderung, Die Schreibung des eú und áú wird Deutschland nicht verwirren. Buchstabenstreite werden durch Regierungsreskripte nicht entschieden werden, und sie verbieten, wäre zwar nicht der Weg zur Pressfreiheit, aber Pressfreiheit selber d. h. Buchstabenknechtschaft. Zu solchem Beginnen wird sich keine unsrer Regierungen missbrauchen lassen. Ich wäre auch begierig zu wissen, auf welchem Wege die Regierungen zu einem für Deutschland günstigen Resultate gelangen sollten, Unmöglich könnte das Verbot bloß von der preußischen ausgehen. Das würde wenig helfen. Man könnte ja in Sachsen oder Baiern drukken lassen. Es müsste also das eú und áú auf dem Bundestage abgehandelt und seine Schreibung durch einen

förmlichen Bundestagsbeschluss untersagt werden. Oder verlangt man etwa gar die Niedersetzung einer eignen Commission? Gewiss würde dann der Berg eine Maus gebären! Die Sache sieht in jedem Falle bedenklich aus. Das gefürchtete Wort: „Umtriebe, öffentlicher Aufruf an die Regierungen, wider die Insurgenten und Rebellen eú und aú zu Felde zu ziehen, und sich bewusst zu sein, jener gefährlichen Partei anzugehören : sollte das nicht schon während des Schreibens die Strichlein über das u, die es zum ú erheben, wenigstens durch bloßes Handzittern einen u-Haken ähnlich machen? – Die Sache widerlegt sich selbst. Ich will den Vorschlag nicht lächerlich nennen, aber lustig und wunderlich ist er in jedem Falle, und zwar noch viel wunderlicher als die wunderliche Schreibung selbst; umso mehr, da nebenbei behauptet wird, dass die Schreibung beim Volke keinen Anklang finde.⁸ Ist dies, so bekümmre man sich doch ja nicht

⁸ Das kommt wol bloß daher, dass die Orthographie beim Volke überhaupt nicht viel Anklang findet; man braucht nicht bloß die Schuhmacher- und Schneiderrechnungen im Auge zu haben und die Briefe der Berliner Köchinnen zu lesen. Man betrachte nur alle öffentlichen In- und Aufschriften auf Tafeln, Meilenzeigern, Schildern etc. in orthographischer Hinsicht und sehe, ob man unter zehn derselben eine vollkommen richtig geschrieben findet. Nicht allein, dass sogar die Privatinschriften der lächerlichsten Fehler voll und in den widerlichsten, geschmacklosesten Schriftformen dargestellt sind; dasselbe gilt auch oft sogar von amtlichen Bekanntmachungen. Und ehe man einen Ort mit dem Fuße betritt, hat er sich schon durch eine Tafel mit seiner Kalligraphie oder Ortho- (d. h. Pseudo-) graphie, oder mit beiden zugleich empfohlen. Diesem Unfuge, der uns Deutschen im neunzehnten Jahrhunderte wahrhaftig nicht zur Ehre gereicht, sollte von Regierungswegen gesteuert werden. Hier , wäre Ehre zu erwerben. Füglich

um sie. Beruht sie auf bloßen Grillen, so wird sie über kurz oder lang fallen. Für Grillen haben die Götter keine Unsterblichkeit. Beruht sie aber auf richtigen Gesetzen der Sprache, so wird sie an einem Regierungsverbot nicht sterben.

Jedensfalls scheint es mir bedenklich, um die Gründe für die Schreibung des eu und áu zu stehen. Denn wer zu seiner Sache noch Regierungsgewalt auf die Wagschale zu legen für nöthig hält, muss wol fühlen, dass sie allein zu leicht ist, sich zu halten. Es ist eine bekannte Sache, dass die, welche am meisten eifern, das wenigste Recht haben. Man hat unsere Schreibung eine unsinnige genannt, Die Orthodoxen

könnte an jedem Orte oder in jedem Kreise eine Behörde sein, die Alles, was öffentlich angeschlagen oder angeschrieben werden sollte, einer sprachlichen Prüfung unterwürfe und keiner Bekanntmachung die Oeffentlichkeit gestattete, die nicht orthographisch und stylistisch richtig wäre, Für das Kalligraphische der Inschriften müsste auf eine ähnliche Art gesorgt werden. So meint auch Jahn in dem „Merke“ zu feinem Volksthum dass „von Rechtswegen die Behörde, die auf Fremde und Landstreicher passt, auch die Schilder und Inschriften in Obacht nehmen und keine Sprachfrevl von Sprachschändern dulden sollte.“ Derselbe führt auch eine Verordnung dieser Art von der K. K. Landesregierung in Oesterreich unter der Ens an, die im Aug. 1812 im Amtsblatt zur Wiener Zeitung gestanden habe und also lautet: „Da auf den Schildern, Häusern, Fabriken, Niederlagen, Kirchen u. s. w., unpassende, inkorrekte, ja sogar anstößige Ueberschriften vorkommen, so wird hiermit verordnet, dass in Zukunft Niemand innerhalb der Linien Wiens Schilder und Ueberschriften an Häusern, Fabriken, Gewölben, Niederlagen, Kirchen, ja selbst an Grabstätten anbringen darf, ohne vorher von der K. K. Stadthauptmannschaft die Bewilligung hierzu erhalten zu haben. Die Uebervertreter werden nach Umständen mit Geld oder Arrest gestraft werden.“

verdammen überall gern; auch die orthographischen Orthodoxen. Käme es auf sie an, sie erfänden für die ketzerische Orthographie eine eigne Inquisition, mit den Artikeln: 1) „Ich glaube an’s Gothische. 2) Ich glaube an’s Mittelhochdeutsche, 3) Ich glaube, daß Niemand das Recht hat, einen Buchstaben anders zu setzen, als die Gewohnheit ihn setzt.“ Und, wehe dann dem, der nicht auf ihr Evangelium, die Orthographie des heiligen Adelung, schwören würde! –

IV. Die Schreibungen kk statt ck, und die lautgemäße Unterscheidung des ss und ß.'

„Die Natur bringt manchen wunderlichen Kauz hervor, ein solcher ist nach Adelung der Krauskopf k.“

Auch das kk und ss hat seine Widersacher; aber aus einem andern Grunde, nicht weil es falsch, sondern weil es unbequem und geschmacklos ist.

Durch die ganze deutsche Rechtschreibung zieht sich das Gesetz der Mitlauter-Verdoppelung bei Stimmlautschärfung. Wir schreiben bb, pp, dd, ff, gg, ll, mm, nn, xx, tt; nur das eine k soll eine Ausnahme und noch dazu eine ganz unbegründete machen⁹, weil es unbequem sei, zwei k zu schreiben. Und warum ist’s unbequem? Weil man es gewohnt ist, ck zu schreiben, und es schwer hält, aus dem alten Gleise herauszugehen, sogar, wenn der Schritt nicht größer

⁹ Sehr wahr macht auch J. Müller in seiner Leselehre den Einwurf gegen das ck, dass es dem Deutschen das Lesen slavischer (wo es immer wie unser z lautet) und dem Sklaven das richtige Lesen deutscher Wörter ohne Noth erschwere. (Leselehre S. 18.)

als von i zu k, oder von ck zu kk ist; es ist immer ein Schritt, durch den man, würde er gemacht, um eine Regel in unserer regelarmen Schreibung kommen könnte. Doch nein, man hat noch einen Grund; kk ist geschmakklos. Wenn die Freunde des unnütznigen Alten gar Nichts zur Vertheidigung ihrer Schützlinge zu sagen wissen, flüchten sie in die Freistadt subjektiver Gründe. Nun sind sie sicher. Das kk gefällt ihnen nicht; dagegen lässt sich Nichts sagen. Aber ich wollte Tausend gegen Eins wetten, daß zwei so aufrecht stehende krausköpfige k schöner sind, als ein bukkliges ck. Ich bin aber kein Aesthetiker; und der Geschmakk ist verschieden. Der angeführte Geschmakkgrund ist übrigens dem Erzvater der jetzigen Rechtschreibung, Adelung, entlehnt, bei dem er noch etwas naiver folgendermaßen lautet: „Man zog ck dem kk vor, vielleicht auch aus einem dunklen Gefühl des Schönen, weil das k, wenigstens in der ekkigen Schrift, einen großen krausen Kopf mit einer kleinen Grundfläche hat, im Missverhältniss, was bei der Verdoppelung des k noch mehr in die Augen fallen würde, aber durch das vermieden wird!“

Näher habe ich mich darüber in meiner „Vollständigen Uebungsschule der deutschen Rechtschreibung“ (1. Th. § 14) ausgesprochen. Dem ss am Ende macht man denselben Vorwurf, daher einige es ganz verdrängen und státs geschrieben wissen wollen, z. B. Jos. Müller, der sich in seiner trefflichen „Leselehre“ S. 15 und 16 gegen das ss überhaupt, wie mir aber dáucht, mit unhaltbaren Gründen erklärt. Ihm tritt Rinne in seiner „Neuen deutschen Grammatik“ (Stuttg., 1836) bei. Indess sieht man es deutlich, dass er sich überall

mehr an den Buchstaben alter Form, als an den Laut hält, Dagegen sagt Schmitthenner (Teútonia 2. Th. S, 285): „In dem Gebrauche des ß sind im Neudeutschen große Unregelmäßigkeiten eingetreten. Es steht nur noch nach gedehnten Vokalen. Vieler Irrthum ist dann auch vornehmlich dadurch veranlasst worden, dass man dem am Ende stehenden Doppel-s mit ihm gleiches Zeichen gegeben hat (ß), Diesem Uebelstande sollte dadurch abgeholfen werden, das man das am Ende stehende ss in Schrift und Druck durch fs darstellte, wie es denn auch in der That von einigen Schriftstellern und Grammatikern angefangen worden ist.“ Aber er beobachtet diesen Unterschied selber nicht; sogar über den Namen „eszet“ findet sich von ihm in derselben Sprachlehre ein ziemlich widersprechendes Urtheil, Teutonia 1. Th. S. 12 heißt es: „Das ß““ wird gewöhnlich aber sehr unrichtig Eszet genannt; und Teútonia 2. Th. S. 285: „Das ß, nicht ohne allen Grund Eszet genannt.“ So viel ist gewiß, dass die meisten Stimmen sich für eine Unterscheidung des ß und ss entscheiden dürften. So wie ß das einfache Zeichen für den Zischlaut ist und daher nach langem Stimmlaut steht, ist ss das verdoppelte und steht nach geschärftem Vokal. Es kommt bloß darauf an; zu bestimmen, ob ss oder fs am Ende zu gebrauchen sei, denn in der Mitte muss stets ss auchi einsilbigen Wörtern, wie „lässt“ stehen. Gegen die Form ss am Ende hat man angeführt, dass sie einen ungefälligen Eindruck aufs Auge mache, was aber bloß Sache. der Gewohnheit ist, da das Auge sich durch die zuletzt noch ungefälligere Form des ß am Ende nicht verlegt fühlt. Gegen die Form fs möchte ich erinnern, dass sie keine streng richtige Bezeichnung des

geminderten Zischlauts ist, Das lange f, was dabei zur Bezeichnung zu Hilfe genommen wird, ist das Zeichen für den Sumse- oder Saúsellaut. Die Zeichen für den Zischlaut sind entweder s oder ß, und das ss drúcke besser als fs eine Verdoppelung eines derselben aus.

Man prüfe, was ich unumwunden aus Liebe zur Sprache gesagt habe. Es wird mich sehr freúen, wenn vielleicht durch eine gründliche Abhandlung, welche nicht nur eine sprachhistorische Grundlage hat, sondern auch die Lautentwicklungs- und Bezeichnungsgesetze bis in's Neudeutsche im Auge behált, den vielen verhassten Neúerungen auf eine würdige Weise begegnet wird. Man wird gesehen haben, dass ich mich mit dem bekannt zu machen gesucht habe, was die historischen und wissenschaftlichen Grammatiker für unsere Sprache thun. Indess glaube ich nicht blind an sie. Man, muss auch des Guten nicht zu viel thun. Es ist recht gut, wenn man weiß, wie sich unsre jetzige Sprache entwickelt hat; aber das Neúdeutsche kann nicht unbedingt | seine Gesche vom Altdeútschen annehmen. Die Sprache hat auf jeder Stufe ihre eigenen Bildungsgesetze in sich.

Vielleicht erklärt Einer oder der Andere das Ganze für Buchstabenkrámerei. Immerhin. Ich interessire mich einmal für diese Buchstaben, da ich sie bis jetzt noch für richtige Bezeichnungsformen halte. So lange ich die Pflichten meines Berufes erfülle, kann man mir wol, bei der jetzt bestehenden Gewerbefreiheit, meinen Buchstabenkram ungehindert lassen. Hat doch der eine Lehrer die Gerichtsschreiberei, der andere das Pathenbitten, der dritte die Glökknerei, der vierte den Kaffee- und Zuckerhandel nebenbei; ich habe

Nichts von allen. Warum soll ich kein Buchstabenkrämer sein? Der Handel mit Staatspapieren ist ohnehin gefährlich und nicht Jedem zugänglich.

Ueber die schlesische Orthographie.

Von

K. F. W. Wander in Hirschberg.

- I. Wie sieht es mit dem Vorwurf, den man so vielen schlesischen Lehrern macht, als schrieben sie die Harnisch'sse Orthographie und als sey ihre Schreibung eine wunderliche und lächerliche?

„Ein Buchstabe kann weder seelig machen, noch verdammen

In vielen Zeitschriften ist, wenn sich nur irgend eine Gelegenheit dazu findet, von schlesischer Orthographie die Rede. Man ergießt sich dann in schmerzlichen, melancholischen, oft bitteren Klagen über sie. Wer die Sache nicht genauer kennt, muss denken, wir leben in einer namenlosen Verwirrung und die schlesische Orthographie ist ein wahres Monstrum. Darum konnte man auch schon vor mehreren Jahren in der ersten pädagog. Zeitschrift Deutschlands (Rhein.-Bl.) lesen? „Dort (in Schlesien) herrscht theilweis schon eine babylonische Sprachverwirrung; der eine Lehrer hat die Rechtschreibung von Olivier, ein anderer die von Krug, ein dritter die von Wolke, ein vierter die ursprüngliche von Harnisch, ein fünfter eine Mischung von Olivier und Wolke, ein sechster ein anderes Mixtum in

seine Schule eingeführt. Man denke sich das einmal! Was soll daraus werden, wenn die Sache so fortgeht?“

Nach dieser Schilderung haben wir nichts als eine verwirrungsvolle, trostlose Zukunft vor uns. Ich frage alle unbefangnen Schlesier: Ist die Sache so schrecklich? Wissen sie etwas von der vielköpfigen, alles in Babylonismus versetzenden Orthographie? Ich könnte darüber schweigen, wie ich es Jahre lang, trotz mannigfacher Ausforderungen, mich, oder die Sache zu vertheidigen, gethan habe. Aber zwei, im Jahre 1836 gegen die schles. Orthographie gerichtete Angriffe bestimmen mich, hier ein paar Worte in einzelnen Artikeln zu sagen.

Beide Angriffe erfolgten bei Beurtheilung meines „Sprüchwörterschatzes.“ Der Rezensent A. schließt seine Begutachtung mit den Worten: „Was wir an dem Buche Tadelnswerthes finden, ist die – leider in Schlesien sehr weit verbreitete – Orthographie à la Harnisch.

Mit viel größerem Eifer entlässt der Beurtheiler B. das Buch. „Der Verfasser bedient sich, sagt er, einer wunderlichen, ja lächerlichen (!), leider in Schlesischen Schulen überhand nehmenden Schreibung, die übrigens bisher nirgend im Volk Anklang fand und nur in den Schriften ihrer Anhänger eine bejammernswerthe Rolle spielt. Nach dieser Schreibung gibt es kein *äu*, *eu*; dafür muß *hinführo* geschrieben werden: *aü*, *eü*, also: Häuser, Leute – ohne (?) allen erweislichen Grund; denn das mittelhochdeutsche (mhd) *iu* ist regelmäßig *nhd* (neuhochdeutsch) zu *eu*, *äu* geworden. Freilich hat der Entdecker jener unsinnigen Schreibung an sol-

che Dinge nicht gedacht, wie es denn überhaupt für Sprachpfuscher keine Geschichte gibt. – Ferner schreibt der Verfasser kk, statt ck, was als unbequem und geschmacklos nie aufkommen wird; und dasselbe gilt auch von dem Schluß-ss. Der Unterschied des ß und ss wird jetzt ziemlich allgemein richtig gebraucht. (Doch schon? Das ist schön, also helfen doch die Neuerungen); „so lange aber unsere Druckereien kein Zeichen für ss gießen lassen, mag das ß in seiner alten verjährt^{en} Würde bleiben. Wirkliche Verbesserungen in der Schreibung dürfen nicht aufgegeben, aber solche Sthreibungs-Umtriebe, wie die mit au^u und eu^u sollten billig von Regierungswegen verboten werden.“

Was meinen die Leser dazu? Es fehlt nicht viel, so hätte der Eifer um einen Buchstaben den geehrten Beurtheiler gefressen. Merkwürdig ist es offenbar, dass beide Recensenten grade in dem Punkte der Orthographie zusammentreffen. Auch machen beide die Schreibung nicht mir allein, sondern vielen schlesischen Schulmännern zum Vorwurf. Dies letztere ist es vorzüglich, was mich bestimmt, das Wort zu nehmen, um vielleicht eine deutliche Ansicht, wenn auch nicht selbst zu geben, doch möglicher Weise zu veranlassen, was ich durch diesen und noch ein paar folgende Artikel bezwecke. Ich will jedoch dadurch nur die Sache und alle Diejenigen vertheidigen, die sich mit mir auf dieselbe Weise angegriffen fühlen.

Also, man nennt fürs Erste die von mix gebrauchte und in Schlesien sehr weit verbreitete Orthographie die Harnischsche. Ob diese Behauptung begründet sey, wolle

man aus dem Folgenden entnehmen. Unsere Rechtschreibung beruht auf der Befolgung der drei bekannten Schreibgesetze: Achtung der Aussprache, der Abstammung und dem begründetsten Schreibgebrauch. Wer diese drei Gesetze im Wesentlichen befolgt, von dem kann man nicht sagen, dass er eine eigene Orthographie schreibe. Ich sage im Wesentlichen; denn einzelne Abweichungen hat man sich von jeher erlaubt, soweit die Geschichte unserer Sprache reicht. Die Aussprache allein kann nicht überall Regel seyn, denn sie ist an verschiedenen Orten verschieden¹; aber im Allgemeinen fühlt man die Uebereinstimmung zwischen Laut und Bezeichnung recht gut heraus. Der Stamm an sich kann eben so wenig alleiniges Gesetz werden; theils liegt er von vielen Wörtern im Dunkeln, und wie viel uch die historische Sprachforschung in unsern Tagen für Lichtung dieses Sprachgebiets gethan haben mag – vollkommne Klarheit wird sich über das dunkle Gebiet der Wurzeln kaum verbreiten lassen; und würde das Ziel auch errungen, so hätte es gewiss unübersteigliche Schwierigkeiten, die Schreibung in allen Fällen stammgemäß zu machen. So wenig nun unsre Schreibung in allen Fällen der Aussprache und Abstammung entspricht; ebenso hat sie ihre Abweichungen vom Schreibgebrauch. Im Allgemeinen aber herrscht derselbe.

¹ Und wenn man auch sagte, man müsse nach der besten Aussprache schreiben, so müßte man mit Seüme fragen; „Wo ist der beste Dialekt, da viele Provinzen auf die Diktatorschaft in der Sprache gleichen Anspruch haben. In England entscheidet Koventgarten als das Centrum der Nationalstimme und in Frankreich die Akademie. Was soll in Deutschland entscheiden?“

Der Eine weicht in diesem, der Andere in einem andern Punkte ab. Das ist so natürlich, dass man sich wundern müßte, wenn's nicht so wäre. Eine allgemeine Sprachverwirrung daraus zu folgern, ist bloß eine logische Freiheit, Wer reibt, will verstanden werden; er wird also auch so schreiben müssen, dass er verstanden werden kann. Mit dem Kopfe dess, der schriebe, um nicht verstanden zu werden, müsste es in der That sonderbar stehen. Von alle den Millionen, welche die deutsche Sprache schreiben, wird gewiss Jeder irgend eine andere Abweichung haben; und nicht Zwei von Allen, die in Deutschland deutsch schreiben und nebenbei denken – schreiben vollkommen gleich. Ich wäre begierig, den angebeteten Schreibgebrauch, den unsichtbaren Götzen, einmal in Natur vor mir zu sehen, um dadurch ein deutliches Bild von dieser sonderbaren Respectsperson zu erhalten. Wo ist er denn? Man sage es mir, damit ich hingehe und alle unreifen eigenen Grillen auf seinem Altare opfere. Ich weiß wol, man wird antworten: Siehe wie unsere | Klassiker schreiben. Das ist aber eine Aufgabe, deren Lösung auf denselben Punkt zurückführt, von dem man ausgegangen ist. Ich hab' es gethan, Was aber an sich wahr seyn muss, dafür braucht man aber nicht erst Autoritäten zu suchen, die das Gegentheil beweisen sollen. Jeder klassische Schriftsteller schreibt anders als der andere, selbst wenn ich nicht Klopstock und Schiller, Jean Paul und Göthe etc. einander gegenüberstelle. Aber im Allgemeinen schreiben sie eine Orthographie; und das ist es eben, was ich behaupte. Es ist durchaus unrichtig, einzelne Abweichungen eine eigene Orthographie zu nennen. (Man treibt mit diesem Ausdruck so

viel Missbrauch, wie mit dem Wort Methode; hier spricht auch Jeder, der einen halben Schritt neben die Fußstapfen anderer ehrlicher Leute getreten ist, von einer neuen Methode.

Nur von dem kann man mit Recht sagen, dass er eine besondere Rechtschreibung schreibe, welcher eins von den oben genannten drei Schreibgesehen allein, mit gänzlicher Nichtbeachtung der andern, zum Schreibgesetz erhebt. Thun das Schlesiens Lehrer? Thut es einer derselben? Ich weiß es nicht. So viel weiß ich, dass ich es nicht thue. Ich schreibe die in ganz Deutschland gewöhnliche Orthographie und weiche nur in folgenden Punkten ab: a) ich schreibe statt eu und äü – eü und aü; b) statt ck stäts kk, und unterscheide c) bei langem, und kurzem Stimml, stäts ß und ss. – Das nennt man, merkwürdig genug, eine eigene Orthographie. Mein Beurtheiler A, nennt es sogar die Harnisch'sche, Das geht zu weit. Es ist beinah allgemein Gewohnheit geworden, jede besondere Rechtschreibung am liebsten eine recht verkehrte, oder auch bloße einzelne Abweichungen von der gewöhnlichen Schreibung eine Harnisch'she Orthographie zu nennen. Das nun behauptet auch A. von der meinigen, obgleich in meiner Schreibung von der früheren Harnisch'schen nichts ist, als dass ich mit ihm kk schreibe, ß und ss durchgehends unterscheide. Nie hat Harnisch z. B. eü und aü geschrieben. Dagegen schrieb er früher alle fremden Eigennamen nach deutscher Aussprache und ließ die Mitlauterverdoppelung des Stammes, wo sie weder zur Schärfung des Wortes, noch zur Aussprache nöthig war, weg. Schreib' ich nun wegen kk und ss nach Harnisch? Hat man

überhaupt ein Recht, ihm alle begründeten und unbegründeten Neuerungen in der Orthographie, welche unserer Provinz vorkommen, wie in jeder andern auch, aufzubürden? Es gibt Leute, die alle ihre dummen Streiche dem Teufel aufhalsen. Hinsichtlich der Orthographie verfährt man auf eine ähnliche Weise. Wenn Jemand ein oder das andere Wort anders schreibt, als gewöhnlich geschieht, so sagt man ohne Weiteres: Er schreibt nach Harnisch. Oder will man bloß gewisse Abweichungen mit dieser Benennung auszeichnen? Ist das die Konsequenz der Wissenschaftlichkeit? – Auf diesem Schlußsatze beruht die berühmte schlesische Orthographie. Wer die berüchtigte Sprach- und Schreibverwirrung in unserer Provinz suchen wollte, der könnte an keinem schicklicheren Tage damit den Anfang machen als am – ersten April.

Die obengenannten Abweichungen nennt nun B. eine wunderliche, ja lächerliche Orthographie. Darüber lässt sich nun nicht streiten. Das Wunderliche und Lächerliche ist subjektiv, Mancher hat eine so glückliche Blutmischung, daß er leicht etwas lächerlich findet. Vielen, vorzüglich Kindern, erscheint etwas lächerlich, bloß weil sie es noch nicht gesehen haben. So erinnere ich mich, als Knabe über einen Mann gelacht zu haben, weil er eine Mütze trug, wie ich sie noch nicht gesehen hatte. Das war also, wenigstens für mich, eine lächerliche Mütze. So mag es wohl mit vielem Lächerlichem seyn, wie man ein Mehreres aus Dymokritos, oder den hinterlassenen Papieren eines lachenden Philosophen ersehen kann.

Mit dem Wunderlichen hat es eine ähnliche Bewandniß, Mir z. B. kommt es wunderbar vor, daß man einen abweichenden Buchstaben in einem Worte eine wunderliche Schreibung nennt. Doch darüber genug, Das Lächerliche und Wunderliche wird sich in einem folgenden Artikel mit ergeben. Hier will ich bloß noch bemerken, wie man sagt, dass unsere Schreibung nur in den Schriften ihrer Anhänger eine erbärmliche Rolle spiele. Mir dacht dies nun gar nichts Ungewöhnliches, weil sie dies mit allen Theorien und Philosophien und am Ende mit allen Religionen gemein hat, die auch nur in den Schriften ihrer Anhänger eine Rolle spielen. Wer sollte sie sonst schreiben, wenn die sie nicht schrieben, die an sie glauben! Für wahr, das ist wenigstens ein seltsamer, ich will nicht sagen wunderlicher oder lächerlicher Vorwurf.

Ein Wort über die schlesische Orthographie.

Von

K.. F. W. Wander in Hirschberg,

II. Ist die Schreibung aũ und eũ statt äũ und eu wirklich ohne allen Grund?

Glauben Sie, daß ich aus falschen Gründen handle, wenn Sie nur nicht glauben, daß ich ohne Gründe handle. Jean Paul.

Nach der Schreibung vieler schlesischen Lehrer, sagt man, gibt es kein äũ und eu, sondern muss eũ und aũ ge-

schrieben werden, was ohne Grund ist; denn das mittelhochdeutsche *iu* ist regelmäßig zu *eu* und *äu* geworden, woran der erste Entdecker jener unsinnigen² (!) Schreibung nicht gedacht (!) hat. Man wird zugeben, dass dies eine starke Ladung ist. Wenn ich nun auch Niemanden für die Richtigkeit der Schreibung *eü* und *aü* gewinnen sollte; so will ich mich doch zu zeigen bemühen, dass ihre Anhänger nicht ohne allen Grund und mit gänzlicher Nichtbeachtung der Geschichte der Sprache jene Schreibung anwenden. Wir Schulmänner namentlich, die wir uns dieser Schreibung bedienen, haben drei Parteien zu Gegnern. Die historischen³ Grammatiker rufen uns zu: Ihr schreibt falsch; das mittelhochdeutsche „*iu*“ ist in *eu* und *äu* übergegangen. Die konservativen (stabilen) Grammatiker rufen uns zu: Ihr schreibt falsch, denn man hat nicht immer so geschrieben oder noch nie. Und noch eine dritte (etwa die constitutive) Partei bemerkt: Ihr habt gar nicht das Recht, so zu schreiben. So etwas darf sich ein Schullehrer nicht unterstehen. Das kommt bloß uns Gelehrten zu. Ihr versteht kein Latein, kein Hebräisch, kein Sanskrit. Und wer das nicht versteht, kann ohnehin nur in gewissem Sinne zu den Menschen gezählt werden. Ist's nicht so? – Ohne mich zum Vertheidiger jeder orthographischen Grille aufzuwerfen, will ich doch hier die Gründe für die Schreibung des *eü* und *aü* anführen, zum Theil, um den

² Jeder Unsinn verräth bei näherer Umleuchtung Gründe, die seine Annahme entschuldigen. Jean Paul.

³ Ich begreife hier außer Grimm, Graff u. A. die nach der Diesterweg schon Eintheilung wissenschaftlichen Bekker, Herling und Schmitthenner mit darunter,

Vorwurf zu großer Verstandesschwäche zurückzuweisen. Von allen Deutschen hat es Niemand mehr mit den Elementen der Sprache, mit den Lauten, zu thun als der Lehrer, der nah der Lautmethode lesen lehrt und dabei einigermaßen mit Verstande verfährt, um eine richtige schöne Aussprache zu erzielen. Im Allgemeinen gilt dies zwar vom Lehrer der Muttersprache überhaupt. Er muss, um jeden Laut richtig hervorbringen zu lehren, kein Mittel unangewandt lassen, das dazu führen kann. Ein solches ist bei der Aussprache der Sammlaute (Diphthong) unserer Sprache vorzüglich das Zerlegen in ihre Elemente. Aus den Mund-Stellungen kann man entnehmen, dass alle unsere Sammlaute entweder auf u (wie au) oder i (wie ei, ai, oi) oder endlich auf ü (wie aü, eü) ausgehen. Dies findet man auch durch ein aufmerksames Hören der Laute bestätigt. So ist z. B., au das gunirte⁴ u, oder das durch Inlaut verstärkte a,. Es entsteht durch Zusammenziehung des a und u. Jeder kann diese Lautoperation machen, um dies bestätigt zu finden. Das ai ist Inlaut von i, durch a verstärkt und entsteht deutlich durch Zusammenziehung beider Laute. Bei diesen beiden Lauten vernimmt man die Auslautung auf a und i nicht nur ganz deutlich, sondern ihre a stimmt auch damit überein. Nicht so bei den übrigen. Aber dass sie auf i oder u auslauten, vernimmt man ebenfalls. Dies geschieht auch bei den auf abweichende Art entstandenen und ungewöhnlichen Sammlauten oi und ui. Es bleiben uns nur noch die zwei sehr häufig vorkommenden,

⁴ Vergl. Bopp, Grammatica critica linguae Sanskrita. Berolini, 1829, p. 27. annot. u. reg. 36.

aber eben in der Schreibung streitigen e[̇]u und a[̇]u, gewöhnlich eu und a[̇]u geschriebenen, übrig. Sie sind unter allen Sammlauten (Diphthongen) unserer Sprache diejenigen, welche am seltensten richtig gesprochen werden. Einige sprechen oi, Andere ei, was nur daher kommt, dass man die Elemente nicht kennt, aus denen sie gebildet sind. Und man kennt sie nicht, weil man sie nicht bezeichnet. Wie soll auch der Jugendlehrer verfahren, um seinen Kindern zu lehren, den Laut richtig hervorzubringen? Nicht anders, als indem er ihnen sagt! Ihr müsst beim Hervorbringen des Lautes auf e oder a ansehen und mit der Mundöffnung des ü schließen. Werden sie dies aber thun, wenn sie ftäts ein u vor Augen haben? Wer je einmal kleine Kinder unterrichtet hat und zwar in Masse, 60, 80, 100 neuzugetretene fünf- bis siebenjährige, wird wissen, dass man kein Mittel unversucht lassen darf, um die kleine Kraft für irgend einen Zweck zu unterstützen.

Das geschieht nun hier, indem ihnen ä, a oder e, als An- und das ü als Auslaut für die Erzeugung des Zwiclautes a[̇]u und e[̇]u gegeben werden. Wenn beide Laute im Sammlaut auch nicht mehr rein erkennbar sind, so thut das der Sache keinen Eintrag, denn bei jeder Sammlaut-Bildung verflachen si die dazu genommenen Urlaute. Aber bezweifelt kann nicht werden, dass das a[̇]u und e[̇]u auf ü⁵ auslauten, denn

⁵ Man lese, wie der Kirchenrath Schulz in seiner Legographologie die Schreibung des e[̇]u und a[̇]u vertheidigt. Auf das u folgt stäts der Hintergaumenhauch das tiefe ch, wie es lautet in: „Buch, Tuch, Spruch etc., auf das ü der Vordergaumenhauch das hohe ch, wie es lautet in: „ich, mich, dich etc.“ Man vergleiche Buch – Bücher,

wie fein man auch hören mag, von einem u-Laute hört man in den genannten Diphthongen nicht das Mindeste. Dagegen zeigt schon die Mundstellung, dass das ü den Schluss derselben bildet. Dies hat nun Veranlassung gegeben, in diesen beiden Lauren das Schluss-Element naturgemäß zu bezeichnen. Dass dies vorzüglich Lehrer thun, liegt nahe. Ich habe oben den Grund dazu angegeben. Der Gelehrte kann sich allerdings bei jedem Zeichen den richtigen Laut denken; er würde die Sammlaute richtig hervorbringen und wenn das r ihre Bezeichnung wäre. Nicht so das Kind. Es hat noch keine Vorstellung von dem willkürlich Angenommenen; ihm ist alles ein Nothwendiges. Es kann daher auch nicht begreifen, wie es seinen Mund zum ü spitzen soll, wenn es ein u vor sich sieht. Dass man es dazu bringen kann, will ich nicht bestreiten. Wozu hat man Kinder nicht schon gebracht! Dafür liefern die verkehrten Unterrichts-Manieren aller Zeiten tausend Beläge. Aber wo ein mechanischer und ein naturgemäßer Weg einzuschlagen sind, ist stäts diesem der Vorzug zu geben.

Viele werden das Ganze für eine Kleinigkeit halten. Für die Schule ist aber kein Laut eine Kleinigkeit, wenn eine reine, würdige Aussprache die Ausgabe ist. Ich habe mich wenigstens, so lange mir die Bildung der Kleinen anvertraut war, oft stundenlang abgemüht, um irgend einen Laut, besonders Stimmlaut, rein hervorbringen zu lehren. Ob dies

Tuch – Tücher. Nun folgt auf eü und au stäts ein hohes ch, also muss ein ü und kann kein u vorausgehen. Geht aber der Laut ü voraus, so muss doch wol auch sein Zeichen gesetzt werden.

bei einer Kindermasse von 60 – 100 eine Kleinigkeit ist, mögen die Sachkenner beantworten; und ich habe gefunden, dass die Zeit nicht verloren war. Man muss dies freilich nicht; man lässt die Kinder reden, wie sie den Mund aufmachen; das heißt aber Lese- und Sprachbildung verpfuschen. Doch zurück zum eigentlichen Gegenstande.

Man hat diese Schreibung eine grundlose, wunderliche und lächerliche genannt. Ich frage, ist sie das nach dem Angeführten? Ist es kein Grund, naturgemäß die Laute zu bezeichnen? Ist es lächerlich und wunderlich, wenn dazu grade der Volksschullehrer veranlasst wird, um den Unterricht zu erleichtern und erfolgreicher zu machen? Ich weiß, Einige geben zwar zu, dass die beiden Sammlaute auf dem von mir oben bezeichneten Wege entstehen und eigentlich so bezeichnet werden sollten, meinen aber, die richtige Bezeichnung führe zu keinem besondern Resultat und verwirre nur, erschwere das Lesen, beleidige das Auge, und schon um desswillen sei die alte, wenn auch unrichtige, vorzuziehen. Das sind die Freunde des Immersogewesenseins, und ihre Gründe haben kein Gewicht. Die Sprache schreitet in ihrer Entwicklung fort, das bedarf keines Beweises, die Schreibung folgt ihr. Das ist eben so klar. Und es ist ein ganz unbegründeter Vorwurf, den man den Volksschullehrern macht, wenn man sagt, sie seien allein die Anhänger jener Schreibungsgrillen. Auch Männer der Wissenschaft haben sich dafür erklärt. Nicht um mit Autoritäten zu siegen, die Sache muss für sich selber sprechen, – nenne ich nur Schulz,⁶ Pischon, Dr. Pöhlmann und Müller. Wenn ich nicht

⁶ Vergl. dessen Legographologie.

irre, schreibt auch Prof. W. Wachsmuth so. Die Schreibung eü und aü bloß deshalb zu verwerfen, weil man nicht stäts so geschrieben hat, ist ein durchaus unhaltiger Grund, und den Gebrauch aus der Volksschule zu verweisen, ist darum nicht recht, weil er dahin vorzüglich gehört, weil er da von wesentlichem Nutzen ist, selbst wenn er später wieder, wenn es die Volksstimme verlangt, aufgegeben werden müsste.

Einen weit gewichtigeren Einwurf gegen diese Schreibung macht die historische und wissenschaftliche Sprachforschung. Ihn wollen wir näher ins Auge fassen. Zugleich kann ich dadurch einem meiner Beurtheiler zeigen, dass es für mich eine Geschichte der Sprache gibt, und dass es nicht völlige Unkunde oder absichtliche hartnäckige Verachtung des Alten und, wie sie lehrt, Bessern ist, was mich bestimmt hat, bis jetzt meine Schreibung des eü und aü beizubehalten. Dieser Grund ist, dass das mhd „iu“ regelmäßig in eu oder äü übergegangen ist. Ich erkläre hiermit, dass ich für die Resultate der historischen und wissenschaftlichen Sprachforschung mit der größten Hochachtung erfüllt worden bin. Ich glaube fest, dass nur aus diesem Wege für unsere Schreibung Festigkeit und Grand zu erwarten ist, so wie für mich schon manches Wort neü belebt worden ist, was mir früher nur eine todte Schale mit willkürlich daran geknüpftem Begriffe war. Wenn ich also, obgleich die historische Grammatik die Schreibung eu und äü für allein richtig erkennt, weil das mhd iu nur in diese Laute übergegangen ist, noch nicht zur alten Schreibung zurückgekehrt bin; so geschah es, weil ich bei langem und wiederholtem Nachdenken zu folgenden,

Einwürfen gegen die Richtigkeit dieser Behauptung gelangte, die ich bis jetzt noch nicht habe besiegen können. Ich stelle meine Bedenklichkeit gegen die Folgerung der Schreibung eu und äü aus dem mhd „iu“ einfach hier auf und will gern, sofern ich darüber gründliche Belehrung und Widerlegung der Einwendung erhalte, alsbald statt des verhassten eü und äü das allgemeinere eu und äü schreiben, umso mehr, als mir jede Neuerung, die als bloße leere Grille erscheint, in der Seele verhasst ist. Dieser Meinung sind mit mir gewiss alle die, welche sich dieser Schreibung bedienen. Aber Niemand kann uns verargen, den Grund zu verwerfen: Man hat stäts eu und äü geschrieben (was nicht einmal streng genommen wahr ist); fast alle Deutsche schreiben so, folglich misst ihr auch so schreiben. Stimmen-Mehrheit ist nicht des Rechtes Probe, Gelehrsamkeit hier allein auch nicht. Es gibt tausend Gelehrte, die vielleicht in ihrem Leben noch nicht einmal über die Laute und ihre Bezeichnung ernstlich nachgedacht haben. Mit einem Worte, die Zahl kann nicht bestimmen, hat es sogar bei großen und wichtigen Veränderungen nicht stäts gethan. Aber die Gesetze der Sprache selbst, der Sprachgeist, hat ein unbestrittenes Recht auf Gehorsam. Diesen wird kein Einsichtsvoller verweigern.

Zur Sache zurück! Aus „iu“ ist eu und du geworden, d. h. in Wörtern, in denen man früher ein „iu“ fand, findet man jetzt ein eu und äü; so ist z. B. aus sciura – Scheuer, aus hiutu – heute, aus niun – neun, aus fiur – Feuer u. s. w. geworden. Das ist nicht zu läugnen. Folgt aber daraus schon die Richtigkeit der Schreibung? Im Althochdeutschen schrieb man iu, weil man so sprach. Der Laut iu, das wird

wol Jeder zugeben, ist in allen unsern Wörtern mit eu und äü nicht mehr herauhörbar. Er ist im Laufe der Zeit in einen andern Laut übergegangen, Lautübergänge, Lauttrübungen, = Verflachungen und = Verwischungen, sind ja in der Sprache nichts Ungewöhnliches. Man vergleiche nur sprechend z. B. niun und neün, und man wird finden, dass die Stimm-laute in beiden ganz andere sind. Ob das nun mit dem von Schmitthenner entdeckten Bildungsgesetze der deutschen Sammlaute übereinstimmt, kann ich freilich nicht beweisen. Doch das thut zur Sache nichts. Der genannte Sprachforscher sagt selbst⁷: „Natürlich ist der Urtypus des Vokalismus in der einzelnen Mundart durch Auflaut, Trübung, Desorganisation etc. mannigfaltig verwischt und gefärbt worden.“ Wenn ich unsere heutigen Laute eu und äü recht spreche und mit einigermaßen lautgeübtem Ohr recht vernehme, so erkenne ich nicht mehr das durch i gunirte u darin, „was es früher war; sondern ich vernehme einen Uebergang von e oder ä zu ü. Dieser Uebergang verstößt auch nicht gegen das Walten des Sprachgeistes in diesem Gebiete. Das i ist durch Trübung in e oder ä, das u durch Auflaut in ü übergegangen und beide haben durch Lautverflachung den jetzigen Sammlaut eü und aü gebildet, Ich kann und will dies nicht behaupten; aber ich weiß auch nicht, auf welchem andern Wege der jetzige Laut aus dem „iu“ entstanden ist. So viel ist gewiss, dass aus dem iu ein anderer Laut geworden ist. Es bleibt zu bestimmen, auf was für eine Art. Ich will aber, nach der Aussprache zu urtheilen, meine obige Vermuthung vorläufig als

⁷ Kurzes deutsches Wörterbuch, Darmst., 1834, S. X.

wahr annehmen. Was folgt daraus? Dies; ist der Laut ein anderer geworden, so muss auch die Bezeichnung eine andere werden, man würde sonst an dem Zeichen einen Körper ohne Seele haben. Nun hat man wol bereits das *i* des *iu* in *e* verwandelt und hat dadurch unwiderleglich ausgesprochen, dass eine Lautverwandlung vorgegangen ist und dass man auch die Verpflichtung anerkannt hat, die Bezeichnung dem neuen Laute anzupassen. Man hat es aber nur auf der einen Seite gethan. Man hat das *u* als wesentlichen Theil des frühern Lauts und als Urlaut erhalten wollen, obgleich es schon in seinen Auflaut übergegangen war. Das dünkt mir aber sehr Unrecht. Und die neuern Sprachforscher scheinen in diesen Punkte mehr das *u*-Zeichen als Reliquie haben retten zu wollen.

Dass die Schreibung in den meisten Fällen dem Laute bei seinen mannichfaltigen Uebergängen gefolgt ist, könnte mit unzähligen Beispielen bewiesen werden. Wir schreiben „schwemmen, sehen, rennen“ etc. und nicht mehr *suamjan*, *satjan*, *ranjan* u. a., weil man nicht mehr so spricht, Wir schreiben *Bürge* von dem althochdeutschen *purkjo*. Hier ist in der Aussprache der scharfe Lippenschluss in den gelinden, der Urlaut in den Auslaut, das *kjo* in *ge* übergegangen, und überall ist die Schreibung gefolgt. Dasselbe wird man finden, wenn man vergleicht „dienen“ vom ahd *dionon*, *Docht* von *taht*, *Eimer* von *eimpar*, *Zunge* von *zunka*, *knüpfen* von *chnupfan*, *Kraut* von *chrut* u. a. Dass *i* durch Trübung in *e* übergeht, ist bekannt genug, z. B. *Regen*, goth.

rigns, edel alt. Odili. Zügel ahd zugil. Auch finden sich Wörter, worin das ahd iu in unser ü und nicht in eu übergegangen ist, z. B. düster von diustri,

Warum kann denn nun das althochd. in nicht jetzt als eü und wegen der Verwandtschaft des Ansatzlautes e mit ä mit aü geschrieben werden, wenn der Laut iu in unser eü oder aü übergegangen ist.

Möge die vorstehende Darstellung streng geprüft werden! Ueberzeugende Gründe, besonders aus dem Geist der Sprache und ihren Lautübergangsgesetzen hergenommen, werden bei mir sowie bei Allen, die ebenso schreiben, ein offnes Ohr finden. Wir halten nicht an der Schreibung, weil wir sie haben und für etwas Besonderes halten; sondern wir haben sie, weil das Gesetz möglich genauester Lautbezeichnung sie uns aufgedrungen hat. Auch halten wir sie nicht deshalb so fest, um uns nicht durch das Aufgeben derselben eine Blöße zu geben: denn seine Ueberzeugungen ändern, ist keine Blöße.

Vorzüglich wird es zunächst darauf ankommen, zu zeigen, wie der mit eu und äü, von uns mit eü und aü bezeichnete Laut, eigentlich lautet, wie man ihn naturgemäß bezeichnen müsste, ob unsre Bezeichnung richtig ist; dabei stoße man sich aber nicht daran, dass man in eü etc. kein deutliches ä (e) und ü vernehmen kann, Das kann nicht sein. Die den Sammlaut bildenden Elemente verflachen sich. Sie müssen es; sonst würden sie stäts zwei Laute bleiben. Man wird zu beweisen haben, dass „iu“ nicht in eü oder aü übergehen, und dass aü nicht aus au durch Auflaut entstanden sein könne und warum. Und sollte man dies nicht können,

so wird man hoffentlich so ehrlich sein, zuzugeben, dass unsre Schreidung richtig, nicht ohne allen Grund und keine unsinnige sei.

Ueber die schlesische Orthographie,

Von

K. F. W. Wander.

„Die Deutschen wären im Stande und metzelten sich um einen Punkt über das i.“ Börne.

III. Schulmeisterliche Ansicht der Behauptungen:
Eine Schreibung, die von der der Klassiker abweicht, ist verwerflich; und Neüerungen wie aü und eüü sollten von Regierungswegen verboten werden.“

Eine Schreibung bloß deshalb zu verwerfen, weil das ganze Volk sie noch nicht angenommen hat, oder weil jede Verbesserung nur von den Notabeln, von der literarischen Pairskammer des Volks ausgehen müsse, dürfte sich schwerlich rechtfertigen lassen. Für's Erste gibt es nirgends eine gesetzgebende Kammer in der Sprache, und fürs Zweite bekümmern sich die Notabeln überhaupt sehr wenig um die Orthographie. Dies Ding überlassen sie uns Schulmeistern. Sie haben höhere Sachen, in denen und für die sie leben und weben. Viele der klassischen Schriftsteller, also doch auch wol Notable der Sprachkammer, haben ihre Werke gar nicht in eigener Handschrift in die Drukkerei befördert, sondern

das Manuskript kam in der Orthographie eines Abschreibers hin. Das würde sich vielleicht von vielen der ersten Schriftsteller nachweisen lassen. Andere haben zwar die eigene Handschrift in die Druckerei geliefert, aber sie haben sie nicht selber gesetzt, auch nicht die Correctur selber gelesen, und ihr Werk erschien nicht in ihrer, sondern in der Orthographie des Setzers, oder Corrector's. Daher schreibt Jean Paul an seinen Verleger oder Drukker: „Ihrem Setzer dank' ich für nichts, am wenigsten für seine Augen, die allemal sehen, was ich nicht geschrieben, noch für seine Verbesserungen, noch für seine Interpunction, die er mir in einem Tauschhandel statt der meinigen gab; noch für seine Orthographie, die weder die meinige, noch die rechte; noch für seine Salve von Druckfehlern, die er auf jedem Bogen abfeuert. Wenigstens hat er sich öfter verdrückt, als ich mich verschrieben.“ – In sehr vielen Druckereien sind Setzer, welche die Orthographie aus dem vorigen Jahrhundert schreiben. Sie haben sie von ihren Vorfahren in der Druckerei erhalten und vererben sie, unbekümmert um die Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprache, ihren Nachfolgern wie eisernes Vieh. So sind es recht eigentlich die Setzer und Correctoren, deren Orthographie Deutschland schreibt; und sie bilden die Sprachkammer. Wollte man dies etwa bei der Orthographie im engern Sinne bestreiten: so schlage man irgend einen Klassiker auf und vergleiche die Interpunction mit dem Satzbau und man wird finden, dass sich entweder der Schriftsteller um die Interpunction nicht bekümmert hat, oder dass ein großer Theil derselben dem Setzer oder Corrector angehört.

Doch zurück zur Sache. Hat man durch hinlängliche Gründe, die man von Männern, welche sich so sehr über die Grundlosigkeit unserer Schreibung ereifern, erwarten kann, das mit dem innern Sprachleben Widersprechende unserer Schreibung dargethan, so ist damit unsere Ueberzeugung gesunken; eine andere ist an ihre Stelle getreten, und es wird dann nicht nöthig sein, die Regierungen aufzufordern, die Schreibung des äü und eü zu verbieten. In der That, es ist seltsam, es ist neu, unerhört neu, von den Regierungen zu verlangen, die Schreibung gewisser Buchstaben gesetzlich zu untersagen. Wenn die Regierungen es so weit bringen, dass man nirgend ein X für ein U macht, wozu die Themis ihren gnädigen Beistand verleihen wolle, so haben sie den Abschnitt, der auf sie aus der Orthographie kommen kann, vollkommen besorgt, und sie auch noch damit zu behelligen, darüber zu wachen, dass Niemand ein ü für ein u macht, scheint mir eine ungebührliche Forderung, Die Schreibung des eü und äü wird Deutschland nicht verwirren. Buchstabenstreite werden durch Regierungsreskripte nicht entschieden werden, und sie verbieten, wäre zwar nicht der Weg zur Pressfreiheit, aber Pressfreiheit selber d. h. Buchstabenknechtschaft. Zu solchem Beginnen wird sich keine unsrer Regierungen missbrauchen lassen. Ich wäre auch begierig zu wissen, auf welchem Wege die Regierungen zu einem für Deutschland günstigen Resultate gelangen sollten, Unmöglich könnte das Verbot bloß von der preußischen ausgehen. Das würde wenig helfen. Man könnte ja in Sachsen oder Baiern drucken lassen. Es müsste also das eü und äü auf dem Bundestage abgehandelt und seine Schreibung durch einen

förmlichen Bundestagsbeschluss untersagt werden. Oder verlangt man etwa gar die Niedersetzung einer eignen Commission? Gewiss würde dann der Berg eine Maus gebären! Die Sache sieht in jedem Falle bedenklich aus. Das gefürchtete Wort: „Umtriebe, öffentlicher Aufruf an die Regierungen, wider die Insurgenten und Rebellen eü und aü zu Felde zu ziehen, und sich bewusst zu sein, jener gefährlichen Partei anzugehören : sollte das nicht schon während des Schreibens die Strichlein über das u, die es zum ü erheben, wenigstens durch bloßes Handzittern einen u-Haken ähnlich machen? – Die Sache widerlegt sich selbst. Ich will den Vorschlag nicht lächerlich nennen, aber lustig und wunderlich ist er in jedem Falle, und zwar noch viel wunderlicher als die wunderliche Schreibung selbst; umso mehr, da nebenbei behauptet wird, dass die Schreibung beim Volke keinen Anklang finde.⁸ Ist dies, so bekümmre man sich doch ja nicht

⁸ Das kommt wol bloß daher, dass die Orthographie beim Volke überhaupt nicht viel Anklang findet; man braucht nicht bloß die Schuhmacher- und Schneiderrechnungen im Auge zu haben und die Briefe der Berliner Köchinnen zu lesen. Man betrachte nur alle öffentlichen In- und Aufschriften auf Tafeln, Meilenzeigern, Schildern etc. in orthographischer Hinsicht und sehe, ob man unter zehn derselben eine vollkommen richtig geschrieben findet. Nicht allein, dass sogar die Privatinschriften der lächerlichsten Fehler voll und in den widerlichsten, geschmakklosesten Schriftformen dargestellt sind; dasselbe gilt auch oft sogar von amtlichen Bekanntmachungen. Und ehe man einen Ort mit dem Fuße betritt, hat er sich schon durch eine Tafel mit seiner Kalligraphie oder Ortho- (d. h. Pseudo-) graphie, oder mit beiden zugleich empfohlen. Diesem Unfuge, der uns Deutschen im neunzehnten Jahrhunderte wahrhaftig nicht zur Ehre gereicht, sollte von Regierungswegen gesteuert werden. Hier , wäre Ehre zu erwerben. Füglich

um sie. Beruht sie auf bloßen Grillen, so wird sie über kurz oder lang fallen. Für Grillen haben die Götter keine Unsterblichkeit. Beruht sie aber auf richtigen Gesetzen der Sprache, so wird sie an einem Regierungsverbot nicht sterben.

Jedensfalls scheint es mir bedenklich, um die Gründe für die Schreibung des eu und äu zu stehen. Denn wer zu seiner Sache noch Regierungsgewalt auf die Wagschale zu legen für nöthig hält, muss wol fühlen, dass sie allein zu leicht ist, sich zu halten. Es ist eine bekannte Sache, dass die, welche am meisten eifern, das wenigste Recht haben. Man hat unsere Schreibung eine unsinnige genannt, Die Orthodoxen

könnte an jedem Orte oder in jedem Kreise eine Behörde sein, die Alles, was öffentlich angeschlagen oder angeschrieben werden sollte, einer sprachlichen Prüfung unterwürfe und keiner Bekanntmachung die Oeffentlichkeit gestattete, die nicht orthographisch und stylistisch richtig wäre. Für das Kalligraphische der Inschriften müsste auf eine ähnliche Art gesorgt werden. So meint auch Jahn in dem „Merke“ zu feinem Volksthum dass „von Rechtswegen die Behörde, die auf Fremde und Landstreicher passt, auch die Schilder und Inschriften in Obacht nehmen und keine Sprachfrevl von Sprachschändern dulden sollte.“ Derselbe führt auch eine Verordnung dieser Art von der K. K. Landesregierung in Oesterreich unter der Ens an, die im Aug. 1812 im Amtsblatt zur Wiener Zeitung gestanden habe und also lautet: „Da auf den Schildern, Häusern, Fabriken, Niederlagen, Kirchen u. s. w., unpassende, inkorrekte, ja sogar anstößige Ueberschriften vorkommen, so wird hiermit verordnet, dass in Zukunft Niemand innerhalb der Linien Wiens Schilder und Ueberschriften an Häusern, Fabriken, Gewölben, Niederlagen, Kirchen, ja selbst an Grabstätten anbringen darf, ohne vorher von der K. K. Stadthauptmannschaft die Bewilligung hierzu erhalten zu haben. Die Uebervertreter werden nach Umständen mit Geld oder Arrest gestraft werden.“

verdammen überall gern; auch die orthographischen Orthodoxen. Käme es auf sie an, sie erfänden für die ketzerische Orthographie eine eigne Inquisition, mit den Artikeln: 1) „Ich glaube an’s Gothische. 2) Ich glaube an’s Mittelhochdeutsche, 3) Ich glaube, daß Niemand das Recht hat, einen Buchstaben anders zu setzen, als die Gewohnheit ihn setzt.“ Und, wehe dann dem, der nicht auf ihr Evangelium, die Orthographie des heiligen Adelung, schwören würde! –

IV. Die Schreibungen kk statt ck, und die lautgemäße Unterscheidung des ss und ß.'

„Die Natur bringt manchen wunderlichen Kauz hervor, ein solcher ist nach Adelung der Krauskopf k.“

Auch das kk und ss hat seine Widersacher; aber aus einem andern Grunde, nicht weil es falsch, sondern weil es unbequem und geschmacklos ist.

Durch die ganze deutsche Rechtschreibung zieht sich das Gesetz der Mitlauter-Verdoppelung bei Stimmlautschärfung. Wir schreiben bb, pp, dd, ff, gg, ll, mm, nn, xx, tt; nur das eine k soll eine Ausnahme und noch dazu eine ganz unbegründete machen⁹, weil es unbequem sei, zwei k zu schreiben. Und warum ist’s unbequem? Weil man es gewohnt ist, ck zu schreiben, und es schwer hält, aus dem alten Gleise herauszugehen, sogar, wenn der Schritt nicht größer

⁹ Sehr wahr macht auch J. Müller in seiner Leselehre den Einwurf gegen das ck, dass es dem Deutschen das Lesen slavischer (wo es immer wie unser z lautet) und dem Sklaven das richtige Lesen deutscher Wörter ohne Noth erschwere. (Leselehre S. 18.)

als von i zu k, oder von ck zu kk ist; es ist immer ein Schritt, durch den man, würde er gemacht, um eine Regel in unserer regelarmen Schreibung kommen könnte. Doch nein, man hat noch einen Grund; kk ist geschmakklos. Wenn die Freunde des unnütznigen Alten gar Nichts zur Vertheidigung ihrer Schützlinge zu sagen wissen, flüchten sie in die Freistadt subjektiver Gründe. Nun sind sie sicher. Das kk gefällt ihnen nicht; dagegen lässt sich Nichts sagen. Aber ich wollte Tausend gegen Eins wetten, daß zwei so aufrecht stehende krausköpfige k schöner sind, als ein bukkliges ck. Ich bin aber kein Aesthetiker; und der Geschmakk ist verschieden. Der angeführte Geschmakkgrund ist übrigens dem Erzvater der jetzigen Rechtschreibung, Adelung, entlehnt, bei dem er noch etwas naiver folgendermaßen lautet: „Man zog ck dem kk vor, vielleicht auch aus einem dunklen Gefühl des Schönen, weil das k, wenigstens in der ekkigen Schrift, einen großen krausen Kopf mit einer kleinen Grundfläche hat, im Missverhältniss, was bei der Verdoppelung des k noch mehr in die Augen fallen würde, aber durch das vermieden wird!“

Näher habe ich mich darüber in meiner „Vollständigen Uebungsschule der deutschen Rechtschreibung“ (1. Th. § 14) ausgesprochen. Dem ss am Ende macht man denselben Vorwurf, daher einige es ganz verdrängen und stäts geschrieben wissen wollen, z. B. Jos. Müller, der sich in seiner trefflichen „Leselehre“ S. 15 und 16 gegen das ss überhaupt, wie mir aber däucht, mit unhaltbaren Gründen erklärt. Ihm tritt Rinne in seiner „Neuen deutschen Grammatik“ (Stuttg., 1836) bei. Indess sieht man es deutlich, dass er sich überall

mehr an den Buchstaben alter Form, als an den Laut hält, Dagegen sagt Schmitthenner (Teutonia 2. Th. S, 285): „In dem Gebrauche des ß sind im Neudeutschen große Unregelmäßigkeiten eingetreten. Es steht nur noch nach gedehnten Vokalen. Vieler Irrthum ist dann auch vornehmlich dadurch veranlasst worden, dass man dem am Ende stehenden Doppel-s mit ihm gleiches Zeichen gegeben hat (ß), Diesem Uebelstande sollte dadurch abgeholfen werden, das man das am Ende stehende ss in Schrift und Druck durch fs darstellte, wie es denn auch in der That von einigen Schriftstellern und Grammatikern angefangen worden ist.“ Aber er beobachtet diesen Unterschied selber nicht; sogar über den Namen „eszet“ findet sich von ihm in derselben Sprachlehre ein ziemlich widersprechendes Urtheil, Teutonia 1. Th. S. 12 heißt es: „Das ß““ wird gewöhnlich aber sehr unrichtig Eszet genannt; und Teutonia 2. Th. S. 285: „Das ß, nicht ohne allen Grund Eszet genannt.“ So viel ist gewiß, dass die meisten Stimmen sich für eine Unterscheidung des ß und ss entscheiden dürften. So wie ß das einfache Zeichen für den Zischlaut ist und daher nach langem Stimmlaut steht, ist ss das verdoppelte und steht nach geschärftem Vokal. Es kommt bloß darauf an; zu bestimmen, ob ss oder fs am Ende zu gebrauchen sei, denn in der Mitte muss stets ss auchi einsilbigen Wörtern, wie „lässt“ stehen. Gegen die Form ss am Ende hat man angeführt, dass sie einen ungefälligen Eindruck aufs Auge mache, was aber bloß Sache. der Gewohnheit ist, da das Auge sich durch die zuletzt noch ungefälligere Form des ß am Ende nicht verlegt fühlt. Gegen die Form fs möchte ich erinnern, dass sie keine streng richtige Bezeichnung des

geminderten Zischlauts ist, Das lange f, was dabei zur Bezeichnung zu Hilfe genommen wird, ist das Zeichen für den Sumse- oder Säusellaut. Die Zeichen für den Zischlaut sind entweder s oder ß, und das ss drücke besser als fs eine Verdoppelung eines derselben aus.

Man prüfe, was ich unumwunden aus Liebe zur Sprache gesagt habe. Es wird mich sehr freuen, wenn vielleicht durch eine gründliche Abhandlung, welche nicht nur eine sprachhistorische Grundlage hat, sondern auch die Lautentwicklungs- und Bezeichnungsgesetze bis in's Neudeutsche im Auge behält, den vielen verhassten Neuerungen auf eine würdige Weise begegnet wird. Man wird gesehen haben, dass ich mich mit dem bekannt zu machen gesucht habe, was die historischen und wissenschaftlichen Grammatiker für unsere Sprache thun. Indess glaube ich nicht blind an sie. Man, muss auch des Guten nicht zu viel thun. Es ist recht gut, wenn man weiß, wie sich unsre jetzige Sprache entwickelt hat; aber das Neudeutsche kann nicht unbedingt | seine Gesche vom Altdeutschen annehmen. Die Sprache hat auf jeder Stufe ihre eigenen Bildungsgesetze in sich.

Vielleicht erklärt Einer oder der Andere das Ganze für Buchstabenkrämerei. Immerhin. Ich interessire mich einmal für diese Buchstaben, da ich sie bis jetzt noch für richtige Bezeichnungsformen halte. So lange ich die Pflichten meines Berufes erfülle, kann man mir wol, bei der jetzt bestehenden Gewerbefreiheit, meinen Buchstabenkram ungehindert lassen. Hat doch der eine Lehrer die Gerichtsschreiberei, der andere das Pathenbitten, der dritte die Glöcknerei, der vierte den Kaffee- und Zuckerhandel nebenbei; ich habe

Nichts von allen. Warum soll ich kein Buchstabenkrämer sein? Der Handel mit Staatspapieren ist ohnehin gefährlich und nicht Jedem zugänglich.

Ueber die Bildung der Schul-Präparanden. Zweites Wort.

Von
K. F. W. Wander.

Als ich mich im 106. Bde, Novbr. u. Decbr, 1837 der Schles. Prov.-Blätter gegen die dort in Schutz genommene unbedingte Freiheit, Schul-Präparanden zu bilden, aussprach; als ich zugleich den traurigen Zustand, in dem sich, aller sonstigen Verbesserungen im Schulwesen ungeachtet, die Vorbildung der Zöglinge fürs Schulamt befindet, schilderte und auf die nachtheiligen Folgen aufmerksam machte, die eine solche Lehrer-Bildung nothwendig haben müsse: so sah' ich voraus, daß sich Stimmen dagegen erheben würden, zumal man den Lehrerstand selbst aus ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten betrachtet, wonach sich die Anforderungen, die man an seine Bildung macht, richten. Besonders zwei Ansichten treten hervor. Die eine faßt den Beruf des Lehrers von der äußern Seite auf und findet die Tüchtigkeit desselben darin, daß er im Stante ist, eine gewisse Masse von Kenntnissen und Fertigkeiten, wie sie; etwa die Gegenwart von einem 14jährigen Schüler der Dorf- oder Stadtschule verlangt, mitzutheilen. Es genügt diese Ansicht, wenn der Lehrer diese Kenntnisse und Fertigkeiten selbst in

diesem oder einem etwas reichlicherem Maße nebst der Geschicklichkeit, sie mitzutheilen, Methode genannt, besitzt. Sie hat kein bestimmtes Ziel, fordert nach Umständen und Laune, bald mehr, bald weniger. Eine selbstständige Geistesbildung, ein auf festen Grundlagen beruhendes Wissen hält sie für einen Lehrer für überflüssig, ja für gefährlich.

Zu dieser Ansicht bekennen sich 1) viele Geistliche, die entweder an ihrem Ansehen zu verlieren glauben, wenn sich der Erkenntnißkreis und Bildungsumfang der Lehrer erweitert; die bei höher gebildeten Lehrern Einspruch zu fürchten meinen, wenn sie unbillige Anforderungen, welche die Unwissenheit und die auf derselben beruhende falsche Demuth ruhig entgegen nehmen, an sie richten wollten; oder die in dem guten Alten sich sowohl gefallen, daß es ihnen nur angenehm seyn kann, wenn sie keinen strebenden, durchgebildeten Lehrer zu beaufsichtigen haben, weil solche gern neue Wege einschlagen, den Revisor aus seiner Ruhe aufrütteln und ihn wohl gar nöthigen, von dem Stande des Schulwesens Kunde zu nehmen; oder es sind Feinde der Volks-Aufklärung, die es nicht gern sehen, wenn ein tüchtiger Lehrer unterrichtet, weil er den Geist weckt, die daher einen abrichtenden vorziehen und mit Allem zufrieden sind, was er thut, wenn es nur – recht wenig ist; oder endlich solche, welche den Volks Schullehrerstand noch nie in seiner höhern Bedeutung aufgefaßt haben. Zu dieser Ansicht bekennen sich ferner 2) viele Patrone und Gemeinden, welche Lehrer zu besolden haben und daher von dem Grundsatz ausgehen? „Je wohlfeiler, je besser,“ denen darum ein Lehrer, der für hundert Thaler die Schulzeit mit den Kindern verlebt und

verthut, der liebste ist. Endlich gesellen sich 3) dieser Ansicht bei, viele Lehrer selbst, die nicht besondere Freunde der Anstrengung, welche eine umfassendere Bildung fordert, sind, zumal da sie wissen, daß gegenwärtig bei Besetzung der Schulstellen nicht immer auf den Bildungs-Standpunkt der Candidaten Rücksicht genommen werden kann. Ganz anders die entgegengesetzte Ansicht. Sie hält den Grundsatz fest: „Wer bildend unterrichten soll, muß selbst wahrhaft gebildet seyn; wer als Erzieher die geistigen Kräfte seiner Schüler wecken will, muß selbst eine Selbstständigkeit und Freiheit des Geistes errungen haben, die nur ein planvoller, wohlbegründeter und gründlicher Unterricht geben kann.“ Diese Ansicht verlangt Männer mit geübtem Verstande und einer gesunden Urtheilskraft, die Sinn haben für alles Schöne und Erhabene; welche die Aufgabe, Menschen zu bilden, in ihrer Größe kennen und zu lösen streben. Wer sich zu dieser letztern Ansicht bekennt, wird mit der gegenwärtigen Präparanden-Bildungsweise unmöglich zufrieden seyn, weil sie ihrer Natur nach das nicht leisten kann, was sie leisten soll, wie ich dieß darzuthun versucht habe, wobei auf die nachtheiligen Wirkungen dieser Vorbildungsweise aufmerksam gemacht und gezeigt ward, daß die angeführten Gründe für den gegenwärtigen Stand keine Garantie gewährten gegen Verpfuschungen und Mißgriffe aller Art, daß keiner derselben das Innere, das Wesen einer Lehrer-Bildung berühre.

Diese bloß äußern Gründe festhaltend und sie noch mit einem neuen vermehrend, tritt der Verf. S. 108, d. Bdes. der schles. Prov.-Blätter (Juli v. J.) aufs Neue für seine Ansicht

in die Schranken, ohne jedoch das von mir Gesagte in seiner Grundlage zu erschüttern, indem er mich schon damit zu widerlegen glaubt, daß er meine Schilderung der Präparanden-Bildung als untreu bezeichnet, oder ihr nur die Richtigkeit der Ausnahme von der Regel zuerkennt und sich endlich auf die Urtheile eines Seminar-Directors beruft. Wenn gleich meine Schilderung sich schon a priori als eine wahre zu erweisen scheint, weil der Zufall, dem die Vorbildung der Zöglinge fürs Seminar angehört, keine andere Resultate liefern kann: so will ich doch zuerst kurz zeigen, daß meine Farben der Wirklichkeit entnommen sind. Zuvörderst kann ich mich auf die eigene Erfahrung und Anschauung in keinem unbedeutenden Theile des Regierungs-Bezirks, dem ich angehöre, berufen, wo ich das Gesagte mit eigenen Augen wahrgenommen habe, woraus indeß noch kein Schluß auf die Gewissenlosigkeit der Lehrer zu ziehen ist. Ich habe in meinem Seminar-Cursus ferner mit mehr den hundert Seminaristen aus allen Gegenden Schlesiens zusammengelebt, dort nicht allein die Wirkungen dieser Vorbildungsweise kennen gelernt, um von ihnen einen sichern Schluß auf die Ursachen zu machen, sondern ich habe von den meisten Seminar-Genossen die Art und Weise ihrer Vorbildung schildern hören und gewiß treuer, als sie irgend einem Superintendenten, oder jeder andern Behörde geschildert worden sind. Rechne ich hierzu noch die Mittheilungen, die mir von Lehrern, nah und fern, gerade über diesen Punkt gemacht worden sind und die alle darin Übereinkommen, daß ihre Präparanden-Bildung eine verfehlte gewesen sey: so möchte sich doch meine Kenntniß vom Gegenstande weiter als über

eine Superintendentur erstrecken. Aber meine Schilderung bewährt sich auch, auf die beiden andern Regierungs-Bezirke angewandt, als wahr, und bin ich bereit, auf eine briefliche Anfrage die Quelle zu nennen, aus welcher man die glaubwürdigsten und zuverlässigsten Mittheilungen über die Bildung der evangel. Präparanden jener Bezirke erhalten kann und wird.

Als ganz planlos und mit meiner Schilderung übereinstimmend, würde sich die Vorbildung der Lehrer fürs Seminar erkennen lassen, wenn jeder Lehrer Schlesiens einen treuen Bericht darüber abgebe, Schon aus den von den Präparanden bei ihren Prüfungen eingereichten Lebensläufen mag sich Einiges entnehmen lassen, obgleich ihnen aus mehreren Gründen die Zuverlässigkeit mangelt. Gewiß wird aber über lang oder furz ein Seminar-Lehrer, welcher eine sehr genaue Kenntniß von dem Zustande der Präparanden-Bildung besitzt, hunderten von Präparanden den Mund öffnen, um ein Bild zu zeichnen, das zur Bestätigung des meinigen dienen und woraus man gleichfalls ersehen wird, daß ich nicht von der Vorbildung einzelner Präparanden, sondern von der, einer Organisation bedürfenden Präparanden-Bildung spreche.

Daß eine solche Präparanden-Bildung sehr nachtheilig wirken muß, wird von Allen, die sich zur zweiten der von mir aufgestellten Ansichten vom Lehrerstande bekennen, zugegeben werden z denn es mangelt ihr Grund, Plan, Einheit, Zusammenhang, sie ist nichts als ein ärmliches Surrogat in Ermangelung einer bessern, richtigen, einer guten.

Nicht das ist der größte Uebelstand dabei, daß die Lehrer zu wenig Kenntnisse und Fertigkeiten einsammeln, sondern daß sie die zum Lehren unentbehrliche Durchbildung nicht erlangen, weil die Seminare selbst nichts Gründliches leisten können, indem sie sich nur an der Oberfläche halten müssen, um das Nöthigste mitzutheilen. Daher schreiben sich auch wohl größtentheils die vielen Vorurtheile gegen diese Anstalten, als bloßen Treibhäusern und Schulmeister-Fabriken. Kann man aber wohl mit Recht den Seminarien zur Last legen, was die Vorbildung verschuldet hat? Was soll das Seminar mit 40 – 50 zugleich aufgenommenen Zöglingen machen, von denen jeder einen andern Bildungsweg genommen hat, auf einer andern Bildungsstufe steht und eine Abtheilung für sich ausmacht? Es kann nur ein Doppeltes thun. Nachdem dieselben in eine Klasse zusammen genommen worden sind, richtet sich die Anstalt nach den Schwächern, fängt „mit allen nur einigermaßen schwierigen Disciplinen,“ wie der Verf. des Eingangs erwähnten Aufsatzes vom Bunzlauer Seminar (S. 27) berichtet, „von vorn¹ an, wodurch nah und nah alle Lücken der Präparanden-Bildung ausgefüllt werden. Was wird dadurch erreicht? Mehrerlei, Erstens langweilen sich die Seminaristen, welche eine bessere Vorbildung genossen haben und das alles bereits wissen, was im Seminar der Schwachen wegen für Kinder-Magen zugerichtet und vorgesetzt wird; die Seminarzeit wird

¹ Zu meiner Zeit begann man im Rechnen mit dem Zählen von 1 – 10, und im Lesen hatten wir die Abece-Bücher von Hornung und Zehme. Ich war damals 18 Jahre alt. Der gleichalte Gymnasiast liest den Cicero und Demostheues?

ihnen lästig, und kann man es ihnen verdenken? Diese Tüchtigern kommen nun, wenn nicht um die ganze, doch um einen großen Theil ihrer schönen Bildungszeit; oft verlassen sie das Seminar ärmer, als sie es betreten haben, selbst wenn sie bloß die Lust zur Fortbildung dort verlieren! Zweitens werden die Seminare ihrem Zwecke² entfremdet; sie werden aus Bildungs-, bloße Lückenfüllungs-Anstalten. Tritt der andere Fall ein, die Seminare richten sich nach dem Fassungs-Vermögen der Bessern, so bleiben die Schwachen zurück; die unreifsten Subjecte gehen ins Land hinaus, um als Lehrer aufzutreten, während sie noch auf der Schulbank sitzen sollten. Da kommt es denn vor, daß z. B. aus einem Orte ein gut vorgebildeter Präparand, der die Hülf-Lehrerstelle einstweilig versehen hat, ins Seminar abgeht, und ein Seminarist kommt an seine Stelle, der jenem weit an Bildung nachsteht!

Daß von der freien Präparanden-Bildung der unfähige Lehrer von selbst nicht ausgeschlossen werde, ist früher gezeigt worden; denn, Schiller seufzend parodirend, muß man bekennen:

„Hundert beschäftigen sich, daß der Lehrstand bestehe,
aber durch Wenige nur pflanzen Lehrer sich fort.“

Besonderes Gewicht legt der Verf. darauf, daß es gewissenhafte Männer in der Mitte des Schulstandes gibt. Das Zeugniß ist schön; wenn aber die Präparanden-Bildung einen festen Grund haben soll, so müsse dafür gesorgt seyn,

² Vergl. Diesterweg Rhein, Blätt. Neue Folge 17. Bd. 36 Heft Seite 286. f.

daß sie au nur in den Händen der Gewissenhaften läge; aber auch dies würde nicht viel helfen. Ein Lehrer kann noch so gewissenhaft seyn und doch seine Präparanden bilden können. Wie, wenn gerade die gewissenhaftesten Lehrer so darüber dächten: „Wir sind als Schullehrer zunächst verpflichtet, die uns anvertrauten Kinder zu bilden, was unsere ganze Kraft in Anspruch nimmt. Der bildende geistweckende Unterricht fordert die höchste Anspannung des Geistes; man kann daher wohl zwölf und mehr Stunden dreschen, Stöcke spalten, ackern, Schuhe machen, auch schlafen, aber nicht so viel Stunden bildend, geistweckend unterrichten. Sollten wie Präparanden bilden, so würden wir entweder unsere Schulstunden bloß abhalten müssen, um noch Kraft für den später folgenden Präparanden-Unterricht zu sparen – wir versündigten uns an der Schule, für die wir angestellt sind; oder wir widmeten den Präparanden die noch übrig gebliebene Kraft, d. h. legten ihnen nach Aufzehrung des Heues das Grummet vor; wäre das eine dem künftigen Lehrer angemessene Vorbildung? Ober endlich wir spannten unsere Kräfte von Neuem an, um auch den Präparanden einen lebendigen Unterricht zu ertheilen; dann richteten wir uns selber zu Grunde.“

Daß es auch ein bestimmtes Zeitmaß gibt, nach Ablauf dessen der Unterricht aufhört, ein bildender zu seyn, kann schon aus den bestehenden Gesehen nachgewiesen werden. Keine preußische Regierung muthet einem Lehrer mehr als 6 – 7 Unterrichts-Stunden täglich zu, obgleich es für arme Gemeinden und dürftige Stellen oft sehr vortheilhaft wäre, wenn der Lehrer täglich noch 2 Stunden mehr unterrichtete,

um den Hülf-Lehrer zu ersparen. Daß aber die Präparanden-Bildung weniger Kraft erfordern sollte, als eine gewöhnliche Lehrstunde, wird man wohl nicht behaupten, weil dies ebenfalls gegen alle Erfahrung verstieße, welche beweiset, daß der Unterricht umso ehr Vorbereitung und Kraftanstrengung erfordert, je höher und vollkommener er ist, weshalb den Lehrern umso weniger Stunden zugetheilt sind, je höher die Klassen, oder die Anstalten sind, an denen sie wirken. Es ist daher unbegreiflich, wie der Verf. den Lehrern nah 6 – 7 gegebenen Unterrichtsstunden, neben den nöthigen Vorbereitungen und andern Amtsgeschäften noch täglich jedem 3 – 4 Stunden Präparanden-Unterricht zumuthen kann.

Ueber die Bildung der Schul-Präparanden. Zweites Wort.

Von
K. F. W. Wander.
(Beschluß.)|

Wenn der Präparanden-Unterricht seinen Zweck erreichen soll, erklärte ich früher, müsse die Regierung ihn beaufsichtigen. Der entgegengesetzte Aufsatz hält dies aber darum für unzureichend, weil, auch wenn der Staat die Concession zur Präparanden-Bildung ertheilte, die Trägheit und Unfähigkeit noch nicht ganz ausgeschlossen werden würde, was nicht buchstäblich gemeint seyn kann, weit es sonst auch keiner Polizei bedürfte, da es trotz derselben noch

Diebe gibt. Daraus aber das Wohlthätige der jetzigen Präparanden-Bildungsweise darzuthun, daß es den Seminarien noch nie an aufnahmefähigen Präparanden gefehlt habe, dürfte ebenso unhaltbar seyn, weil es auch ihnen an Leuten nicht fehlen wird, wenn sich kein Lehre mehr mit der Vorbildung von jungen Leuten beschäftigt. Die Seminare müssen nehmen, was kommt; nur die eine Freiheit haben sie, sich aus den Anwesenden die Tüchtigsten auszuwählen, wenn sie anders so glücklich sind, sie im Verlauf einer 2 – 3tägigen Prüfung herauszufinden. Daraus also, daß die Seminarien alljährlich die bestimmte Anzahl Zöglinge aufnehmen, ist kein Schluß auf die Tüchtigkeit der Aufgenommenen zu machen, weil sie ihre Forderungen nöthigenfalls niedriger stellen müssen. Diesem Grunde schreibt der Verfasser eine besondere Wichtigkeit zu, sowie dem, daß es den kathol. Seminarien an Zöglingen fehlen würde, wenn man die Vorbildung derselben nicht allen Lehrern ohne Einschränkung erlauben wollte, da sie ohnehin kaum hinreichen, die nöthige Zahl von Lehrern zu decken; daher hält er jede Einschränkung nicht nur für überflüssig, nein für gefährlich, woraus hervorgeht, daß es ihm meist um ein bloßes Fortschieben des Schulkarrens im alten Gleise zu thun ist. Alles liegt ihm daran, die nöthige Anzahl der Lehrer zu beschaffen; der Gehalt derselben ist eine untergeordnete Frage; Quantität ist Alles, Qualität Nichts. – Worin liegt denn nun auch das Gefährliche, wenn durch Beschränkung der Präparanden-Bildung weniger Zöglinge sich meldeten, als zum Ersatz nöthig sind? Ich erblicke großen Segen darin,

Man würde wenigstens zu der Frage veranlaßt werden: Woher kommt es, daß, während in unsern Tagen alle Berufsarten mit Zöglingen überreichlich besetzt sind, gerade hier sich ein so fühlbarer Mangel herausstellt? Dies würde vielleicht zu der Bemerkung Gelegenheit geben, daß die Lage der Lehrer wohl keine günstige seyn könne, was besonders von den katholischen gelten müsse, weil sich die jungen Leute so sichtlich vom katholischen Schulamte entfernt halten. Wenn es an Lehrern fehlen wird, dann werden die Uebelstände, welche sich in den Verhältnissen derselben zeigen, schon aufgesucht und beseitigt werden. Es wäre zu wünschen, die evangelischen Lehrer wären bedenklicher in der Aufnahme junger Leute zur Vorbildung für den Lehrerberuf, damit durch den verhältnißmäßig großen Andrang nicht jede weitere Verbesserung der äußern Lage der Lehrer gehemmt würde. Wir erleben es sonst noch, daß die Patrone und Stadt-Verordneten vieler Orte, die für Alles eher Geld haben, als für eine anständige Lehrer Besoldung, Termine anberaumen, in denen die ledigen Stellen an den Mindestfordernden vergeben werden.

Zu den bisher beleuchteten Gründen für die freie Präparanden-Bildung, von denen nicht einer dem Wesen einer wahren und vollständigen Bildung entnommen ist, fügt der Verfasser noch einen, den er einem gefeierten Pädagogen entlehnt, abermals ein äußerer. In dem Programm zum 3. August 1837 sagt nämlich Kawerau: „Die freigestellte Präparanden-Bildung ist eine Hauptermunterung für den Lehrerstand.“ Ist das nicht ein einladender Grund? Man will uns aufmuntern! Ader worin besteht die Aufmunterung? Es

wird dem Lehrer erlaubt, nachdem er 6 – 8 Schulstunden und, was besonders von Stadt-Schullehrern gilt, um sich das noch fehlende Brot zu erwerben, noch einige Privatstunden gegeben, die kirchlichen oder Gerichtsschreiber-Geschäfte besorgt, die Gevatterbriefe geschrieben und getragen etc., noch 3 – 4 Stunden junge Leute zu unterrichten, die später ein ähnliches Loos haben werden und ihn, da sie in der Regel ganz arm sind, mit Nichts entschädigen können.

Mein Gegner hat ferner, wie schon bemerkt, meine Schilderung von der Vorbildung der Präparanden insofern nicht treu gefunden, als sie nur von einzelnen Ausnahmen gelten soll. Es ist wahr, sie hat einen Fehler; sie ist nicht vollständig. Mir sind in Folge meines Aufsatzes verschiedene Mittheilungen zugekommen, worin man erwähnt, daß ich manche der bildenden Disciplinen, in denen sich die Präparanden während ihres Trienniums von 14 – 17 Jahren üben müssen, anzuführen übergangen habe. Zu dem Linienziehen und Notenschreiben etc. kommt noch Holzspalten, Wasser holen, Kartoffellegen und Ausnehmen, Pathenbriefe schreiben und tragen, – wobei die Elementarbegriffe vom Branntweintrinken mit eingesammelt werden – Läuten, Altareinkleiden, Taufwasserholen, Lieder in der Kirche anstecken, sogar – Kinderwarten³; alles wesentliche Factoren zu einer gediegenen Lehrerbildung. Daraus indeß, daß ich die Präparanden-Bildung von ihrer Schattenseite schildere und eine der Wichtigkeit des Lehrerstandes angemessene Vor-

³ Auch brauchen selten die Präparanden einen Lehrer; aber meist braucht der Lehrer nur die Präparanden.

bildung fordere, ist noch kein Schluß auf die Gewissenlosigkeit der hiesigen Lehrer, oder das schlechte Schulwesen zu machen. Das Gebirge stand schon in dem Rufe eines gehobenen Schulwesens, ehe es in der Gegend des Verfassers den gegenwärtigen Höhepunkt erreichte; und das, was einzelne Lehrer hier für die Vorbildung junger Leute ins Seminar thun, wird getrost in die Schranke treten können mit den Leistungen anderer Gegenden. Der einzige Schluß, der sich rechtfertigen ließe, wäre, daß man uns mit Kranken vergleichen könnte, die fühlen, daß sie noch nicht gesund sind, was weniger gefährlich ist, als wenn der Kranke sich vollkommen gesund glaubt. Von Pflichtvergessenheit kann gar die Rede nicht seyn, weil man da, wo keine gesetzlichen Verpflichtungen bestehen, auch keine Pflichten versäumen kann. Solche Verpflichtungen, Präparanden zu bilden, bestehen aber zur Zeit auch für keinen Lehrer; mithin kann auch keiner darüber zur Verantwortung gezogen werden. Die Sorgfalt der thätigsten Regierung vermag nichts, als aufzumuntern, wie es geschehen ist.

Um das pädagogische Publikum, das durch meine treue Schilderung der Präparanden-Bildung etwas aufgeschreckt seyn könnte, wieder zu beruhigen und für den alten gewohnten Gang zu gewinnen, citirt der angeführte Aufsatz das Kawerausche Programm vom 3. August 1837 und zieht nun aus den dort aufgestellten Zahlen sehr beruhigende, den gegenwärtigen Zustand als äußerst glänzend darstellende Schlüsse, deren mathematische“ Evidenz zugeschrieben wird, obgleich Widersprüche nicht fehlen. S. 57 heißt es

z. B.: „Von 100 – 120 Angemeldeten finden sich gewöhnlich 60 – 80 zur Aufnahme tüchtig;“ also $\frac{3}{5}$ bis $\frac{2}{3}$ der Summe, S, 75: „Es gibt Landschulen, in denen 12 – 14jährige Knaben und Mädchen viel besser „und umsichtsvoller rechnen, als drei Viertel aller unserer Präparanden,“ Entweder ist dies ein, selbst bloßen Präparanden-Augen, einleuchtender Widerspruch; weil, wenn $\frac{3}{4}$ 3 der Summe untüchtig sind, Niemand $\frac{3}{5}$ oder gar $\frac{2}{3}$ derselben als tüchtig annehmen kann; oder man erklärt die Präparanden für tüchtig, wenn sie auch noch nicht die Bildung 12 – 14jähr. Landschulkinder erreicht haben. Nimmt man das Letztere an, so bekommt man den Maßstab, mit welchem bei der Aufnahme die Tüchtigkeit gemessen wird; hat man aber diesen, so hört aller Streit auf, weil „tüchtig“ ein Relativ-Begriff ist; und es wird den Lesern erklärlich seyn, wie die gegenwärtige Vorbildungsweise der Schul-Amts-Aspiranten alles Grundes, Planes, Zusammenhangs ermangelt und doch in überflüssiger Anzahl tüchtige Subjecte dem Seminar zuführen kann.

Ferner heißt es in dem Programm, von dem hier nur insofern die Rede ist, als es zur Widerlegung meiner Schilderung benutzt ward: „An die Stelle der Abgegangenen sind 49 Seminaristen eingetreten. Bei mehr Platz hätten wir eine bedeutende Anzahl mehr annehmen können, in dem weit mehr für die Aufnahme vorgebildet waren.“ Nun melden sich aber 100 – 120; $\frac{3}{4}$ der Summe sind untüchtig; wie man in diesem Falle noch 49 und mehr als tüchtig annehmen kann, kann ich wieder nicht begreifen. Wo bleibt die mathematische Evidenz? Weiter: Laut dem Kawerauschen Bericht von 1834 lesen von 99 Präparanden 81 recht gut, gut und

mittelmäßig; im Rechnen sind 74 reihet gut, gut und mittelmäßig; und 1837 haben $\frac{3}{4}$ der Angenommenen in diesen Fächern noch nicht die Fertigkeit von Elementar-Schülern erreicht. Was folgt daraus? Entweder ein unerhörter Rückschritt in der Bildung, oder diese Zahlenverhältnisse lassen gar keine Schlüsse zu. Jeder Lehrer kann dies beim Certiren wahrnehmen; die unfähigsten Köpfe bekommen oft die ersten Plätze. Wenn nun aber vollends ein Bericht sagt: 81 recht gut, gut und mittelmäßig, so kann kein Mathematiker der Welt einen Schluß daraus ziehen, weil sehr leicht: 1 recht gut, 1 gut und die übrigen mittelmäßig gewesen seyn können.

Den Grund zu der Erscheinung, daß so viele Präparanden im Rechnen und Lesen den Elementare Schülern nachstehen, findet der besagte Aufsatz sehr leicht darin, „daß die meisten Schullehrer Rechnen und Lesen für etwas halten, was die Präparanden schon aus der Schule mitbringen sollen (sollten), was daher später nicht erst gelehrt werden dürfe, da die Zeit zu andern Gegenständen gebraucht werde,“ Ich weiß nicht, ob es Lehrer gibt, die diese Ansicht haben, noch weniger, ob es der Zahl nach die meisten sind; aber daß in ihren Händen dann die Präparanden-Bildung gut ruhen sollte, möchte ich bezweifeln. Wer so von der Lehrer-Bildung denkt, wird sie sicher wenig fördern; und mein Schluß auf die übrigen also beschulten Präparanden wird auch darum kein günstigerer, wenn es in dem Kawerauschen Bericht S. 76 heißt: „daß die Vorübung in Religions- und Bibelkunde auch diesmal, wie fast stets löblich gewesen sey.“ Denn wer die Schwierigkeiten des mechanischen Lesens

noch nicht überwunden hat, oder im sichern Lesen noch unter dem Elementar-Schüler steht, dessen Geistesreife für die Aufnahme ins Seminar muß ich nach wie vor bezweifeln, Lesen und Rechnen sind zwei Gegenstände, die weit sicherer über den Bildungsstand Jemandes ein Urtheil bilden lassen, als Hersagen von Bibelsprüchen und des lutherischen Katechismus, oder das Hererzählen von biblischen Geschichten, was alles bloßes Gedächtnißwerk seyn kann, sehr oft ist und auch bei gänzlichem Mangel aller wahren Geistesbildung angetroffen wird. Uebrigens verkenne ich keineswegs, welche Opfer bereits für die Bildung des Volks gebracht worden sind; ich will nur auf eine fühlbare Lücke in dem Bildungs-Gebäude aufmerksam machen, eine Lücke, welche die segensreichen Wirkungen bereits gebrachter Opfer zum Theil wieder aufhebt.

Wenn ein Seminar-Director den Präparanden-Bildnern Berichte mittheilt, eine Regierung Bücher anzeigt, Bekanntmachungen erläßt und eine andere tüchtige Präparanden-Bildner belobt: so ist das recht gut; aber es wird gleichwohl jedem Unbefangenen einleuchten, daß dies die Grundlage, den allgemeinen Zustand der Präparanden-Bildung im wesentlichen nicht geändert, noch weniger eine von mir vorgeschlagene Beschränkung, oder im noch günstigeren Falle die Errichtung von eigenen Bildungs-Anstalten für Präparanden (statt eines dritten Seminars), in denen eine plan- und fachgemäße Vorbildung stattfindet, ersetzt. An der Möglichkeit der Ausführung zweifle ich nicht, wenn ich auch die Geldmittel dazu nicht nachweisen kann. Der gegnerische Aufsatz ist zwar de. Meinung, daß, wenn auch der Staat A gesagt

habe, er deshalb noch nicht B sagen müsse; aber ich glaube, wenn ein Mann nach reiflicher Ueberlegung in einer guten und offenbar segensreichen Sache A sagt, er damit auch schon B gesagt hat, weil dies als Folge in jenem als Grunde liegt. Ich habe indeß mich nur dahin ausgesprochen, daß, wo man bereits B gesagt, man auch werde A zu sagen wissen, was noch nothwendiger ist, Gute Präparanden-Bildungs-Anstalten können eher die Seminare ersetzen – man mißverstehe mich aber nicht, sie sollen es nicht – als die Seminare tüchtiger Vorbildungs-Institute⁴ entbehren. Ich bescheide mich auch gern, daß nicht auf der Stelle solche Institute geschaffen werden können, obgleich nothwendiger, als ein drittes Seminar sind; ich gebe gern zu und habe es nie bezweifelt, daß viele Lehrer tüchtige Präparanden-Bildner seyn würden, da sie es bereits unter so ungünstigen Umständen gewesen sind. Dann müßten dieselben aber von der Königl. Regierung, nachdem sie diese Überzeugt, daß sie die erforderlichen Kenntnisse, die nöthige Zeit und keine andern Nebengeschäfte hätten, ernannt werden; ihre Schulen müßten eine ganz besondere Einrichtung und einen die Bildung junger Leute fürs Seminar berücksichtigenden Lektionsplan

⁴ Wie allgemein das Bedürfniß solcher Anstalten gefühlt wird, beweist die bereits von dem Seminar-Director Jahn bei den Seminar zu Mörs gestiftete Vorbildungs-Schule, J. sagt darüber (vgl. Rhein. Bl. 17, 3. Heft 1838): „Diese Vorbildungs-Schule will zunächst Jünglinge, die sich dem Lehrer-Berufe widmen wollen und die in der wichtigen Entwicklungszeit bis zum 47. Jahre so häufig übel berathen sind, eher verbildet als gebildet werden, Gelegenheit darbieten, sich zur Ausnahme ins Seminar vorzubereiten.“

erhalten, der dem Lehrer selbst bloß die Hauptstunden übertrüge, damit er Zeit gewänne, die praktischen Lehrübungen seiner Zöglinge zu beaufsichtigen, und Kraft sparte, den Unterricht derselben nah dem Schluß der Schulstunden mit der Gründlichkeit und Lebendigkeit zu ertheilen, die erforderlich ist, wenn er heilsame Früchte tragen soll. Dann würde eine Aufsicht möglich seyn; dann wird ein Lehrplan entworfen, ein Lehrziel gesetzt; dann werden die Seminare bei ihren Prüfungen und der Fortführung des Unterrichts-Gebäudes auf etwas fußen können, während jetzt alles in der Luft steht. So wenig indeß allen Lehrern die Präparanden-Bildung unbedingt frei stehen kann, eben so wenig kann ein Lehrer zur Uebernahme derselben gezwungen werden; und daß er, wenn er sich diesem schwierigen Geschäfte unterzieht, auf eine anständige Weise honoriert werden müßte, liegt nahe. Alle Präparanden bildenden Lehrer müßten in eine enge Beziehung zum Seminar treten; sie wären die Vorarbeiter desselben.

Ohne Aufsicht kein Heil. Auch der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes hat dies gefühlt. Obgleich er zu Anfange seines Aufsatzes mit seinem Gewährsmann Kawerau die unbedingte Präparanden-Bildungsfreiheit vertheidigt: so berichtet er doch zum Schluß desselben, welche heilsame Einrichtung er in seinem Sprengel getroffen habe. Sie ist vortrefflich; aber ich fürchte, sie wird sich nicht halten; sie ist nicht frei von Widersprüchen. Keinem Lehrer soll die Freiheit, Versuche in der Präparanden-Bildung zu machen, benommen seyn; aber wenn es einer derselben nicht nah Wunsch macht, soll er sich Unannehmlichkeiten und

Tadel, am Ende wohl gar das Verbot, Schul-Aspiranten zu bilden, zuziehen. Wie soll das zugehen? Es möchte eine bloße Gutmüthigkeit des Lehrers seyn, wenn er den Tadel hinnimmt; denn wie will man Jemanden tadeln, weil er noch mehr gethan hat, als er zu thun verpflichtet war, wenn es auch nicht so viel war, als man eben erwartete! – Vielleicht kann das Gesagte auch andern Stimmen, die sich etwa noch zur Vertheidigung des status quo in der besprochenen Angelegenheit erheben könnten, als Antwort dienen, bis sich andere Schulmänner des Fortschritts über die Sache vernehmen lassen.

Schlesische Provinzialblätter
1839, Band 110, S. 38

Schlesische
Provinzialblätter
1839.

Siebentes Stück. Juli.

Redacteur **Wilhelm Eobr.**
Verlag von **Wilhelm Gottlieb Korn.**

Sendschreiben eines Schulbeamten an den Elementar-Lehrer Wander in Hirschberg.

Obgleich die Landes-Behörden das schlesische Sehnt-Präparandenwesen ruhig seinen Weg allmählichen Fortschritts weiter wandeln lassen und fortfahren, einzelne Schullehrer, welche sich damit beschäftigen, öffentlich zu beloben; obgleich ein gefeierter früherer Seminar-Director die bisherige Präparanden-Bildung im Allgemeinen ebenfalls öffentlich in Schutz nimmt und ein Veteran unter den

Seminar-Lehrern erklärt, daß die Präparanden immer besser kämen; obgleich diejenigen Ihrer Kollegen, welche sich dem mühsamen, wenig oder gar nicht lohnenden Präparanden-Unterrichte mit Eifer und Erfolg widmen, privatim und öffentlich ihren Schmerz darüber aussprechen, daß Sie ihre Wirksamkeit tadeln und öffentlich verdächtig machen: so haben Sie dennoch in „einem zweiten Worte“ alle ihre früheren Beschuldigungen wiederholt und alle zur Vertheidigung des bisherigen Präparandenwesens, soweit dasselbe sich bei geschickten und gewissenhaften Lehrern als zweckfördernd erwies, angeführten Gründe für äußere erklärt, welche Ihren innern Beweisen a priori weichen müßten. Andere, auch verständige Leute, haben zwar von den äußern Beweisen nicht so verächtlich gedacht, wie Sie davon zu denken scheinen. Große Weltweise haben bekanntlich aus der vortrefflichen Einrichtung der Natur dass Daseyn Gottes bewiesen. Ebenso beurtheilten noch verständige Menschen viele Erscheinungen des menschlichen Lebens nach ihren Resultaten und erkennen Andere an ihren Früchten. Sie Ihrerseits schließen in der vorliegenden Streitsache so: Da die schlesische Präparanden-Bildung ganz planlos und lediglich dem Zufalle überlassen ist und da dem Schullehrer keine Zeit dazu übrig bleibt: so kann sie auch ihren Zweck nicht erreichen und ist daher ganz verwerflich. Andere schließen umgekehrt also: Da die bisherige Präparanden-Bildung den Seminarien hinreichend vorgebildete Präparanden zur Auswahl geliefert hat und sich im Allgemeinen der Zufriedenheit der vorgesetzten hohen Behörden erfreut: so kann sie doch nicht im Allgemeinen eine planlose und verwerfliche

seyn. Daß unparteiische Publikum mag entscheiden, ob hierbei Ihr Schluß, oder der eines achtbaren Theils der pädagogischen Welt der richtige sey.

Da Sie jedoch auf Ihre innern Beweise so sehr pochen, wiewohl Sie auch aus sehr äußere, z. B. Federn schneiden, Holz spalten, Kartoffellegen u.s.w. sich stützen: so erlauben Sie, daß ich Ihnen durch ein Beispiel beweise, wie sehr man gegen solche individuelle Beweise auf seiner Hut seyn müsse. Vielleicht werden Sie dadurch in Zukunft bei Ihren absprechenden Verdammungs-Urtheilen etwas vorsichtiger und weniger voreilig werden. Als durchgebildeter Lehrer werden Sie aus der vaterländischen Geschichte es wissen, was den Franzosen begegnete, als diese auch einmal ziemlich voreilig schlossen. Bekanntlich erzeugte der Franzmann im siebenjährigen Kriege unserm großen Könige Friedrich „die Ehre, eine Art Krieg mit diesem Markgrafen von Brandenburg zu führen.“ In ihrer Lage erörterten die Franzosen mit gleichem Eifer, wie Sie die Präparandensache, die wichtige Frage: Bringt es uns auch Ehre, mit unsern sechzig Tausenden die zwanzig Tausende der Preußen, 3 gegen 1, zu schlagen? Ja ihr Geschützbefehlshaber bewies es aus seiner mathematischen Wissenschaft, daß er mit seiner Artillerie allein die Preußen schlagen könne und werde. Was geschah denn aber trotz dieser Gründe a priori? Die Schlacht bei Roßbach bewies den Ungrund aller dieser Gründe. Das deutsche Volk mochte von allen diesen a priori, selbst von den mathematischen ArtillerieBeweisen nichts hören, sondern sang:

Und wenn der große Friedrich komme
und klopft nur auf die Hosen:
so läuft die ganze Reichs-Armee
Panduren und Franzosen!

So ist es mit Ihrer Beweisführung. Und wenn Sie außer den zwei „Worten“ über Präparanden-Bildung noch hundert andere dazu schreiben und wenn Sie Ihre Beweise a priori noch mit hunderten vermehren: solange die über das Schulwesen der ganzen Provinz und der einzelnen Regierungs-Bezirke gesetzten Behörden das gegenwärtige Präparandenwesen im Wesentlichen nicht nur für genügend Erklären, sondern es in einzelnen Präparanden-Lehrern sogar beloben¹ und es, statt es zu verwerfen oder gänzlich umzugestalten, nur stufenweise zu immer größerer Vollkommenheit zu führen suchen: so lange werben alle unbefangenen Schulmänner dasselbe nicht, wie Sie, bloß von der Schattenseite, welche es mit allen menschlichen Einrichtungen theilt, sondern nach von der besseren Seite betrachten. Immer werden Ihre Kollegen sagen: Wander ist zwar ein tüchtiger Mann; aber billigerweise kann er doch nicht verlangen, daß wir das Verdammungs-Urtheil eines einzelnen Schullehrers über das Urtheil eines bewährten Seminar-Directors und der sämtlichen Provinzial-Schulbehörden setzen. Letztere übersehen das ganze Präparandenwesen der Provinz. Hat W. Zeit und

¹ Im diesjährigen Breslauer Amtsblatte Stück 42. Werden neun Lehrer genannt, welche die besten Präparanden gebildet haben. Drei Prediger hatten sich ebenfalls durch Theilnahme an ihrer Bildung ausgezeichnet.

Kraft dazu, dasselbe aus eigener Anschauung und Prüfung kennen zu lernen? Die Behörden kennen die jetzige fortgeschrittene und gewiß in Zukunft durch ihre Fürsorge noch weit mehr fortschreitende Präparanden-Bildung. W. bezieht sich auf eine längst verschwundene Vergangenheit und spricht: Man müßte nicht selbst Präparand gewesen seyn! man müßte nicht so viele Präparanden im Seminar gesinnt haben!

Aber Sie beweisen die Verwerflichkeit her gegenwärtigen Präparanden-Bildung aus der Unmöglichkeit, daß ein Schullehrer die zu derselben nöthige Zeit gewinnen könne. Ist Ihre Behauptung richtig, dass kein Schullehrer Zeit dazu habe, um außer seinen Schulstunden noch Präparanden Unterricht zu ertheilen: so hört aller Gegenbeweis von selbst auf und alle Ihre Feinde sind geschlagen. Denken Sie jedoch auch hier gefälligst wieder an das Schlagen der Franzosen und der Reichs-Armee. Diese glaubten auch die Unmöglichkeit, von den Preußen geschlagen werden zu können, genugsam erwiesen zu haben. Und doch: Da der große Friedrich etc. Aehnlich verhält es sich mit Ihrer Unmöglichkeit; sie ist nur eine eingebildete, am Ende von Ihnen Selbst nicht geglaubte. Sie sagen: „keine preußische Regierung muthet einem Lehrer mehr als 6 – 7 Unterrichts-Stunden täglich zu. Aber vor allen Dingen, welche königl. Regierung thut dies. Die gewöhnliche Stundenzahl der Elementarlehrer ist wöchentlich 30 Stunden, wobei also auf den Tag 5 Stunden durchschnittlich kommen, oder, wo zwei Nachmittage frei sind, resp. 6 und 3 Stunden. Daß die Ober-Behörden es erwarten und verlangen, daß die Schullehrer sich außer den

Schulstunden noch mit etwas Anderem als der bloßen Vorbereitung auf die nächsten Lektionen beschäftigen sollen, geht aus der gesetzlich vorgeschriebenen Frage der Schulberichte hervor: Womit beschäftigt sich der Schullehrer außer der Schulzeit? Auch hier schlägt Sie wieder der, wenn auch bloß äußere Beweis der Wirklichkeit; denn diese sagt uns: Viele, wenn auch nicht alle Schullehrer senden hinlänglich vorgebildete Präparanden zur Aufnahme-Prüfung, manche so gute, daß sie öffentlich von der königl. Regierung belobt werden. Der einfachste Verstand muß daraus schließen und es einsehen, daß dennoch auch vielen Schullehrern außer ihren Schulstunden noch Zeit zum Unterrichte von Präparanden bleiben müsse und daß daher Ihr Grund, vom Mangel an Zeit hergenommen, falsch ist. Doch hören wir Sie darüber Selbst; denn diesen, aus Ihrem Innersten kommenden Beweis werden Sie hoffentlich berücksichtigen. Sie gerathen nämlich mit Sich selbst in Widerspruch, wenn Sie in dieser Rücksicht behaupten (S. 226.): Es wird dem Lehrer erlaubt, nachdem er 6 – 8 (!?) Schulstunden und noch einige Privatstunden gegeben etc. Sie sagen also Selbst, mancher Lehrer gäbe noch einige Privatstunden, und finden es doch (S. 153.) unbegreiflich, wie man demselben noch einige Stunden Präparanden-, also Privat-Unterricht zumuthen kann. Ist hierbei etwas Unbegreifliches, so ist es dieses, daß Sie es Selbst eingestehen, daß viele Lehrer nach 7 – 8 Stunden noch einige Privatstunden geben, und daß Sie es doch nicht begreifen, wie dieselben bei durchschnittlich 5 täglichen Stunden den Präparanden noch einige Stunden Privat-Unterricht sollen ertheilen können. Doch betrachten Sie bei

der vermeintlichen Unmöglichkeit nur Sich Selbst. Sie geben doch gewiß als ein durchgebildeter Lehrer Ihre Schulstunden in Hirschberg mit allem Kraftaufwande, lebendig und geistbildend. Nach Ihren Aeüßerungen (S. 226) scheinen Sie sogar vielleicht noch einigen Privat-Unterricht außer Ihren zahlreichen Lehrstunden in der Schule zu ertheilen. Wenn nun Jemand sagte: Wander kann außer seinen vielen Unterrichtsstunden durchaus keine den Geist anstrenghende Arbeit verrichten; denn man kann wohl lange Zeit dreschen, Stöcke spalten u.s.w., aber nicht geistig thätig seyn. Würden Sie einen solchen voreiligen Beurtheiler Ihrer Geistesthätigkeit mit seiner Unmöglichkeit nicht an die Franzosen bei Roßbach erinnern? Würden Sie ihm nicht Ihre schriftstellerische Wirksamkeit entgegenhalten und sagen: Aber die Provinzial-Blätter und Anderes von mir in den Druck gegebene beweisen es ja Jedem, der nur ein wenig Einsicht und ein paar gesunde Augen hat, daß ich mich außer meinen Unterrichtsstunden nach geistig und angestrenghet geistig beschäftige: wie kann man denn daran zweifeln, daß mir noch Zeit dazu übrig bleibt? Wenn Sie mit Recht so sprechen können, so erlauben Sie doch auch so manchem braven Schulmanne zu sagen: Mein Kollege Wander gewinnt Zeit, über dieses und jenes, z. B. über die Sprichwörter, über das eu und eü zu schreiben. Ich benutze die mir von meinen Amtsgeschäften übrig bleibende Zeit, um den Seminarien Präparanden, dem Vaterlande künftige Lehrer der Elementarschulen vorzubilden. Wander's außerordentliche Wirksamkeit mag recht wohlthätig seyn. Allein die meinige ist es doch wohl auch nicht minder. Die Schriftstellerei mag ihm

nicht viel einbringen. Allein was bringt mir denn die Präparanden-Bildung ein? Gewiß gefällt es Wandern nicht, wenn ihm unliebsam über seine Produkte geurtheilt wird. Mir ist es aber auch sehr unlieb, wenn man, weil einige Präparanden-Lehrer ungenügende Präparanden bilden, meine und meiner andern braven Kollegen diesfällige Wirksamkeit öffentlich verwirft und mir der ganzen Präparanden-Bildung verdächtigt.

Wenn Sie und andere Lehrer aber zu Privatstunden und anderen Nebenbeschäftigungen Zeit behalten: warum behaupten Sie denn, daß Schulrath Kawerau u. a. den Schullehrern etwas unmögliches ansinnen, wenn sie zur Präparanden-Bildung rathen. Der darin liegende handgreifliche Widerspruch fällt umso mehr auf, als Sie diesen gefeierten Pädagogen mit sich selbst in Widerspruch verwickelte wollen, weil derselbe an den Präparanden rügt, daß sie im Lesen und Rechnen meist noch schwach wären, und er dennoch behauptet, daß er 1837 außer den 49 angenommenen noch eine bedeutende Zahl zur Aufnahme genugsam vorbereiteter Präparanden hätte ausnehmen können. Im Lesen klagt Kawerau nach anderweitigen Aeußerungen über Mangel an Ausdruck. Aber gibt es nicht solche schlecht, d. i. ohne Ausdruck lesende Männer selbst unter Gelehrten? Können dieselben deshalb nicht ordentlich lesen? Im Rechnen läßt Kawerau 12 – 14jährige Knaben und Mädchen in manchen Landschulen $\frac{3}{4}$ unserer Präparanden beschämen. Da er nicht sagt: die Knaben u.s.w., sondern bloß Knaben, d. i. einzelne Schüler in manchen Schulen, natürlich solche, welche große Anlage

zum Rechnen und einen tüchtigen Rechenmeister zum Lehrer haben: so folgt daraus nichts weiter, als daß hier und da ein einzelner Schüler in mancher Landschule besser rechnet, als viele Präparanden. Diese wirklichen Uebelstände müssen und können leicht von den betreffenden Schullehrern beseitigt werden.

Denn Sie widersprechen Sich Selbst ferner in Ihrer Schilderung den gegenwärtigen Präparandenwesens, wenn Sie die Resultate desselben in zwei Stellen Ihres Aufsatzes selbst loben. Bisher haben Sie immer behauptet, daß aus der jetzigen Einrichtung als einer ganz planlosen, und da auch dem Lehrer keine Zeit zur Präparanden-Bildung übrig bliebe, nichts Gutes hervorgehen könne S. 152 gestehen Sie ein, es komme vor, daß aus einem Orte ein gut vorgebildeter Präparand ins Seminar abgehe. Ich frage Sie, wo ist denn dieser gut vorgebildete Präparand plötzlich hergekommen, da es ja nach Ihrer Ansicht unmöglich ist, daß ein solcher bei der jetzigen Einrichtung existiren kann? Ebenso sagen Sie S. 230: „Ich gebe gern zu und habe es nie bezweifelt, daß viele Lehrer tüchtige Präparanden-Bildner seyn würden, da sie es bereits unter so ungünstigen Umständen gewesen sind.“ Wenn Sie es zugeben, daß viele Lehrer unter ungünstigen Umständen bereits tüchtige Präparanden-Bildner gewesen sind, so sind Sie ja der Ansicht aller Ihrer Gegner. Warum schreiben Sie denn nun erst noch ein „zweites Wort,“ um zu beweisen, daß aus der bisherigen Präparanden-Einrichtung nichts Zweckmäßiges hervorgehen könnte. Niemand hat ja behauptet, daß alle Präparanden-Bildner gut

und zweckfördernd wären; daß keine Mißbräuche stattfänden; daß keine Verbesserung Noth thue. Nur dagegen haben Ihre Gegner gestritten, daß im Allgemeinen Ihre traurige Schilderung der Wirklichkeit entnommen sey. Darauf ist hinzuarbeiten, wie das bisherige unvollkommene, aber nicht unbrauchbare Gebäude vervollkommnet werde, und dazu sind auch in diesen Blättern ausführbare Vorschläge gemacht worden.

Ich sage ausführbare Vorschläge. Denn es ist freilich leicht behauptet: Man errichte besondere Präparanden-Bildungs-Anstalten! Der Gymnasiast liest mit 18 Jahren den Demosthenes und Cicero. Jeder aufzunehmende Seminarist habe die Kenntnisse seines angehenden Sekundaners! u. dgl. Glauben Sie denn, daß wir tüchtigere Elementar-Lehrer haben werden, wenn sie einmal ziemlich das Griechische und Lateinische verstanden haben? Sie sind doch ein durchgearbeiteter Lehrer; aber wie viel Griechisch verstehen Sie denn? Kamen Sie mit Ihrem Latein wohl nach Quarta? Schadet Ihnen dies etwas? Sind Sie nicht dennoch ein tüchtiger Elementar-Schullehrer? Also werden es Ihre künftigen Kollegen auch seyn können, wie es die Mehrzahl der gegenwärtigen schon ist, wenn auch an ihnen kein Anfang einer gelehrten Bildung gemacht wird, die ohnehin nicht beendet werden kann. Woher soll auch das Geld zu den von Ihnen gewünschten Anstalten kommen? Sie gestehen es ein, daß sie dies nicht nachweisen könnten. Sie trösten Sich bloß mit dem Gemeinplatze, daß, wer A gesagt, auch B sagen müsse. Als Elementar-Lehrer haben sie Recht Denn ich wollte es keinem Schüler rathen, nicht B zu sagen, wenn er einmal A

gelernt und gesagt hätte. Zu dem Ende gibt es mancherlei Mittel. Aber im Staatsleben geht dies nicht so schnell. Wissen Sie nicht, was der Jude Rothschild für ein mächtiger Mann ist? Manche Macht hat schon A gesagt und sich Zum Kriege gerüstet. Da es aber zu dem B sagen, d. i. zum Krieg führen kommen sollte, sagte Rothschild Nein, und das B sagen unterblieb trotz allem A sagen, weil die Hauptsache fehlte, das Geld. Wer soll denn das Geld zu so vielen Präparanden-Anstalten in Schlesien, als Seminare sind (denn mit einer Anstalt würde man nicht ausreichen), hergeben? Etwa der Staats? Aber dann könnten und würden die andern Provinzen dasselbe verlangen, wozu dann eine sehr große Summe erfordert werden dürfte. Oder unsere schlesischen Landstände? Versuchen Sie Ihren Wunsch beim nächsten Landtage anzubringen. Ich wollte Ihnen aber schon im Voraus das Resultat Ihres Antrages sagen. Ihr sonst guter Vorschlag hat also nur einen Fehler. Er ist unausführlich. Dies wird auch bei einer Modifikation der jetzigen Einrichtung, die Sie S. 230 proponiren, so gut sie sonst ist, der Fall seyn. Denn welche Gemeinde wird saich die dort erwähnte Beschränkung Ihres eigentlichen Schulunterrichts gefallen lassen und wer könnte und wollte sie dazu zwingen?

Wenn Sie wo aber nichts Besseres an die Stelle des jetzigen allerdings noch nicht vollkommenen Präparandenwesens zu setzen wissen; was bezwecken Sie denn mit der Verwerfung Desselben? Man kann dies einigermassen aus Ihren Aeufferungen (S. 225) schließen, welche freilich von keinem Freunde vaterländischer Schulbildung und am wenigsten

von den vorgesetzten Behörden werden gebilligt werden. Einer Ihrer Gegner, der Superintendent Eichler, hatte nämlich darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn man die Freiheit der Präparanden-Bildung zu sehr beschränkte, zu fürchten stände, es würde dann den Seminarien keine Auswahl unter den zur Aufnahme sich anwenden Aspiranten bleiben, ja die katholischen Seminarien würden nicht einmal die nöthige Zahl derselben bekommen. Es wäre also doch besser, vielen Lehrern Gelegenheit zu lassen, Präparanden zu bilden, um unter ihnen die besten auswählen zu können, als die diesfallige Freiheit zu sehr zu beschränken und sich dann der Gefahr auszusetzen, jeden sich meldenden annehmen zu müssen und endlich nicht einmal die vakanten Seminar- und Schulstellen besehen zu können. Sie fragen darauf: Worin liegt denn etwas Gefährliches, wenn sich weniger Zöglinge meldeten, als zum Ersatz nöthig wären? Nun wird zwar jeder verständige Freund der vaterländischen Volksbildung darauf antworten: Das Gefährliche liegt darin, daß, wenn wir nicht genug Schullehrer haben, viele Ortschaften ohne Schulunterricht bleiben müssen. Sie antworten jedoch: Ich erblicke darin großen Segen! – Ihnen ist also ein Segen, wenn aus Mangel an Präparanden und also auch an Schullehrern die Schulen verlassen stehen und ganze Generationen verwildern? Warum? – Weil man dann die Elementar-Lehrer besser besolden würde! Dieser Gehalts-Verbesserungen – wenn dieselben wirklich, woran jedoch gezweifelt werden kann, die Folge ihres patriotischen Wunsches wären – wegen mögen also immerhin ganze Gemeinden um die Schulbildung ganzer Generationen gebracht werden. Man

muß gestehen, daß Sie wenn auch nicht sehr aufs allgemeine Beste, doch auf das Ihre Standesgenossen bedacht sind und demselben die höchsten Interessen der Menschheit zum Opfer bringen wollen.

So wünschenswerth jedem Gutgesinnten und Einsichtsvollen die pekuniare Verbesserung des Lehrstandes auch erscheinen mag: so wird sie der wahre Vaterlandsfreund doch nicht für diesen Preis und durch dieses Mittel erkaufen wollen. Eine sonderbare Pflichtenkehre verkündigen Sie übrigens in der Behauptung, daß diejenigen Schullehrer, welche Präparanden annähmen, ohne die Fähigkeit und ohne den Willen zu besitzen, ihren Geist für ihren künftigen Beruf auszubilden, und welche sie bloß zu ihren egoistischen Zwecken benutzten, keinen Vorwurf, am wenigsten den der Pflichtvergessenheit und Gewissenlosigkeit verdienten. Sie sagen, wo keine gesetzlichen Verpflichtungen bestehen, kann man auch keine Pflichten versäumen. Keine Regierung verpflichtet die Schullehrer zur Präparanden-Bildung: folglich können sie dabei auch keine Pflichten verletzen. Ein sonderbarer Schluß und eine sonderbare Sittenlehre. Nach Ihrer Lehre kann ein schlechter Privat-Lehrer sagen: Die Regierung verpflichtet mich nicht, wie überhaupt kein Gesetz, zum Privat-Unterrichte. Wenn ich also auch diesen Unterricht vernachlässige, so verletzte ich keine Pflicht. Würden Sie nicht einen wichen Schluß abgeschmackt nennen?

Wer die geistige Bildung Jemandes übernimmt, übernimmt damit zugleich die Verpflichtung, an der Ausbildung seines Verstandes nach Kräften zu arbeiten. Es gilt dabei gleich, ob ihn die Gesetze des Staats dazu verpflichten oder

nicht. Denn das Sittengesetz, seine Vernunft, sein Gewissen, das göttliche Gesetz verpflichtet ihn dazu. Jeder Biedermann tadelt ihn mit Recht, wenn er seine Zöglinge vernachlässiget; weil, wenn er sie nicht unterrichten wollte, ihn ja Niemand dazu zwang, und diese sich dann einen andern Lehren wählen konnten. Schullehrer, welche Präparanden annehmen, um sie für ihren künftigen Beruf geistig auszubilden, und sie dann vernachlässigen; statt sie zu unterrichten, sie bloß zu ihrer Erleichterung und zu ganz fremden Dingen gebrauchen, so daß sie durch der Lehrer Schuld in der Aufnahme-Prüfung nicht bestehen, gehören, wenn auch kein äußeres Gesetz ihr Urtheil spricht, zu den gewissenlosesten Menschen. Denn sie täuschen die Erwartung der Eltern, welche ihnen ihre Söhne anvertrauen; die Erwartung der Präparanden selbst; rauben diesen eine kostbare Lebenszeit, die zu ihrer geistigen Bildung bestimmt ist und untergraben ihr ganzes künftigen Wohl. Und solche Lehrer glauben Sie gegen den Vorwurf der Pflichtvergessenheit vertheidigen zu müssen?

Was ist denn mm das Resultat dessen, was in diesen Blättern für und wider das jetzige Präparandenwesen verhandelt worden ist? Es hat sich herausgestellt, daß fleißige und geschickte Schullehrer gute Präparanden heranbilden können. Die Möglichkeit ist also bewiesen. Da es jedoch von keinem Unbefangenen geläugnet werden kann und auch in diesen Blättern nirgends geläugnet worden ist, daß hier und da die Präparanden-Bildung nicht in geschickten und fleißigen Händen ruht: so wird darauf hinzuarbeiten seyn,

daß dieser Übelstand beseitiget werde, ohne daß man fürchten dürfe, durch zu große Beschränkungen einen Mangel an Präparanden und somit an Schullehrern herbeizuführen. Freiheit kann mit weise gesetzten Schranken gar wohl bestehen und besteht wirklich in vielen Lebensverhältnissen. Dies ist auch nur die rechte Freiheit, denn sie ist gegen Mißbrauch und Willkühr geschützt. Eine andere verlangt gewiß Kaweau und Eichler nicht.

Würde die Controlle allgemein und von der Provinzial-Schulbehörde eingeführt, welche der Letztere in diesen Blättern vorgeschlagen und in seinem Sprengel eingeführt hat: dann wird sich der träge und gewissenlose Lehrer wohl hüten, sich durch Annahme von Präparanden der Rüge der Pflichtvergessenheit auszusetzen. Wagte er dennoch, der Schande zu trotzen, so wird ihm kein gewissenhafter Schul- Inspektor erlauben, ferner an dem Unglücke der Menschheit zu arbeiten. Allein es muß doch Jedem, dessen Unfähigkeit nicht offen vor Augen liegt, die Freiheit des Versuchs in diesem Unterrichtszweige gestattet werden. Allerdings ist es nöthig, daß die Provinzial-Behörde bei dieser neuen Organisation des Kreis-Präparandenwesens einschreite, damit sie eine allgemeine und gleichförmige werde. Auch müssen die Seminarien angewiesen werden, ein bestimmtes unter den gegebenen Verhältnissen mögliches und der derzeitigen Seminar-Einrichtung entsprechendes Lehrziel der Präparanden-Bildung vorzustrecken. Daß eine solche Verbesserung Noth thue und daß sie die Willkühr und den Mißbrauch nur, aber nicht die wahre Freiheit beschränke, ist ebenso gewiß, als man hoffen darf, daß sie

von unsern für das Wohl des Vaterlandes so wies sorgenden Landes-Behörden früher oder später getroffen werden wird.

Ueber Emancipation der Schule von der Kirche.

Von

K. F. W. Wander,

Unsere Zeit ist die Zeit der Emancipation. Alles strebt darnach, spricht davon, schreibt darüber, kämpft dafür oder dagegen, Auch die Emancipation der Volksschullehrer ist zur Sprache gebracht und namentlich in der Berliner Schulzeitung darüber verhandelt worden. Dies versetzt den Pf. Buchwald in Besorgniß, der Emancipationsgeist könnte unter den Lehrern einreißen, weshalb er Bd. 107 f. S. 526 u. 15 (Jun. Jul. 1838) dies. Blätt, Worte zur Verständigung und Versöhnung über diesen Gegenstand veröffentlicht hat. Dieselben zeigen jedoch weder diese, noch jene. Eine gründliche Auseinandersetzung des wahren Verhältnisses zwischen Kirche und Schule war auch dem Vf. unmöglich, weil er von einer Selbstständigkeit der Schule von vorn herein nichts wissen will. Besonders irrt der Verf. darin, daß er die Stimmen, welche sich für die Emancipation der Schule erheben, als gegen die Geistlichen gerichtet, betrachtet, was keineswegs der Fall ist. Es würde dies die höchste Mißbilligung verdienen, darum einen ganzen Stand anzuklagen, weil etwa Einzelne sich vergessen hätten. Wenn das Wort Emancipation, Befreiung von irgend einem Drucke, Entfesselung gebundener Kräfte, Gleichstellung mit den Rechten Anderer,

auf das Verhältniß der Schule zur Kirche angewandt wird: so will man damit nichts anderes bezeichnen, als die Anerkennung der Selbstständigkeit der Schule, wie ihrer Rechte, als einer eigenen Anstalt, so daß sie nicht ferner als bloßes Anhängsel¹ einer andern Anstalt, der Kirche, betrachtet und behandelt werde. Und dies Verlangen ist in unsern Tagen so natürlich, daß man sich nicht über das offene Aussprechen desselben, als vielmehr darüber wundern sollte, daß es nicht ausgesprochen wird; darüber, daß man die offene Darlegung für Anmaßung, für Mangel an Religiosität hält. Man schreiet über Losreißung der Schule von der Kirche, die doch in gar nichts Anderem besteht, als daß beide Anstalten von nun an in jener Freiheit, weihe allein das Element aller geistigen Entwicklung, alles wahren Fortschrittes ist, sich bewegen sollen.

Man beruft sich auf die Geschichte. Mit ihr, dem leidigen Herkommen und Sogewesensein, beweisen Die Alles, welche die Stimme der fortschreitenden Gegenwart, die auch eine Geschichte ist, nicht hören mögen und Vernunftbeweise nicht lieben. Nicht die Geschichte kann entscheiden; das Wesen der Sache selbst muß es. Wenn sie uns auch berichtet, daß von Samuels Propheten-Schulen bis zur deutschen Kirchen-Reformation und weiter die vorhandenen Schulen fast nur von Priestern und Geistlichen gebildet, gepflegt und beaufsichtigt wurden und daher bis auf unsere Tage ihr Aufsichtsrecht gekommen: so wird doch wohl Jeder mit der Geschichte des Schulwesens auch nur oberflächlich Bekannte zugeben müssen, daß zwischen den Schulen

¹ Vgl. Harnisch Handb. f. d. deutsche Volksschulwesen (1820).

jener Zeit und denen der Gegenwart ein wesentlicher, jenes historisches Anrecht in seinen Grundfesten mächtig erschütternder Unterschied ist. Jene Schulen hatten sich nur Eine Aufgabe zur Lösung gestellt, – die religiöse Ausbildung des Volks zu fördern; und dies auch nur darum, theils weil ihre Wirksamkeit einer Zeit angehörte, in welcher sich der Staat um keine Volksbildung kümmerte, mithin ihre Thätigkeit eine wenigstens sehr erfolglose gewesen wäre, theils aber auch, weil ihre Macht, das Volk zu leiten, auf diesem Wege bedeutend gewann. Jetzt ist der Zustand der Dinge ein anderer. Die christlichen Regierungen haben mehr oder weniger eingesehen, daß es keine höhere Sorge für sie gibt, als die für die Bildung des Volks; sie haben erkannt, daß sie nur mächtig sind, wenn sie über ein gebildetes Volk herrschen, und umso mächtiger, je gründlicher diese Bildung nach allen Richtungen sich entfaltet, wozu allein der Schlüssel in der Emancipation der Schule liegt.² Die Volksschule ist für Alle; Keiner kann sie entbehren. Die frühern Kloster- und Kirchschulen bildeten nicht fürs Leben; die jetzige Volksschule hat die Aufgabe, zunächst für die Erde, das Vaterland, den Beruf zu tüchtigen und dieser Bildung die religiöse Weihe zu geben, damit der Weltbürger den Himmelsbürger nicht vergesse. Jene mußten naturgemäß unter der Aussicht der Geistlichen stehen, Die jetzige Schule ist Volksschule

² Darum soll der Staat vor allen andern Anstalten die Elementarschulen pflegen, ihre Existenz auf sicherem Grunde befestigen, ihre Wirksamkeit möglichst befördern und sich des Standes vor Allem annehmen, der sein Dasein dem Baue der Ewigkeit widmet. (Dr. J. H. Voß, Freim., ab, wahrh. Bemerk, 1819.)

und dient dem Staate, verfolgt ganz andere als bloß kirchliche Zwecke, ist somit kein Anhängsel der Kirche. Die Kirche bildet Christen, die Schule Menschen, und wenn die letztere bei Lösung ihrer Aufgabe auch der Religionslehre einen, und zwar den ersten, Platz auf den Unterrichtsplänen anweist, so überschreitet sie damit keineswegs ihren Kreis als Volksschule; denn sie soll bilden, was im Menschen ist, und hier findet sich auch ein religiöses Bedürfnis zu befriedigen. Daß nun die Schule der Anerkennung als einer Staatsanstalt, eines Aktes, der in der Wirklichkeit schon mehr oder weniger erfolgt ist, anstrebt; daß sie begehrt, aus der Zwitterstellung in der sie sich befindet, befreit zu werden, weckt die Gegner der Emancipation zum Kampf auf. Dennoch ist gewiß, daß, wo der vom Staat eingeleitete Emancipationsakt, die Selbständigkeits-Erklärung der Schule, am weitesten vorgeschritten ist, da das Schulwesen am blühendsten sei; daher ist das protestantische unläugbar am meisten vorgeschritten, besonders da, wo der Geistliche die Schule als Schulmann betritt. In einem je höhern Maße er Schulmann, je vollendeter, je durchgreifender seine pädag. Bildung ist, desto herrlicher wird das unter seiner Aufsicht stehende Schulwesen sich entfalten. Was Geistliche für die Hebung des Volksschulwesens thun, oder in neuern Zeiten gethan haben, das haben sie als Schulmänner gethan, nicht als Geistliche. Wenn Geistliche jetzt an der Spitze von Schulanstalten stehen, wenn sie treffliche Schulbücher schreiben: so thun sie dies Alles als Schulmänner, als Pädagogen. Oder kann ein Geistlicher schon, weil er ein solcher ist, eine

Schule vorstehen; kann er durch den bloßen Akt der Ordini-
rung befähigt werden, auf dem Felde der Pädagogik zu ar-
beiten, ohne daß es einer besondern pädag. Vorbildung be-
dürfte?

Dadurch daß man die verschiedenen Aufgaben zweier
Anstalten verwechselt, oder das ehemalige Verhältniß bei
ganz veränderten Umständen festhält, oder daß man das We-
sen zweier Aemter vermengt, weil Eine Person beide ver-
waltet, ist das Mißverhältniß, in dem sich jetzt Kirche und
Schule zu einander befinden, entstanden; oder richtiger,
dadurch besteht es, daß die Diener dieser Anstalten ein so
schwankendes Verhältniß nicht immer richtig begreifen.
Und daraus erklären sich wohl die Reibungen, die sich zwi-
schen vielen Gliedern des Geistlichen und des Schulstandes
kund geben. Soll, kann es für die Dauer so bleiben? – Wer
die unseligen Folgen der Reibungen zwischen den Gliedern
beider Stände, welche die gemeinsame Aufgabe haben, an
der Veredelung der Menschheit zu arbeiten, erkennt, wird
dies verneinen. Die Schule muß entweder zu einer rein
kirchlichen Anstalt, wie sie es im Mittelalter war, zurückge-
führt werden, oder man muß sie zur Staats-Anstalt erklären.
Es kommt lediglich darauf an, zu bestimmen, welcher
Schritt der kleinste und fürs Heil des Ganzen ersprißlichste
ist. Mit ihm werden alle Mißverhältnisse zwischen den bei-
den Anstalten gehoben sein. Die Lehrer werden Kirchendi-
ner und stehen dann unter der alleinigen Aussicht der Geist-
lichen als Diener der Kirche; oder sie werden Staatsdiener
und stehen dann unter der alleinigen Aufsicht des Staates.

Wie soll aber dem Streite zwischen Kirche und Schule begegnet werden? Die Sache ist sehr einfach. Die Schule schreit über Eingriffe und Bedrückungen der Kirche; diese klagt über die Anmaßung der Schule. Dies hemmt beide Anstalten in ihrer segensreichen Wirksamkeit. Was kann also nothwendiger, als eine Gebietsgränze sein. Beide sind Bildungs-Anstalten. Das ist das wesentliche Verhältniß beider zu einander; und als solche stehen sie einander vollkommen gleich. Die Anerkennung dieses Satzes nebst seinen Folgerungen ist Emancipation. Bei dieser Gleichstellung kommt es gar nicht darauf an, welche von beiden Anstalten die wichtigste³ ist, sondern nur auf die Anerkennung der Selbstständigkeit einer jeden und der ungehemmten Wirksamkeit auf ihrem eigenen Gebiete. Bei Ziehung der Gränzlinie muß alles nicht zur Sache Gehörende, alles Unwesentliche außer Betracht gelassen werden. Dahin gehört z. B. die Verwaltung des Küsterdienstes von Lehrern; ferner der historische Ursprung der Schule, als einer ehemals kirchlichen Anstalt. Ist das Verhältniß zwischen Kirche und Schule aus dem Wesen beider Anstalten festgesetzt, so wird alles Uebrige sich leicht finden. Wer den Weg der Natur geht, kommt nie in Verlegenheit,. Die Kirche wird, auf ihr eigenes Gebiet beschränkt, dort ihren Samen streuen und reichlich ernten. Die

³ Vgl. Schmitt, über den Rangstreit zwischen dem geistlichen Stande und dem der Volksschullehrer. Freim. Jahrb. 1829.

Und der Generalsup. Kindervater sagt (Ueber nützl. Verwalt. des Predigtamts auf dem Lande, Leipz. 1802): „Ein guter Schulmeister ist unstreitig die wohlthätigste Person, die es für ein Dorf geben kann, er ist nützlicher als der Prediger selbst.“

Schulen eines ganzen Staates werden, innerlich organisiert, ein zusammenhängendes Ganzes bilden; Alles wird|

– – „in einander greifen,

Eins durch das Andere gedeih'n und reifen.“|

Dies ist der Wunsch Aller, die es mit dem Gedeihen beider Anstalten wohl meinen, nicht bloß das hohle Geschrei einiger in eitler Selbstverblendung befangenen Lehrer; es ist die Forderung ausgezeichneter, sachkundiger und daher stimmfähiger, wissenschaftlich und amtlich hochgestellter Männer.⁴ Sehr gern gesteht der Verf., daß ihm bei einer nicht gänzlichen Unbekanntschaft auf dem pädagogischen Felde wenig Stimmen aus dem preuß. Staate für die Gleichstellung beider Anstalten oder Bildungs-Institute begegnet sind, und aus Schlesien scheint sich nie eine Feder dafür in Bewegung gesetzt zu haben, – Auch der Verf. würde geschwiegen haben, wenn nicht die Worte der „Verständigung und Versöhnung“ den Kampf in unsere Provinz verpflanzt hätten, was

⁴ Vgl. Gräfe, das Schulrecht, oder das Rechtsverhältniß der Volksschule nach Innen und Außen, Leipz., 1829, – J. H. Voß, Freimüthige, aber wahrh. Bem. üb. d. Schulst. u. was dems. Noththut. Barmen 1819, – Schuderoff, Jahrb. f. Rel., Kirchen u. Schulw. 6. Bd. 26 H. 1824, S. 239, – Koch, Was soll der Staat für die Schulen thun? Stettin 1800, – Horn, der Volksschullehrerstand, wie er war, ist u. sein soll, und sein Verhältniß zu Staat u. Kirche, Aachen 1826. – Schneidler, Volksbildung im Geiste u. nach den Bedürfnissen unserer Zeit, Mainz 1821. – Pölitz, die Erziehungswissenschaft 1806 u. dess. Jahrb, der Gesch. u. Staatsk., eine Monatschr., Jan. 1832. – Welcker, Akadem. Rede über das rechte Verh. von bürgerl. Ordn., Kirche u. Schule. Freib. 1828. – Schleiermacher, Kirchenrechtliche Untersuchungen, Berlin 1829, S. 154 u. f.

wohl, wie jeder Kampf, seinen Segen haben wird. Auf die Frage aber, woher es komme, daß, während die Kämpfe für und wider Emancipation in andern deutschen Ländern mit großer Lebhaftigkeit geführt wurden, so wenig Stimmen aus unserem Staate, besonders unserer Provinz, sich vernehmen ließen, kann im Allgemeinen als Antwort dienen, daß in Preußen die Selbstständigkeit der Schule schon weiter vorgeschritten ist und die Lehrer eine günstigere Stellung haben, als in vielen andern deutschen Ländern, Dankbar wird es anerkannt; denn in dem Maße als die Selbstständigkeit der Anstalten sich entwickelt und man den Lehrerstand gegenüber dem Geistlichen achtet, wird die Ruhe und der Friede zwischen beiden Ständen wachsen.

Ueber Emancipation de Schule von der Kirche.

Von

K. F. W. Wander.

Nachdem der Verf. bisher möglichst unabhängig von dem Aufsätze des Pfarrer Buchwald seine auf das Wesen der Sache und die Urtheile stimmfähiger Männer gegründete Ansicht über das gegenwärtige Verhältniß der Schule zur Kirche ausgesprochen hat, sey es erlaubt, schließlich zur Beleuchtung des angeführten Aufsatzes selbst im Kurzen überzugehen. Bereits wurde bemerkt, daß dem Tone des Verf. das versöhnende Element abgeht. Nur einige Beläge für diese Behauptung. Den Kampf der pr. Volksschulzeitung für Emancipation nennt er ein „ins Horn blasen;“ die Stimmen, die sich dafür erheben, ein „Lärmblasen,“ ein „Geschrei;“ diejenigen, welche das Verhältniß beleuchten, um beiden Anstalten den Frieden zu geben, „Chorführer“ u. v. a. Daß die pr. Schulzeitung die Befreiung der Schullehrer von der Aufsicht der Geistlichen aufgehoben, das subordinirte Verhältniß der erstern zu den letztern in ein koordinirtest umgewandelt wissen will, erregt den Zorn des Verfassers. Er sagt, es sey kein guter Ton, er richte Schaden an, er störe den Frieden (wohl nur die Ruhe) zwischen Kirche und Schule, er füge zu den Gründen der Schullehrer zur Unzufriedenheit noch einen neuen hinzu; er errege Hoffnungen, die spät, oder nie in Erfüllung gehen würden. Diesen Uebeln zu begegnen, ist der Aussaß geschrieben. Es gibt bekanntlich Zustände, in denen man Dinge sieht, die Andere nicht wahrnehmen. Es gibt für den Verf. nichts Unglückseligeres, als

die Verwandlung des Subordinations-Verhältnisses in ein koordiniertest. Wenn nun aber nah dem früher Bemerkten die Emancipation der Schule von der Kirche nicht in der Befreiung der Lehrer von der Aufsicht der Geistlichen zunächst, sondern in der Anerkennung der Schule als einer eigenen Anstalt besteht, wovon eine andere persönliche Beaufsichtigung nur eine, nicht einmal wesentliche Folge ist: so sieht man, wie der Verf. stets nur das Persönliche umfaßt. Erst die Selbständigkeit der Schule, dann folgt die Organisation;⁵ aus ihr ergeben sich die Aufsichts-Behörden von selbst. Die Geistlichen können ja ferner als solche erwählt werden, aber sie werden die Aufsicht nicht als Geistliche, sondern als Pädagogen führen; diese Kontrolle wird bei der Selbständigkeit der Schule und den festen Grenzen beider Anstalten nicht drückend seyn und werden können.

Wenn die Lehrer vom Drucke der Geistlichen reden, so können diese es nicht unbedingt als eine ungerechte Anklage des Lehrerstandes ansehen; das Drückende der Aufsicht liegt nicht sowohl in der Art und Weise, wie sie geführt wird, als vielmehr darin, daß die Männer, welche sie führen, einem andern Stande angehören. Auch ist der Wunsch, von der Beaufsichtigung der Geistlichen entbunden zu werden, nicht gegen die Personen gerichtet, Nebenordnung, statt Unterordnung, fordert das Gedeihen der Schule, der Begriff

⁵ Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen muß von den andern Zweigen der Staats-Verwaltung getrennt, als ein besonderer Zweig zu einem Ganzen vereinigt, seine eigene aus Sachverständigen gebildete Ober-Behörde haben. Dr. Kaulfuß (Prof.) in seiner Schrift: Die Erziehung für den Staat, Posen 1827.

derselben. Es gibt eine Macht, der Niemand widersteht. Sie hat das alte Rama gestürzt, hat das neue erschüttert; sie hat der Reformation ihre Wege gebahnt, das Jahrhundert freier bürgerlicher Entwicklung heraufgeführt; diese Macht wird die Schule emancipiren und ihr den freiesten Spielraum zu herrlicher Entwicklung verschaffen. Daß unsere Regierungen dies Wirken fühlen, davon gibt jede neu errichtete Bürger- und Realschule, jede andere Anstalt, im Geiste der Zeit, Zeugniß. Es ist dabei nicht vom Range der Person die Rede, und nach wie vor wird im bürgerlichen Leben der Geistliche, wozu ihn seine höhere Bildung an sich schon berechtigt, den ersten Rang einnehmen, worum es besonders dem Verf. des erwähnten Aufsatzes zu thun zu seyn scheint (vgl. S. 20 Bd. 108, Juli 1838). Daß er, in der Meinung, gegen die Emancipation zu kämpfen, nur für die geistliche Aufsicht ficht, haben wir zur Genüge erkannt; daher dürfte es ihm auch kaum gelingen, den Frieden zwischen Kirche und Schule zu erhalten, noch weniger zu befestigen, Sonderbar klingt es, wenn er ferner verhüten will, daß eine Menge Lehrer über ihre wahre Lage aufgeklärt⁶ werden, weil sie sich dann unglücklich fühlen möchten.

⁶ In ganz entgegengesetztem Sinne sagt der Kirchen- und Schulrath Stephani: Es hält sich der große Haufe unserer Erzieher noch immer für bloße Unter-Bedienten. Es mangelt ihnen der Muth, sich selbst für eine wichtige Klasse von wirklich angestellten Staats-Beamten zu halten und in dieser Eigenschaft gemeinschaftlich zu fordern, daß ihnen eine freiere, wohl organisierte Thätigkeit für den gesamten Zweck des bürgerlichen Vereins zugetheilt werde, auf die sie ebenso bündige, wo nicht noch bündigere Rechtssame, als die

Im Aufsatze selbst sucht B. zu beweisen, daß das gegenwärtige Verhältniß der Schule zur Kirche ein natürliches sey. Der Beweis ist historisch; es gibt keinen andern. Weil die Geistlichen die ersten Schulen gebildet haben, so müssen diese stets der Kirche angehören und von den Geistlichen beaufsichtigt werden. Ein anderer Grund ist der, daß die Kirche die sittlich religiöse Bildung des Volks zur Aufgabe hat und deßhalb darauf sehen müsse, das ein guter Grund gelegt werde; allein würde dies nicht auch bei der Selbständigkeit der Schule geschehen können? Die gute Schule entwickelt alle Anlagen im Menschen, also auch die religiösen. Den Grund gegen die Emancipation der Schule, weil die gegenwärtige Kontrolle dem Staate nichts koste, würde ich nicht angeführt haben, weil das Wohlsfeile nicht stets das Beste ist. Dem Staate wird es nicht an Mitteln fehlen, die Schulen zu kontrollieren, die ihm brave Bürger bilden. Ueberdies können ja, wie {hon erwähnt, die Geistlichen die Schulen beaufsichtigen, und ganz umsonst, nach wie vor, aber nur als Schulmänner, wobei freilich der Umstand eintreten wird, daß nicht Jeder, der heut zum Geistlichen berufen wird, auch schon morgen deshalb allein Schulrevisor werden würde. Die Einwendung gegen dies Fortbestehen des gegenwärtigen Verhältnisses, daß die Schule als Tochter der Kirche jetzt zur Mündigkeit gelangt sey, legt der Verf. so aus, als wolle man damit sagen, die Schule habe eine so hohe Stufe erstiegen, daß die Geistlichen das Interesse derselben nicht mehr zu fördern verstünden. Niemals läßt sich aus dem

übrigen Staatsdiener aufzuweisen haben. (Harnisch, Volksschull. 4. Bd. 18 Heft 1827.)

Wunsche nach Gleichstellung der Schule mit der Kirche die Unfähigkeit der Geistlichen zu fernerer Beaufsichtigung folgern. Auch würde die Fähigkeit derselben für den gedachten Zweck noch keineswegs dadurch bewiesen werden, daß der Staat aus diesem Stande Seminar-Directoren etc. nimmt; denn er wählt nicht den Geistlichen als solchen, sondern nur insofern, als derselbe in dem erforderlichen Maße Pädagog ist. Der Verf. wendet sich dann zu der angeblichen Bedrückung der Geistlichen in Bezug auf die Lehrer und meint, daß die letztern, auch wenn eine solche Bedrückung wirklich vorkäme, keinen Grund hätten, deßhalb die Auflösung eines so lange bestandenen Verhältnisses anzustreben, weil sie ja bei den milden und gerechten Ober-Behörden Klage führen könnten. Es wird dem Verf. bekannt seyn, welche Elemente zu einer wohlbegründeten Klage gehören. Das Klage-Objekt würde hier die Nachweisung einer erfolgten Gränz-Ueberschreitung seyn. Nun besteht aber eine solche Linie nicht. Das Unrecht wird gefühlt. Worin das Bedrückende meist liegt, ist erwähnt worden, Darüber aber läßt sich nicht klagen. Reibungen solcher Art kann der Richter nicht aufheben. Alles, was die Revisoren jetzt gegen den Lehrer ausüben, um ihn nicht zu verletzen, ist Humanität.

Humanität, Gnade, Huld etc., ist aber kein Recht. Jeder Staatsbürger muß in einen jeden Lebens- und Berufsverhältniß das Recht fordern können. Wo es als bloße Gnade gespendet wird, da ist jeder Schub unsicher. Der Lehrer stehe wo er wolle, so kann der Geistliche sagen: das ist das Bereich der Kirche, das sind meine Rechte. Was will der Lehrer thun? – Im Verfolge des Aufsatzes thut der Verf. dar, daß

die Geistlichen kein persönliches Interesse bei der Beaufsichtigung der Schulen haben. Aber muß nicht schon das S. 532 – 34 Angeführte von den Nachtheilen des bestehenden Verhältnisses überzeugen? Wenn der Verf. die Opfer erwägt, welche die Geistlichen der Beaufsichtigung der Schule wegen bringen müssen, die Anforderungen in Betracht zieht, welche in dieser Hinsicht von den Regierungen an sie gemacht werden: so sollte er einerseits selbst eine Trennung der beiden Institute wünschen, andererseits aber erkennen, daß die Schule bereits, wie aus den Ansprüchen der Staats-Behörde hervorgeht, nicht mehr allein unter der Kirche steht; wenigstens sollte er eine Anstalt, von der Luther sagt: „Schulen kann man nicht entzathen, denn sie müssen die Welt regieren“ in ihrer freien Entwicklung nicht auszuhalten wünschen. Wofür kämpfst denn nun der Verf., nachdem er den Beweis gegen das persönliche Interesse geführt hat? Für das der Kirche? Der christlichen Kirche im Geiste Jesu als einer allgemeinen Geistesentfesselungs-Anstalt ?

Im andern Theil des Aufsatzes beschäftigt sich der Verf. mit Beleuchtung der Vorschläge, die man gethan hat, die Schule nach ihrer Emancipation zu beaufsichtigen. Hierüber ist bereits oben das Nähere gesagt worden., Am Schlusse legt der Vers. seine Gesinnung frei zu Tage. Hier zeigt er, welcher Geist ihn hinsichtlich der Schule und der Lehrer be-seelt, und wie ihm die edelsten und fruchtbarsten Bewegungen auf dem pädagogischen Felde fremd geblieben sind, Lehrer, die sich verleiten lassen wollten, die Geistlichen nach ihm zu beurtheilen, würden kein treues Bild von der

schlesischen Geistlichkeit erhalten. Daß der Lehrer dem Geistlichen koordiniert werden solle, ist ihm unerhört. Was denkt der Verf. vom Lehrerstande, indem er eine solche Sprache führt? – Doch der Verf. dieses Aufsatzes kennt die Geistlichen anders. Er hat es gesehen, wie sie sich von ihren untergeordneten Lehrern aus deren Erfahrungen haben belehren lassen, wie sie sich nur als deren vorgesetzte Kollegen betrachtet und sich, ohne ihrer Würde etwas vergeben zu glauben, deren Lehrvereine, auch wenn diese nur von Lehrern geleitet waren, angeschlossen haben, um mit ihnen zu lernen und pädagogisch fortzuleben; das kann nicht entehren. Den Geistlichen aber, die da glauben, das kollegialische Verhältniß thue ihrer Würde Eintrag, ruft Schuderoff (Jahrb. f. Rel, etc. 6. Bd. 2s Heft S. 239 f.) zu: „Wo fehlt es Euch, am Kopf oder am Herzen, oder an beiden zugleich? Daß sich meine Staudesgenossen „doch noch in so vielen ihrer Mitglieder nicht von dem Pennalismus der Vorzeit, oder von dem Vorurtheile trennen können, welches sie das Verhältniß zu ihren Schullehrern betrachten heißt, wie das Verhältniß eines kathol. Prälaten zu seinen Klosterbrüdern, oder eines Herrn zu einem Diener. Die Landesgesetze keines mir bekannten protestantischen Staates sprechen für ihre Anmaßungen; „die Praxis der liberalsten und humansten Geistlichen ist ihnen entgegen. Noch heute glaub ich, daß das Verhältniß der Koordination zwischen Pfarrern und Schulmännern in Hinsicht auf ihren Lehrerberuf weit anständiger und der Natur gemäßer sey, als das der Subordination, oder gar das der Servilität. – Wackere Kollegen, wir

wollen uns selbst⁷ emancipiren durch Treue im Berufe und mäßiges Fortschreiten auf dem Wege der Bildung! Wo der Tüchtigste sitzt, da ist der erste Platz! Schließlich bemerkt der Verf., daß er im Dienste der guten Sache geschrieben habe, darum die Stimmen nicht fürchtet, die sich dagegen erheben werden. Er hat nicht gegen die Geistlichen geschrieben, sondern für die Selbständigkeit der Schule.⁸

⁷ „Dem Stande der Volks-Schullehrer wächst das wahre Heil einzig und allein aus der Tüchtigkeit der Volksschullehrer selbst.“ Diesterweg.

⁸ Man vergl. noch 1, die Wichtigkeit der Elementarschule, deren Beaufsichtigung und das Eine, was derselben Noth thut, zur Beherrschung für alle deutschen Fürsten etc. Von Weigand. Freiburg 1838. 2) den Aufsatz in Brzka's Central-Biblioth. Oktbr, 1838. 3) Was muß geschehen, wenn das Volksschulwesen gehoben werden soll? Von Nehm Essen 1838. 4) Diesterweg's Rhein. Blätter 19. Bd, 38 H. S: 359 – 71.

Ueber Bildung von Jugend - Bibliotheken in Volksschulen und ihren Segen,

Vom
Stadt - Schullehrer Wander in Hirschberg.

Wenn der Lehrer seine Stunden gewissenhaft abhält und die Bildung der Kinder in jeder Beziehung den bestehenden Verhältnissen angemessen zu fördern sucht: so hat er im buchstäblichen Umfange seine Aufgabe gelöst. Häufig findet aber der für seinen Beruf erwärmte Lehrer, der seine Stellung nicht einseitig auffaßt, sondern sie in seiner Wichtigkeit begreift, noch Gelegenheit genug, über die Schule hinaus auf die Kinder und durch diese auf die Eltern zu wirken. In dieser Beziehung könnten verschiedene Wege angedeutet werden; doch soll vorläufig nur ein Vorschlag in Betracht kommen, der keineswegs aus dem großen und luftigen Gebiete der Phantasie entlehnt, sondern der bereits durch die Erfahrung als ausführbar und heilsam erprobt ist. Der Verf. meint die Anlegung von Jugend-Bibliotheken für die Ortschaften, ganz besonders enthaltend belehrende Kinderschriften, aber auch andere allgemein faßliche für Kinder lesbare Volksschriften, welche die Schüler zur Lesung mit nach Hause bekommen. Dadurch wird ein mehrfacher Nutzen gestiftet. Fürs Erste wird Geist und Herz der Kinder durch die Lectüre wohlthätig gebildet, abgesehen von der

Erhöhung ihrer mechanischen Lesefertigkeit: ihre Kenntnisse werden erweitert, der Schulunterricht. gewinnt an Umfang und bekommt Unterstützung, besonders in den Fächern, worin er wegen Mangels an Zeit nur in großer Beschränkung erteilt werden kann, z. B. in der Geschichte, Länder- und Völkerkunde. Der Verf. weiß dies aus Erfahrung. Schon häufig ist er von seinen Schülern durch Antworten überrascht worden, die nur ihre Quelle in dem Privatlesen, nicht im vorangegangenen Unterrichte hatten.

Unterricht und Lectüre arbeiten sich wechselseitig in die Hände. Hat der erstere irgend einen Gegenstand schon behandelt, so kann die letztere als eine angenehme Wiederholung, als eine zweckmäßige Ausführung und Erweiterung gelten. Ist der Gegenstand dem jungen Leser in der Schule noch nicht vorgeführt worden, so ist die Lesung als eine treffliche Vorbereitung des Unterrichts zu betrachten; denn ganz anders ist die Theilnahme solcher Kinder am Unterrichte, die bereits etwas von gewissen Sachen, Begebenheiten, Vorfällen, Namen etc. wissen, als derer, denen das Ganze vollkommen fremd erscheint. Wenn ferner der Lehrer von Zeit zu Zeit $\frac{1}{2}$ Stunde darauf verwendet, sich von den Kindern Mittheilungen machen zu lassen über das, was sie gelesen: so wird er nicht allein auf edle Weise ihren Wett- und Lerneifer anfeuern, sondern auch sehr häufig eine genaue Kenntniß über das Fassungsvermögen, die Urtheilskraft und die Neigungen seiner Schüler erhalten. Schon aus der Wahl der Bücher sind oft sehr fruchtbare und anziehende Schlüsse zu ziehen. Wenn das Angeführte allein bereits hinreichend erscheint, die Anlegung von Jugend-Bibliotheken

zu empfehlen: so wird man noch eine Veranlassung mehr dazu finden, wenn man erwägt, daß gerade auf diesem Wege am besten und erfolgreichsten der Lesung schädlicher Schriften entgegengewirkt werden kann, was auf dem polizeilichen wohl nie in diesem Umfange zu erreichen ist. Die Polizei befiehlt das Stempeln der Buden-Lieder (gedruckt in diesem Jahr), Kometen- und Traktätlein-Literatur, oder verbietet den Verkauf; mehr aber vermag sie nicht. Der Geschmack läßt sich weder ge-, noch verbieten. Anders die Schule. Sie kann durch Bildung des Geschmacks, des Sinnes für das Schöne, Gute, Wahre, Nützliche im Leben und durch Darreichung den Sinn dafür aufschließende Sachen bewirken, daß man Erscheinungen vom Felde der Unvernunft-Literatur gar nicht lesen mag. Und das ist offenbar das Bessere. Wem man guten Wein reicht, der läßt gewiß saures Bier stehen, er müßte sich denn bereits so daran gewöhnt haben, wie die Grönländer und Eskimos an Fischthran und Seehundsfett. Das darf aber bei unserer Jugend nicht angenommen werden: sie ist noch nicht verbildet. Bei ihr ist es noch möglich, ihr Urtheil so zu leiten, daß sie Wohlgefallen an Schönen und Wahren und Mißfallen am Albernem und Verkehrten finden lernt. Damit ist viel gewonnen. So wenig es helfen würde, wem man auch dem Eskimo unaufhörlich zuriefe: Trinke keinen Thran, er schmeckt widerlich und schlecht: so wenig hilft es meist bei uns, dem verdorbenen, verbildeten Geschmacke zu sagen: Weg mit der Gassenbuden-, Budenbilder- und traktätischen Brech-Literatur.

Endlich werden aber auch durch die Verabreichung guter Lesebücher in der Schule die Eltern der Kinder selbst an

wichtigen Kenntnissen gewinnen; sie werden ihre Urtheile über verschiedene Dinge berichtigen und mit der Schule durch das schöne Band der Fortbildung inniger verbunden werden; sie werden die Stunden der Erholung, so häufig unnützem Geschwätz, oft noch Schlimmerem gewidmet, mit bildender Lectüre ausfüllen. Der Trieb, das gute Wochenbuch, welches ihr Kind aus der Schule bekommen hat, zu lesen, oder zu Ende zu lesen, wird manchen Vater, oder manche Mutter vor nachtheiligen Zerstreungen bewahren. Manches lehrreihe Gespräch wird sich entwickeln, mancher gute Gedanke wird hervorgerufen, manches edle Gefühl gepflegt, manche Stunde zur häuslichen Erbauungsstunde erhoben werden. Ist dieser Segen nicht groß genug, um die Lehrer zu bestimmen, ihn für sich und ihre Gemeinde zu gewinnen? Gewiß, – Das ist Alles recht gut, werden Viele sagen; aber woher sollen wir Mittel zur Anschaffung solcher Bücher d. h. zur Anlegung einer Jugend-Bibliothek des Orts nehmen? Ich antworte: Das Erste ist, daß man an die mögliche Ausführung einer guten Sache glaubt. Wer will, findet leicht Mittel, den Zweck, für den er begeistert ist, zu erreichen. Wer lebendigen Glauben hat, – nicht den der Mystiker und Frömmler –, der kann Berge versetzen. Und solcher außerordentlichen Anstrengungen bedarfs hier nicht einmal, Vielleicht ist der Zweck in vielen Schulen schon erreicht und dadurch bewiesen, daß die obwaltenden Hindernisse zu bewältigen sind. Nachrichten hierüber wären dankenswerth, besonders, wenn sie die Art und Weise bezeichneten, auf welche in verschiedenen Verhältnissen die Aufgabe gelöst worden ist. Der Verf. kann sich indeß nur auf seine Nähe

erstrecken, weil er nur das anführen will, was sich bereits durch Erfahrungen bestätigt hat, die ihm bekannt sind. Hier ist der Verf. freilich zunächst in die Nothwendigkeit versetzt, von sich selbst zu sprechen und zu zeigen, auf welche Weise er im Laufe von 10 Jahren die Aufgabe zu lösen versucht habe. Da bei der Bildung einer Jugend-Bibliothek in Volksschulen beinahe Alles darauf ankommt, den Sinn der Kinder dafür zu wecken, ihrer Begeisterung für die Sache Dauer zu geben, kleine Beiträge zu erhalten, ohne daß diese brückend für die Eltern werden: so hofft er, es werde Anerkennung finden, wenn er den Weg bezeichnet, den er bei der Gründung einschlug und bei der Unterhaltung und Fortsetzung derselben verfolgte.

Nachdem der Gedanke, eine Klassen-Bibliothek entstehen zu lassen, in ihm zur Reife gekommen war, benützte er eine Religionsstunde, in der er zur Anregung des Gegenstandes von der Selbstbeherrschung mit den Kindern redete, ungefähr in folgender Weise: „Die wahre Selbstbeherrschung besteht nicht darin, daß man überhaupt in einem gewissen Falle der Sinnlichkeit nicht willfahrt, sondern daß man dann, wenn man in den Stand gesetzt ist, ihr zu dienen, seinen Willen den höhern Zwecken und Forderungen der Vernunft unterordnet. Gesetzt Du hättest 3 pf., die Du nach eigenem Ermessen verwenden dürftest und Du könntest damit ein augenblickliches Gelüst befriedigen, aber auch dadurch etwas Gutes von langer Dauer wirken: wofür würde sich wohl Deine Vernunft entscheiden? Wenn Du ihr in diesem, sowie in ähnlichen Fällen folgst, so übst Du Selbstbeherrschung.“

Er ließ die Schüler nun Fälle angeben, wie sie wohl ihr Taschengeld, ihre kleinen Geschenke segenreicher verwenden könnten, als wenn sie dieselben vernaschten und für den Dienst der Sinne verwendeten. Edle Wohlthätigkeit nahm, wie sich's gebührt, einen der ersten Plätze ein. Damit leitete er die Unterredung von dem sinnlichen Genusse auf den geistigen, den Bildung gewährt, über, von dem kurzen Wohlschmack der Zunge auf die dauernden Freuden des Geistes. Als er seine Schüler in der rechten Stimmung glaubte, fragte er sie, ob sie wohl sittliche Kraft genug in sich fühlen dürften, wöchentlich etwas von dem, was sie für sinnlichen Genuß erhielten, für einen edleren aufzuopfern, Ein freudiges Ja war die Antwort. Er setzte ihnen nun die Wohlthätigkeit einer Klassenbücher-Sammlung auseinander, fragte, ob sie zur Anlegung derselben Lust zeigten und Jeder wöchentlich einen oder ein paar Pfennige dafür beitragen wolle. Alle wollten es. Den folgenden Tag schon schenkte ein Schüler eine Spaarbüchse der Klasse, und Wochensammlungen begannen. Es sind seitdem 10 Jahre verflossen. Die Klasse zählt jetzt nahe an 300 Bände. Noch ist die Theilnahme nicht erkaltet. Pünktlich bringt jeder Schüler den bei seinem Eintritt in die Klasse versprochenen kleinen Beitrag, was hauptsächlich mit daherkommt, daß viele Eltern diese Einrichtung selbst wohlgefällig betrachten und die Bücher, welche ihre Kinder erhalten, zum Theil selbst mit Wohlgefallen lesen, oder sich dieselben vorlesen lassen. Und der Verf. glaubt fest, daß dies nicht ohne Segen geblieben ist. Wo es möglich war, suchte er die Bücher auf antiquarischem Wege zu beziehen; stets aber nahm er darauf

Rücksicht, daß er auf Knaben einzuwirken hatte. Bloße Unterhaltungsbücher seichten Inhalts stehen daher im Hintergrunde; aber Alles, was zur Wiederholung und Erweiterung des ertheilten, oder zur Vorbereitung des zu ertheilenden Unterrichts dienen, zu nützlichen Beschäftigungen anleiten, was den Muth beleben, fürs Vaterland begeistern kann, hat seine Stelle gefunden. Daher lesen seine Knaben vor Allem die Campe'schen Schriften, die in keiner Büchersammlung für die Jugend fehlen dürfen, Dolz's Anstandslehre, Rockstroh's und Poppe's Tausendkünstler, Blasche's Papparbeiter und Papierformer, Clarke's hundert Wunder der Welt, Heldmänn's Jugend-Bibliothek, Weiße's Kinderfreund, Gemälde aus der preuß. Geschichte, der Freiheitskrieg, Geschichte für deutsche Knaben, den alten Nettelbeck, Testor's Denkwürdigk., Jugendgeschichte berühmter Männer, Mungo Park's Reise in Afrika, Harnisch, Land- und Seereisen, Petiskus Denkmäler etc.

Zu dem Gedeihen dieser Büchersammlung hat aber nicht wenig beigetragen die freundliche Anerkennung, welche das Streben der Knaben von Seite der jedesmaligen Revisoren der Schule fand, die bei passenden Gelegenheiten die Sammlung mit einer würdigen Gabe beschenkten und die Liebe der Klasse zu ihrem Schatze aufmunterten. Um diese Theilnahme in steter Lebendigkeit zu erhalten, sucht der Verf. den Neueintretenden klar zu machen, daß sie das Vorhandene als ein Vermächtniß ihrer Vorgänger und als ihr jetziges Eigenthum zu betrachten haben; daß es aber auch keine größere Ehre in dieser Hinsicht für sie geben könne, als die, den hier überkommenen Schatz in gutem Zustande

und reichlich vermehrt denen zu überliefern, die nah ihnen kommen werden.

Für den gleichen Zweck und um die Knaben fürs bürgerliche Leben zu bilden, läßt der Vf. sie auch die Büchersammlung selbst verwalten. Ein Schüler der Klasse, von seinen Mitschülern durch Stimmenmehrheit selbst erwählt, nimmt die Beiträge ein, ein anderer theilt die Bücher (nach den Schulstunden) wöchentlich einmal aus und führt ein Register darüber; ein paar andere untersuchen monatlich, ob auch alle Bücher da sind, und statten Bericht darüber ab. Bei der Wahl dieser Klassenbeamten wird nur auf Würdigkeit gesehen, widrigenfalls sie nicht bestätigt werden würden. Bei dieser Verwaltung sind bis jetzt nur 5 Bücher verloren gegangen, und darunter ist nur eins, das abhandengekommen ist. Einzelne Bücher wurden von abgehenden Schülern geschenkt. Von den eingeführten Lehrbüchern hat die Klasse bereits selbst so viel, daß sie ihre ärmeren Schüler aus eigenen Mitteln unterstützen kann. Gehen einige Schüler zusammen ab (z. B. bei der Konfirmation), so beschenken sie gemeinschaftlich die Klasse mit einem Buche, in das jeder selbs seinen Namen schreibt. Auf diesem Wege hat sich die Büchersammlung der 1. Knabenklasse gebildet. In der 2. Knabenklasse ist seit 5 Jahren ebenfalls der Versuch gemacht worden. Hier haben die trefflichen Schmidtschen Kinderschriften ihren Wirkungskreis gefunden. – Was hier möglich war, wird es gewiß an vielen andern Orten auch

seyn,¹ ist an vielen vielleicht schon wirklich. Mehrere Landschulen in meiner Nähe haben den Versuch ebenfalls gemacht; eine davon hat bereits seit Jahren die erfreulichsten Ergebnisse aufzuweisen. Vielleicht machen einige meiner Amtsgenossen, welche diese Zeilen lesen, einen Versuch mit Anlegung einer ähnlichen Sammlung und überzeugen sich, daß der Segen die dabei aufgewandte Mühe lohnt. Sehr zweckfördernd würde es seyn, wenn in diesen Blättern von Zeit zu Zeit ein Verzeichniß neuer und durch bereits erfolgte Lesung als gut befundener Jugendschriften von einem hierfür sich interessierenden Geistlichen oder Lehrer mitgetheilt würde. Nach den vom Verf. in dem bezeichneten Zeitraum gemachten Erfahrungen und Beobachtungen dürften vorzüglich Reisebeschreibungen, für Kinder geschrieben – je näher dem Kumpeschen Geiste, desto besser – etwa wie die Nordpolfahrt vom Cay. Ross, zu wählen seyn; natürlich solche nicht allein. Bücher mit Bildern dürfen nicht vorherrschen; abgesehen von dem hohen Preise der Bilderschriften, welcher zu angreifend auf die schwachen Kräfte einer solchen Pfennigkasse wirkt, leiten sie die Aufmerksamkeit der jungen Leser meist bloß auf die Bilder, und der Zweck wird theilweis verfehlt. Die Bilder dürfen aber auch nicht ganz fehlen; denn der Geschmack des Volks an guten Abbildungen soll gebildet, der Sinn dafür geweckt werden, wonach

¹ Seit dieser geschrieben wurde, sind an verschiedenen Orten Stimmen für Anlegung von Volks- und Jugend-Bibliotheken laut geworden, z. B. im Allg. Anz. der Deutschen 1839. No. 301. u. 309. findet sich S. 4238 ein Verzeichniß guter Schriften für „Dorfbibliotheken.“

sich von selbst das Wohlgefallen an Zerrbildern und Farben-
kleckereien verlieren wird. Es muß ferner gewissenhaft da-
rauf Rücksicht genommen werden, daß sich keine mysti-
schen Sachen von traktätischem Schrot und Korn einschlei-
hen; denn diese sind ein Gift für die Seele, ein Verderben
aller wahren Volksbildung, und es sollten zu ihrer gänzli-
chen Vertilgung, so wenig preiswürdig sie sind, wie ehemals
auf Sperlingsköpfe, Preise gesetzt werden. Aber ihre große
Verbreitung ist eine Aufforderung mehr an die den Tag
mehr als die Dämmerung liebenden Lehrer, gute Schriften
der Jugend in die Hände zu geben, ihren Wahrheitsinn zu
wecken, ihr Urtheil zu bilden und ihm eine gewisse Selbst-
ständigkeit zu geben, ihren Geschmack durch vernünftige
Lectüre zu veredeln. Ist dies geschehen, ist der Jugend ein-
mal der Sinn aufgethan für die Sonnenstrahlen der Wahrheit:
dann werden sie die Dämmerung der Abendvögel verschmä-
hen, so süßlich sie ihnen in wupperthälschen Fabrikaten und
barmner Missions-Berichten entgegentritt.

**Ist es wünschenswerth, besondere Seminare zur
Bildung von Stadt- und Land-Schullehrern zu grün-
den, oder die bestehenden in solche umzugestalten ?**

Von
K. F. W. Wander.

Es ist schon mehrmals davon die Rede gewesen, noch ein drittes evangel., Schullehrer- Seminar für die Provinz Schlesien ins Leben zu rufen, über dessen Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit hier nicht verhandelt werden soll, Dabei ward die Frage laut, ob es nicht wohlgethan sey, sobald noch eine neue Lehrerbildungs-Anstalt gegründet werde, ihr die besondere Aufgabe, Stadtschullehrer zu bilden, zu geben. Ich habe seit langer Zeit nichts mehr darüber vernommen, bis ich jetzt in dem v. Hippelschen Sendschreiben unter andern den Wunsch ausgesprochen finde, die Seminare für künftige Stadtschullehrer von den Landschullehrer-Seminaren zu trennen. Schon damals, als mich der Gedanke das erste Mal berührte, wollte ich ihn auf einige Stunden festhalten. Die Zeit gebrach, und er wurde zurückgedrängt. Es sey mir daher jetzt, da er mir aufs Neue begegnet, eine kurze Betrachtung desselben vergönnt, umso mehr, als die Frage zeitgemäß und. von entschiedener Wichtigkeit für unser Schulwesen ist. Ich brauche nicht zu bemerken, daß ich den Gegenstand durch meine Augen ansehe, wodurch die etwa abweichende Ansicht ihr Dasein gerechtfertigt finden

kann. Daß ich die Frage im Sinne des Fortschritts beantwortet werde, darf ich ebenfalls nicht erwähnen. Die Seminare zur Bildung für Volksschullehrer gehören zu den erst in der neuesten Zeit hervorgetretenen Anstalten. Die fortschreitende Bildung des Volks hat sie hervorgerufen. Wie es früher, in der Periode vor den Schullehrer-Seminaren, mit der Bildung der Volksschullehrer aussah, will ich hier nicht schildern. Es würde entweder einen hohen Grad von Unwissenheit, oder einen großen von Böswilligkeit voraussetzen, wenn man, nicht etwa bloß die Nothwendigkeit, sondern auch den Segen, den sie bereits gestiftet, nicht anerkennen wollte. Indem ich sie nun auch für die Lebens-Bedingung eines tüchtigen Volksschulwesens halte, kann ich doch nicht so weit gehen, zu erklären, daß sie bereits am Ziele ihrer Entwicklung angelangt wären, und daß es gar keinen Wunsch mehr für ihre zeitgemäße Fortbildung gäbe. Für einen wesentlichen Akt zur Hebung unseres Volksschulwesens betrachte ich nun – soll der Lehrer nämlich mehr als Abc-Einüber, soll er Volksbildner seyn – besondere Seminare für Stadt- und eigene für Landschullehrer.

Diese Ansicht mit einigen Worten zu unterstützen, will ich hier versuchen. Man glaube indeß nicht, daß ich blindlings dem Sendschreiben v. Hippel's nachsprechen werde, denn ich treffe fast nur in den Wunsche der Seminar-Trennung mit ihm zusammen und bin weit davon entfernt, mich zu der Ansicht zu bekennen, welche unsere Volksschullehrer von einer wahrhaft bemitleidenswerthen Seite auffassen und sie mit dem Maßstabe großherzoglich posenscher Schulmeisterlichkeit mißt. Ich bitte jedoch, gütigst beachten

zu wollen, daß ich bei dem, was ich gegen dasselbe bemerke, nur die Provinz Schlesien im Auge habe, und mir durchaus kein Urtheil über andere Provinzen hier erlaube, wenn auch in den meisten Fällen angenommen werden kann, daß das, was von unserer Provinz gilt, ebenso von jenen Geltung haben werde. Daß die Seminare auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt unter der unmittelbaren Aufsicht der Provinzial-Schulkollegien stehen, halte ich für sehr vortheilhaft, schon um der Einheit willen, die unserem Schulwesen so noththut. Es will mir nicht einleuchten, daß es dadurch gewinnen könnte, wenn die Seminare stakt von Einem Provinzial-Schulkollegium verwaltet zu werden und unmittelbar unter dem Ober-Präsidenten zu stehen, durch die verschiedenen Provinzial-Regierungen geleitet und beaufsichtigt würden. Um einen aktenmäßigen Beweis dafür zu führen, daß die jetzt bestehende Einrichtung Vorzüge vor der frühern habe, dazu gehen mir die Mittel ab. Soweit aber aus mündlichen Mittheilungen einen Schluß machen darf, will es mir seinen, als seyen die Seminare, so lange sie von Provinzial-Schulrätthen inspiciert werden, sichtlich fortgeschritten. So viel. ist gewiß, daß die Abgangsprüfungen jetzt ganz anderer Art sind, als sie früher waren, wo es vorkommen konnte, daß Einer oder der Andere der Abgehenden gar nicht bei der Prüfung zugegen war. Daß durch die Provinzial-Schulräthe der Geist der Vielwisserei in die Seminare (vgl. Sendschreiben S. 15) verpflanzt worden seyn sollte, weil sie rein theoretische hochgelehrte Doctoren oder Professoren seyen, scheint mir eben sowohl an sich unwahrschcinlih, als auch aller Erfahrung entgegen zu seyn.

Unter der Aufsicht eines Kollegiums, aus wissenschaftlich gebildeten Männern bestehend, kann wohl der Geist der Wissenschaftlichkeit, d. h. hier der Gründlichkeit, wissenschaftliches Streben, d. h. der Geist der Fortbildung, in einer Anstalt Wurzel schlagen, aber gewiß nie „Vielwisserei, Halbwisserei,“ obgleich ich nicht weiß, was das „Sendschreiben“ darunter verstanden wissen will, da auch das umfangreichste menschliche Wissen zuletzt kaum Halbwisserei ist. So viel leuchtet indeß aus der ganzen Darstellung (S. 15.) hervor, daß der Volksschullehrer und seine Bildung von der allerärmlichsten Seite aufgefaßt sind, noch wie es mir scheint, unter dem Unteroffiziers-Münzfuß von 1764, was schon die in neuerer Zeit in allen amtlichen Erlassen der Behörden außer Kurs gesetzte, vom Verf. des Sendschreibens ab wieder eingeführte Benennung „Dorfschulmeister“ beweist; welche dazu, wie mir es scheint, in der Regel noch so gebraucht wird, daß das Verächtliche und Wegwerfende schmerzlich hervortritt. Gott behüte jedes Land vor „Sendschreiben-Schulmeistern!“ Ihre Unwissenheit muß bodenlos seyn. Daß ein Seminar-Lehrer bei einer Seminaristen-Prüfung die Eintheilung Europa’s nah den Regierungsformen in das konstitutionelle und absolut-monarchische besprochen, wird gerügt. Was jeder Quintaner weiß, soll ein Volksschullehrer – doch diese Bezeichnung kennt das Sendschreiben nicht, sie hat nur „Schulmeister“ – nicht wissen. Naturkunde soll er nach S. 18 o viel besitzen, als dazu gehört, um die täglichen Naturerscheinungen zu erklären und den Hexen- und Aberglauben auszurotten. Es ist aber nicht bemerkt, wie viel dazu nöthig ist. So viel ist gewiß, Schulmeister – hier

paßt das Wort – solcher Art, werden keine Hexen vertreiben. Um solche Lehrer fürs Volk wird 1840 das preußische Kultus-Ministerium gebeten. Aber auch die äußere Form ist bestimmt. Einen Frack dürfen sie nicht tragen, obgleich schon die Oekonomie dies den Lehrern gebieten sollte. Der Schnitt des Rockes findet im Bauerrocke sein Vorbild; und so, wie die Bauern, soll auch der Lehrer sein Haar kämmen und schneiden. Ich bin begierig, ob für die Landgeistlichen auch solche Regeln laut werden dürften.

Um diese Zwecke zu erreichen, sollen die Schullehrer-Seminare unter die Aufsicht der Regierungen gestellt und aus den großen Städten entfernt werden, weil – wie das Sendschreiben S. 16 sagt, „ein Rudel¹ von 40 bis 80 Jünglingen“, welche „wissenschaftliche und feine Gesellschaftsbildung nicht zügelt, der sorgfältigsten Ueberwachung einer mit ganzer Aufsichtsmacht ausgerüsteten Behörde“ bedarf, die eine Kontrolle zu führen im Stande ist, welche die Ausdehnung großer Städte nicht zuläßt. Darum soll ferner eine Trennung der Seminare für Stadt- und Landschullehrer eintreten, damit die letztern ja nicht ein paar Wissensbrocken mehr aufschnappen, als nothwendig ist, um nur ebenso klug zu seyn oder so dumm wie die Bauern, deren Kindern sie das Abc einzubläuen haben. Eine erbauliche Ansicht, Dennoch stimme ich in den Wunsch des Sendschreibens, diese Trennung betreffend ein; aber nicht, weil ich das Rudel Seminaristen aus der großen Stadt wegbringen und unter andere Aufsicht, als die des Provinzial-Schul-Collegiums gestellt wissen will; nicht, weil ich dieselben, sie als Halbwilde

¹ Hunde, Schweine, Hirsche u. a. Wild!

betrachtend, wie Baugefangene behandeln, lassen will; nicht weil ich ihnen den städtischen Schnitt des Haares und Rockes nicht gönne – den hat ja der Landgeistliche, welcher dem Bauer ebenso nahe steht, wo nicht näher, auch –; nicht weil sie in der großen Stadt leicht eine Liebesverbindung eingehen können, da dies in der kleinen, wenn nicht leichter, wie ich unschwer beweisen könnte, doch eben so leicht ist; nicht – mit Einem Worte, nicht wegen der Einflüsse der großen Stadt und der strengern Beaufsichtigung – ich wünschte eher eine weniger strenge, wenigstens weniger knabenhafte, weil je strenger die Kontrolle, je schlechter die Menschen und auch die Lehrer – : sondern lediglich wegen der Sache, weil es das Interesse zeitgemäßer Volksbildung fordert. Also Seminare für Stadtschullehrer und Seminare für Landschullehrer. Nur glaube man ja nicht, daß es mir auch in die Seele kommen könnte, den letztern, wie das Sendschreiben durchblicken läßt, eine beschränktere Bildung zu geben, als den erstern. Nur wer abrichten und zuzutzen mit bilden verwechselt, kann in diesem Irrthum sich bewegen. Wer dem Geist der Kinder wecken soll, der kann selbst nicht gebildet genug seyn. Luther will für das kleinste Dreckdörflein einen gelehrten Schulmeister. Ich wünschte, wäre es möglich, jeder Schule einen Sokrates.² Der Dorfschullehrer soll und muß so gebildet seyn, wie der Stadtschullehrer; nur eine andere, seiner Stellung entsprechende, soll seine Bildung seyn.

² Diderot sagte ein tiefes Wort, als er fragte: Glaubt Ihr, Herr d'Alembert wäre zu gut, um Euklids Elemente zu lehren? (Mager, Pädag. Revue: Jul. 1840.)

Ist es wünschenswerth, besondere Seminare zur Bildung von Stadt- und Land-Schullehrern zu gründen, oder die bestehenden in solche umzugestalten ?

Von
K. F. W. Wander,
(Beschluß.)

Wir wenden uns zuerst zu dem Seminare für Stadt-Schullehrer. Das Leben der Stadt unterscheidet sich so mächtig von dem Berufsleben auf dem Dorfe, daß mir darüber jede nähere Auseinandersetzung erlassen seyn wird. Die Bürgerbildung der Zeit macht aber Ansprüche an unsere Stadtschulen, denen diese in ihrer gegenwärtigen Einrichtung selten genügen können. Daher entsprechen unsere Land schulen jetzt fast der zu lösenden Aufgabe eher, als die städtischen. Entweder ist in den Städten neben der Stadtschule noch ein Gymnasium oder nicht. Im ersten Falle werden eine Menge Schüler, sobald sie ein gewisses Alter erreicht haben, der Stadtschule entnommen und dem Gymnasium übergeben, auch, wenn sie nicht studieren sollen, durch wenig gewonnen wird. Die meisten Stadtschulen in der jetzigen Gestalt reichen nicht aus, um den Söhnen der Bürger die Bildung zu geben, die diese nicht allein zur Betreibung eines künftigen Berufs, sondern auch zur Verwaltung der städtischen Aemter bedürfen. Das Gymnasium aber, selbst wenn es sich in seinen untern Klassen in eine Realschule umbildete, kann zwei so auseinanderlaufente Zwecke, wie gelehrte und praktische Berufsbildung sind, nicht erreichen.

Darum sind die Eltern selbst in einer solchen Stadt in Verlegenheit, wohin sie ihre Söhne bringen sollen, wenn auch Stadtschule und Gymnasium am Orte sind, Jene reicht nicht aus, dieses entspricht dem Zwecke nicht. In Städten, die kein Gymnasium, sondern eine sogenannte lateinische Stadtschule besitzen, ist es, wie man mir vielleicht zugeben wird, nicht anders. Diese Schulen gehören einer früheren Zeit an, wo lateinische Brocken als die vorzüglichste Ingredienz jeder Bildungssuppe galten.

Wenn ich noch zu beweisen habe, daß dieser Zustand des Stadtschulwesens nicht der rechte, nicht bedürfniß entsprechend und befriedigend ist, für den will ich diese Zeilen nicht geschrieben haben. Ich sehe als erkannt voraus, daß die Bewegungen auf dem Gebiete des Handels und der Gewerbe einen Bildungsgrad von denjenigen, die ihnen folgen sollen, fordern, welcher die Grenzen unserer jetzigen Stadtschulorganisation überschreitet, was ich nicht als Tadel ausspreche. Unsere Stadtschulen sind Töchter ihrer Zeit; sie haben den Zuschnitt, das Gepräge derselben. Für diese waren sie ausreichend. Allein, die Mutter, die sie geboren, lebhaften Temperaments, ist ihnen auf ihren flüchtigen Sohlen davongeeilt. Liegt da der Wunsch nicht nahe, beide wieder in Einklang zu bringen? Aber wie? Kann es anders geschehen, als daß die obern Klassen der Stadtschulen, wo sie aufhören Elementar- und anfangen Volksschule zu seyn, das Gepräge von Realschulen erhalten? Jede Stadt bedarf, je nach ihrer Größe und dem Umfange, in denen Handel und Gewerbe getrieben werden, einer solchen Anstalt. Jede Stadtschule

muß in unsern Tagen von vorn herein, wenn sie die zeitgemäße Bildung künftiger Bürger anstrebt, Realschule seyn. Sollen aber die gegenwärtigen Stadtschulen allmählig diesem Ziele entgegengeführt werden, so bedarf es geeigneter Lehrer dazu. Wollte man jetzt plötzlich die allerdings sehr heilsame Reform mit den Stadtschulen vornehmen: wo würde man die Lehrer dazu hernehmen? Die gegenwärtigen Seminare können sie – und das ist kein Vorwurf, den ich ihnen auch nur leise machen wollte – nicht liefern. Das erlaubt schon die Vorbildung der jungen Leute, die sie aufnehmen müssen, nicht. Dennoch ist es so gewiß, wie das Leben in seinen Entwicklungen fortschreitet, daß der Umwandelungsschritt mit den Stadtschulen – schiebe man die Sache auch noch so lange hinaus – endlich gethan werden muß. Darum erscheint es als ein dringendes Bedürfniß, ein Seminar für Stadtschullehrer in der Provinz einzurichten, da es unmöglich ist, daß den Seminaren irgendwie eine Einrichtung gegeben werden kann, in welcher sie für Stadt und Land angemessene Lehrer liefern. Als Ansprüche, die man an ein Stadtschullehrer-Seminar machen kann, stell ich gutachtlich und unmaßgeblich etwa folgende hin. Es sey in der Provinzial-Hauptstadt, weil da alle Elemente für eine gründliche Lehrerbildung vorhanden sind. Es nehme nur solche Aspiranten auf, die einen vollständigen Kursus in einer Realschule durchgemacht, oder dieselben Kenntnisse besitzen, als wenn sie ihn auf einer solchen Anstalt durchgemacht hatten. Dieser Vorbildung muß nun in dreijährigem Kursus die Ausbildung entsprechen, in der Muttersprache, wie in der fremden Sprache, welche man außerdem zu lehren für

zweckmäßig hält, ferner und vorzugsweise in den Naturwissenschaften, in der Mathematik, in der Gewerbkunde, in Geographie und Geschichte. Daß die religiöse Ausbildung mit dieser Gründlichkeit im „Einklange stehen muß, halte ich fast für überflüssig zu bemerken, da es sich von selbst zu verstehen scheint. Daß ferner nur in einer großen Stadt, wo alle Bewerbe schwunghaft betrieben werden, wo Fabriken aller Art bestehen und Handelsleben herrscht, eine Bildungs-Anstalt für städtische Lehrer gedeihlich wirken kann, ist ebenso klar; denn der Zögling bekommt da ein Bild im Großen von dem, was in der kleinen Stadt nur im verjüngten Maßstabe besteht, oder gezeichnet werden soll, Es versteht sich also übrigens von selbst, daß der Seminarist nicht bloß auf den Schulbänken zu unterrichten ist, sondern überall unter Aufsicht und Anleitung seiner Lehrer selbst sehen und betrachten soll, damit er in der Stadt, die ihn als Lehrer erhält, in jeder Beziehung seine Stelle ausfülle, Gewerbsbildung anrege, hebe, erweitere. Er muß eine genaue Kenntniß von der Verfassung des Staates, dem er angehört, haben, damit er edlen Bürgersinn hervorrufe, bilde. Von den Lippen des Lehrers muß der Odem eines ächten Patriotismus wehen. Wie überhaupt die Vorbildung für alle Lehrer einer Reform sehnüchtig entgegensteht, so müßte freilich die der Zöglinge für die Stadtschullehrer bald eine ganz andere seyn. Machen sie den Kursus einer Realschule wie z. B. die in Breslau, so müßten sie nach der Confirmation. verpflichtet werden, täglich mindestens 1 – 2 Stunden in einer Stadtschule zu arbeiten, um sich im Unterrichten zu üben. „Den

Sachverständigen Ihres Ministeriums,“ sagt das Sendschreiben – und ich habe denselben Glauben – „wird es eine leichte Aufgabe seyn, die Einleitung für eine solche Einrichtung zu treffen. Selbst der Kostenpunkt wird kein bedeutendes Hinderniß abgeben können. Ueberdies ist in unserm Vaterlande wohl selten eine wahrhaft gute, oder nothwendige Einrichtung unterblieben aus Scheu vor Finanznoth.“ Freilich ist die erste Einrichtung die schwierigste, weil auch die Vorbildung fürs Seminar eine sehr kostspielige gegen die jetzige wird. Sind aber erst in den größern Städten der Provinz Realschulen vorhanden und haben in andern die Stadtschulen die zeitgemäße Umgestaltung erhalten, so wird die Vorbildung um Vieles erleichtert werden. Die meisten Schwierigkeiten werden freilich viele Stadt Kommunen machen, welche entweder vollkommen mit ihrem Schulwesen, wär? es auch noch so dürftig, zufrieden sind, oder zwar eine gute Schule wünschen, aber den Lehrern nur Hungergehälte aussetzen.

Ist nun einerseits dargethan, daß besondere Seminare für Stadtschullehrer Zeitbedürfniß sind, so ist damit gleichzeitig auch die Nothwendigkeit eigener Landschullehrer-Seminare begründet. Denn die Stadt – das bedarf keines weitem Beweises – hat andere Bildungsbedürfnisse, als das Land. Darum erscheint es mir angemessen, daß die Bildungsanstalten für Landschullehrer ihren Sitz in kleinen ackerbautreibenden Städten oder auf dem Lande haben, nicht um des Rokes, des Haares und gewisser erotischer Beziehungen und Verbindungen wegen, sondern weil der Landschullehrer, wie der städtische in seiner Weise, nicht bloß lehren soll in

der Schule, sondern weil er bildend und veredelnd auf die ganze Gemeinde einzuwirken die Aufgabe hat. Darum muß er auch mit Kenntnissen ausgestattet seyn, welche ihm dies möglich machen. Während der künftige Stadtschullehrer im Seminare vorzüglich Sprache, Realien und Mathematik treibt, wird der Zögling des Landschullehrer-Seminars mehr Gewicht auf Ausbildung in der Musik, auf Bodenkunde, Obstbaum- und Bienenzucht legen, damit er überall als der belebende Odem erscheint, welcher den oft starren Bauer für irgend einen Fortschritt bewegt. Ich betrachte die Volksschullehrer, wenn sie ihr Wirken nicht bloß auf die festgesetzten Schulstunden beschränken, als die wahren Apostel der Volksbildung. Sie können in jeder Gemeinde Vereine für Bienenzucht bilden; sie können es veranlassen, daß jeder Bauernweg in der Provinz mit Obstbäumen besetzt werde; sie können den Sinn für wohlthätige Verbesserungen werden; freilich allmählich, wobei sie große Schwierigkeiten zu überwinden haben werden. Aber wen Gott lieb hat, dem gibt er Berge zu übersteigen und Hemmnisse zu bewältigen. Dem moralischen Schwächling seht er solche Kost nicht vor.

Die allgemeine Bildung des Lehrers in der Stadt und auf dem Dorfe fällt mithin zusammen; aber sie geht in gewissen Punkten auseinander. Da man jedoch beide von dem einseitigen Standpunkte, als seyen sie bloß Elementarlehrer, aufgefaßt hat, während sie doch auch außerdem Volksschullehrer sind: so hat man durch die jetzigen Seminare, die eine große Zeitwohlthat, waren, auch genug für ihre Bildung zu thun geglaubt, Einst mochte die gegenwärtige Einrichtung genügen, Das Leben ist aber fortgeschritten. Der Elementar-

Lehrer kehrt die Elemente. Die Bildung, welche er gibt, ist keine abgeschlossene, vollendete, sondern eben nur das Fundament für ein Gebäude, das anderweitig aufgeführt wird. Anders der Volksschullehrer. Er hat den Beruf, denen, die nach der Konfirmation sogleich ins öffentliche Leben übergehen, die volle Bildung zu ertheilen, die für sie, je nachdem ihr Wirken der Stadt oder dem Lande angehört, Bedürfniß ist. Da nun diese Bedürfnisse verschieden sind, so liegt es in der Natur der Sache, das auch die Bildung derer, welche sie befriedigen sollen, ihnen entsprechen muß. Die Bildung des Landmanns in gehöriger Weise ist so wichtig, wie die des Städters in seiner. Sie muß wie alle Bildung eine gründliche seyn, weil nur eine solche gegen Verirrungen und Auswüchse Gewähr leistet. Darum ist aber auch die Heranbildung der Landschullehrer von derselben Wichtigkeit, wie die der Lehrer für die Stadt, so wenig Gewicht das Sendschreiben v. Hippel's auf dieselbe zu legen scheint.

Wenn ich auch weit entfernt davon bin, zu glauben, daß meine Einzelansicht in jedem Punkte das Rechte getroffen haben sollte, so glaub' ich doch, ohne auf den Boden der Anmaßung zu treten, daß in der Hauptsache alle Sachverständigen mit mir einverstanden seyn werden. Veranlaßten meine Worte eine Besprechung dieser wichtigen pädagogischen Frage, und würde dadurch für unser Schulwesen ein wohlthätiger Fortschritt angeregt, so würde ich die Stunden, welche ich der Betrachtung des Gegenstandes gewidmet habe, für besonders wohl angewandte und gesegnete halten.,

Was ist von den Klagen über vermeintlich zu große Oeffentlichkeit auf dem Gebiet des schlesischen Volksschulwesens zu halten ?

Von
K. F. W. Wander.

Da die Volksschule eine Anstalt im Staate ist, deren bedeutender Einfluß als bekannt vorausgesetzt werden kann, so darf es nicht befremden, wenn sie auch von sehr Vielen angesehen wird und Jeder auf ihrem Gebiet Uebelstände zu entdecken glaubt, von deren Wegräumung er besonderes Hell erwartet. Es ist unter diesen Umständen ohne mein Bemerkten klar, daß die Volksschule bald dies, bald jenes seyn, bald dazu, bald zu etwas Anderm dienen soll. Jeder sieht sie von seinem Standpunkte an und oft sogar nicht mit dem freien, klaren und unbefangnen Naturauge, sondern mit seiner trüben Brille, wodurch das Schulwesen grün und blau angelaufen erscheint, Wer gern Honigschnitten ißt, dem soll die Volksschule Bienenzucht treiben. Dem Einen soll sie drechseln, dem Andern Obst pflanzen, einem Dritten Seide spinnen, einem Vierten erscheint sie als ein Anti-Branntwein-Institut, einem Fünften als ein Zuchthaus zur Verbesserung verdorbener Kinder. Den Gelehrten ist ihr Treiben zu oberflächlich, den Unwissenden zu gründlich, Wer zählt die Wünsche, die auf diesem Gebiet laut geworden sind! Wer

sammelt die Klagen, welche gegen wirklich bestehende oder bloß eingebildete Uebelstände gerichtet worden sind! Unter allen den letztern dürfte wohl aber keine an Seltsamkeit vor der kürzlich erhobenen übertroffen werden, daß „in unsern Tagen die Oeffentlichkeit des Volksschulwesens fast bis aufs Aeüßerste getrieben und daß dies ein unerfreuliches Zeichen der Zeit sey, Man soll sich von dieser vermeintlichen Oeffentlichkeit eine Menge Besorgnisse aufbürden lassen, welche das ohnehin belastete pädagogische Publikum vollends erdrücken müssen. Der Wunsch, zu wissen, was an der neuen Klage sey, mußte mich daher sehr leicht zu einer nähern Betrachtung führen. Da die Seufzer aber in Schlesien laut geworden sind, so glaub‘ wohl nicht mit Unrecht anzunehmen, daß sie sich zunächst und vielleicht nur auf unsere Provinz beziehen, und es wird als angemessen erscheinen, wenn ich zur Beleuchtung ein schlesisches Provinzial-Organ wähle. Die oben aufgestellte Frage wird ihre Erledigung finden, wenn ich zunächst 1) untersuche, wie es mi der Oeffentlichkeit auf dem Gebiet des Volksschulwesens bei uns stehe, namentlich, ob sie fast aufs Aeüßerste getrieben sey; worauf sich sodann 2) das Nöthige über die Besorgnisse, die in dieser Beziehung von Einzelnen gehegt werden, ergeben wird.

Was den ersten Punkt betrifft, so wird gern zugegeben, daß seit einem Jahrhundert öffentlich von den Volksschulen die Rede gewesen ist. Man hat über ihre Aufgabe und Einrichtung, über Lehrerbildung, Methode etc. verhandelt, Mißbräuche besprochen und ihre Wegräumung angeregt. Es dürfte aber kaum geläugnet werden können, daß dies von

sehr wohlthätigem Einfluß auf die Förderung des Schulewesens gewesen ist. Die Schulen der Gegenwart sind öffentliche Anstalten; ob Staats- oder Gemeinde-Institute bleibt sich hier gleich; warum sollte sie nicht Gegenstand öffentlicher Besprechung seyn? Die Oeffentlichkeit überschreitet nur dann ihre Gränze, wenn sie Privat-Angelegenheiten vor ihr Forum zieht, oder wenn sie der Lüge, der Heuchelei dient. Vor den Richterstuhl der Oeffentlichkeit gehört daher ebenso gut die kleinste Schule, die an irgend einer Gebirgswand hängt, wie das Lehrer-Seminar und die Universität. Und wenn die Publicität ihre Rede nicht immer aus Palästina's Milch- und Honigbächen schöpft, sondern auch zuweilen aus dem schlesischen Salzbrunn und dem Saidschützer Bitterwasser: so würde man Unrecht thun, sie deshalb zu tadeln, da beides für Brust und Unterleib des Schulorganismus sehr heilsam ist. Eine Oeffentlichkeit, von der Niemand etwas weiß, ist dem Sinne nah ein Unding.

Wer unbefangen und vorurtheilsfrei den schlesischen Schulboden durchwandelt, wird gewiß nicht veranlaßt werden, über zu große Oeffentlichkeit zu klagen, oder gar von einer aufs Aeüßerste getriebenen zu seufzen. Schlesien mag vielleicht gegen 2500 Volksschullehrer haben, man untersucht: ob auch nur 1 % an öffentlichen pädagogischen Verhandlungen Antheil nimmt? Man zähle die pädagogischen oder auch alle andern schriftlichen Arbeiten ohne Ausnahme zusammen, und dividire durch 2500, um zu sehen, wie viel Oeffentlichkeit auf einen schlesischen Lehrer kommt. Worüber haben sie geschrieben? Wie viel pädagogische Schrif-

ten verfassen sie jährlich? Welche Schulen finden wir in unsern Zeitschriften geschildert? Oder gehört es mit zur Oeffentlichkeit, wenn ein Lehrer seine Verlobung, die Entbindung seiner Frau, oder den Tod eines Kindes anzeigt? Wenn ein Licitations-Termin für den Neubau eines Schulhauses ausgeschrieben wird? Wenn ein Bericht über eine Anstalt in irgend einer Zeitschrift erscheint? Warum erklärt man sich nicht näher, damit die Censur alle Oeffentlichkeit auf dem pädagogischen Gebiete wegstreichen kann! Die Welt ist groß, und es gibt sogar in Noah's Kasten eine Menge Dinge, über die man schreiben kann und die keine Volksschulen berühren. Doch ich will die aufs Aeüßerste getriebene Oeffentlichkeit des schlesischen Volksschulwesens durch Thatsachen ins rechte Licht stellen, selbst wenn ich neuen Grund zur Klage liefern sollte.

In dem Jahrhundert von 1740 – 1840 sind, in Deutschland etwa 140 pädagogische Zeitschriften erschienen, wovon auf Schlesien, dem Bevölkerungs-Verhältniß nach, wenigstens 14 kommen könnten. Ich finde deren aber nur sechs. Während Sachsen schon 1741 – durch die Bidermannschen Acta scholastica – die pädagogischen Journale eröffnete und allmählich die meisten deutschen Länder nachfolgten, sehen wir Schlesien erst 1814 durch seinen Schulrath a. d. Oder auf dem Gebiet der Oeffentlichkeit erscheinen; und man kann sicher den schlesischen Lehrern den Vorwurf nicht machen, nach 74jähriger passiver Theilnahme ihre Activität an den öffentlichen Verhandlungen übereilt zu haben. Der 1825 von Gürtler, Peschel und Hinke in Goldberg angekündigte „Schlesische Schulbote,“ der in

Vierteljahres-Heften erscheinen sollte, trat nicht einmal ins Leben; ich kann ihn also, wenn nicht schon die Idee einer solchen Oeffentlichkeit verdächtigt, nicht mitzählen. Die pädagogische Musik-Zeitschrift, „Eutonia“ von Hientzsch trat 1828 hervor; ihr folgten 1829 Schade's Mittheilungen aus den Konferenz-Arbeiten evangel, Elementarlehrer, und 1831 der „Schulbote“ von Handel und Scholz, dem sich 1833 das Wochenblatt von Hientzsch anschloß, bis endlich 1839 der „katholische Jugendbildner“ erschien. Das ist, abgesehen von amtlichen Bekanntmachungen, Familienanzeigen und spärlichen Berichten in den meisten nicht pädagog. Zeitschriften, die ganze pädagogische Oeffentlichkeit Schlesiens. Sieht man auf die Dauer der 6 pädagogischen Sprechsäle, so kommt auf einen durchschnittlich in dem Zeitraume von 1814 – 41 höchstens $4\frac{3}{4}$ Jahr, was auf keine ausgezeichnete pädagogische Gesundheit schließen läßt. Sehen wir, wie oft mehr als ein pädagogisches Journal gleichzeitig bestanden : so finden wir, daß der Fall nur ein einziges Mal und zwar 1833 – 35 vorgekommen ist, als noch neben dem Handel-Scholz'schen Schulboten das Hienz'sche Wochenblatt erschien. Wollte man daraus das große Interesse für Oeffentlichkeit erweisen: so würde ich die Verleger der beiden Zeitschriften, welche den Pulsschlag ihres Blüthelebens gekannt, als Gegenzeugen aufrufen, und sie würden mit schmerzlicher Miene ihre Autssage in die Schale meiner Behauptungen werfen. Schon nach dreijährigem siechem Leben starb das „Wochenblatt nicht an der Oeffentlichkeit, sondern am Mangel derselben. Verfolgen wir unsere Betrachtung weiter, indem wir fragen, wer die bestandenen

schlesischen Volksschulorgane gespeiset habe, oder noch speise, und ob etwa dadurch die schlesische Lehrerwelt in den übeln Geruch zu großer Oeffentlichkeit und den schriftstellerischer Verirrungen gekommen sey, daß sie in Zeitschriften zu reichlich Beiträge geliefert habe: so ergibt sich aus den Journalen, daß immer nur einzelne, leider sehr wenige, Lehrer mitgearbeitet haben, während andere deutsche Länder längst ihre eigenen, von den Schullehrern bearbeiteten und redigierten Zeitschriften haben. Es ergibt sich ferner, daß alle diese Blätter, da sie fast nur Aufsätze über Erziehung, Unterricht, Methode u. dgl. enthalten, gar keine Oeffentlichkeit haben, die sich mit Besprechung von Uebelständen schlesischer Schulen befassen, weshalb man auch, sobald man Schulnotizen über die Provinz Schlesien bedarf, fast nie ein schles. Journal aufschlagen darf, weil wenig darin steht, und weshalb man genöthigt ist, gewöhnlich zu einer Zeitschrift, die am Rhein, oder zu Berlin herauskommt, seine Zuflucht zu nehmen. Daher allein kommt es auch, daß ein bei uns öffentlich genannter Name eines Lehrers, geschieht es nicht im Amtsblatt oder in einer Verlobungs-Anzeige, so selten ist, wie ein weißer Sperling in der Natur, und daß noch Viele eine solche Scheu haben, ihren Namen unter einen Aufsatz in einem öffentlichen Blatte zu schreiben. Ich sage dies nicht, um anzuklagen, sondern um zu klagen und den Lehrerstand gegen eine Anklage zu rechtfertigen. Ich gebe gern zu, daß die Oeffentlichkeit überhaupt, wo sie nämlich besteht, wie die des Volksschulwesens insbesondere, für Manche ihre Unannehmlichkeit haben mag: allein,

wenn Jemand bei uns nach dem, was eben über die in unserer Provinz auf dem Felde der Pädagogik herrschende Oeffentlichkeit gesagt worden ist, den Seufzer laut werden läßt, sie sey aufs Aeüßerste getrieben, so weiß ich nicht, wofür ich dies erklären soll. Gibt es auch Einzelne, welche ein ganzes Jahr Geburtswehen haben, ehe sie einen Bogen kümmerlich zur Welt bringen: so können diese doch weder für tausend Andere, noch weniger für die Forderungen der Zeit ein Maßstab seyn.

Ich komme noch einmal auf die schlesischen pädagogischen Zeitschriften zurück. Der Schulrath an der Oder hat sieben Jahre bestanden. Wer hat ihn bearbeitet? Wie viel Volksschullehrer haben mitgewirkt? Wie viel Zeilen kamen auf einen derselben jährlich? Als er 1821 schloß, hatte die pädagogische Oeffentlichkeit keinen Athem mehr, und sie mußte sich 4 Jahr erholen, um in Goldberg einen „Schulboten“ anzukündigen. Abermalige Pause von 3 Jahren, da erschien 1828 die „Eutonia,“ wenn ich sie mit hierher rechne, da ja die Töne auch öffentlich sind. Die Hefte erschienen immer langsamer, mit dem ersten Hefte des 10ten Bandes schloß sie ein. Ein sehr glücklicher Gedanke des P. Schade zu Saabor war es, die vorzüglichsten Arbeiten aus den schlesischen Lehrervereinen in einer Zeitschrift niederzulegen; und seine „Mittheilungen: (Liegnitz bei Kuhlmei) wurden eröffnet. Ihr Geburtsjahr war ihr Todesjahr. Daß der Hang nach Oeffentlichkeit nicht aufs Aeüßerste getrieben war, werden Herausgeber und Verleger mit gutem Gewissen bezeugen können, Das dreijährige Wochenblatt von Hientzsch

wird beistimmen, und die eben jetzt noch bestehenden Zeitschriften „der Schulbote“ (11 Jahr) und der katholische Jugendbildner (ins 3te Jahr) werden nicht gegen mich zeugen. Dies nun, um zu zeigen, daß, selbst wenn man alle Notizen aus den andern Provinzial- und selbst Lokal-Blättern zusammenklaubt, gar kein Höhenpunkt der Oeffentlichkeit, wie man ihn wünschen muß, herauskommt, viel weniger, daß sie einen bedrohlichen Grad erreicht hätte, Damit glaub‘ ich gezeigt zu haben, daß eine Klage darüber ein Gespenst verfolgt.

Schlesische Provinzialblätter
1842, Band 115, S. 24

Was ist von den Klagen über vermeintlich zu große Oeffentlichkeit auf dem Gebiet des schlesischen Volksschulwesens zu halten ?

Von
K. F. W. Wander.
(Beschluß.)

Ein Anderes ist es aber, zu untersuchen, ob wirklich aus einer innerhalb der Schranken der zur Zeit noch bestehenden Censur sich bewegenden Oeffentlichkeit Nachteile, namentlich solche, wie man sie uns als Schreckbilder vorgeführt hat, zu befürchten sind. Ich meinerseits muß sie unbe-

dingt leugnen, weil ich in der Oeffentlichkeit nur Heil erblicke, auch für das Schulwesen. Ich würde, müßte es nicht aus andern überwiegenden Gründen ausbleiben, meine Unterrichtsstunden auf einem Berge geben, um nur noch mehr Oeffentlichkeit zu haben. Daß ein Zuviel in Betreff dieses Punktes nicht vorhanden ist, habe ich gezeigt; ich kann im Gegentheil nur die Klage aussprechen, daß wir noch zu wenig Oeffentlichkeit auf dem Gebiet des Volksschulwesens haben, daß es noch gar zu sehr am Sinne dafür unter den Lehrern fehlt, weshalb ich mir den Wunsch erlaube: sie möchten, um die Oeffentlichkeit zur Wahrheit zu machen, ein eigenes Organ für Besprechung aller Volksschul-Angelegenheiten gründen und es durch die regste Theilnahme speisen und halten. Dies würde auf die Bildung der Lehrer, da sie selbst es {riegen und kein Fortbildungsmittel mehr bildende Elemente in si trägt, als die Durchdenkung eines Stoffes für schriftliche Besprechung, von ebenso großem Einflusse seyn, als wenn sie noch, aus dem ersten Seminar entlassen, in ein zweites höheres gingen, um einen neuen Kursus zu machen. Daß man dies jetzt noch von vielen Seiten leugnen wird, bezweifle ich so wenig, als daß es dessen ungeachtet über lang oder kurz als eine Nothwendigkeit erkannt werden wird.

Es liegt nun noch in meiner Aufgabe, der Besorgnisse zu gedenken, welche aus einer Uebertreibung der Oeffentlichkeit hervorgehen. Ich bin darauf einzugehen genöthigt, so überflüssig es mix erscheint, weil die Oeffentlichkeit ihre Schranken hat, die sie ungestraft nicht überschreiten darf.

Der Oeffentlichkeit auf dem Gebiet des Schulwesens gehören alle öffentlichen Schulanstalten, versteht sich auch Privatschulen, da sie fürs Leben bilden; ausgeschlossen bleiben Privat-Angelegenheiten, die mir auf dem pädagogischen Publicitäts-Felde auch noch nicht begegnet sind. Daß die Besprechung in den Gränzen der Wahrheit und des Anstandes erfolgt, versteht sich unter Gebildeten, wäre es auch nicht, wie es zur Genüge der Fall ist, von Gesetzen bedingt, von selbst. Wo ist nun Uebertreibung möglich? Kann etwas öffentlicher, als öffentlich sein? Man sagt, die Oeffentlichkeit – hier immer auf dem Gebiet des Volksschulwesens – nähre die Eitelkeit, weil das Streben, seinen Namen öffentlich lobend erwähnt zu finden, zu schauspielartigen Bestrebungen verleite. Tod allen Schauspielen auf dem Schulboden! das ist mein Wunsch; allein, daß sie in der Publicität Nahrung finden solten, sehe ich nicht ein, höchstens in einer beschränkten, die nur erlaubt, zu loben, aber jeden Tadel verbietet. Ein berufstreuer Lehrer wird sicher nicht eitel werden, wenn sein Name öffentlich genannt wird, und wenn solche Erscheinungen sich kund geben, sollten, so könnte es wiederum nur aus einer beschränkten Publicität herrühren, wo eine Namennennung als etwas sehr Ungewöhnliches erscheint. Der Mann von Grundsätzen wird weder durch öffentlich ihm gespendetes Lob stolz und eitel, noch läßt er sich durch Tadel – weder durch gerechten noch ungerechten – entmuthigen und niederbeugen. Er prüft sich und geht dann ruhig mit den Resultaten der Prüfung seinen Weg, Zu den Giftfrüchten übertriebener Oeffentlichkeit soll ferner die Eifersucht unter den Lehrern gehören. Lehrer, die sich

durch Namennennung eitel und eifersüchtig machen lassen, sind nicht die rechten, Wer ihnen solche Verirrungen Schuld gibt, stellt sie sehr tief. Ich weiß nicht, ob die Mehrzahl meiner Standesgenossen so steht, würde es aber bedauern und dann die Seminare bitten: „Gebt dem Lande Männer von edleren Gesinnung!“ Ich glaube vielmehr, daß durch die Publicität ein edler Wetteifer unter ihnen, der allerdings noch zu fehlen scheint, erregt werden würde, was ich für einen großen Segen halte. Aus der Eifersucht soll die Hyder der Zanksucht hervorgehen. Es ist wahr, daß es nirgends ruhiger zugeht, als auf einem Kirchhofe; ebenso, daß, wenn die Lehrer einer Provinz in einem süßen Opiumschlafe liegen, keine Zwietracht unter ihnen herrscht; es findet weder Rede, noch Gegenrede statt.

„Mirx gefällt aber ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben;
Denn müßige Ruh‘ ist das Grab des Muths.“

So hat man fortgefahren, der Oeffentlichkeit eine Menge Sünden aufzubinden, an denen sie ganz unschuldig ist. Schließlichs sei es erlaubt, den Lesern mitzutheilen, was statt der gegenwärtigen übertriebenen Oeffentlichkeit unter einer geregelten verstanden wird. Dies: „Sie führt die Angelegenheiten der Volksschulen und deren Lehrer nicht dem Publikum in öffentlichen Blättern, am allerwenigsten in nicht pädagogischen vor, sondern bringt sie nur zur Kunde derer, welche amtlich um die Schule wissen wollen, oder die als Eltern und Angehörige der Jugend bei deren Bildung betheilig sind.“ Damit meint man, „vertrügen sich úbrigens recht

wohl statistische Nachrichten in öffentlichen Blättern, welche über das Lehrer-Personal, die Frequenz, die Lokalien, die Fonds etc. dem größern Publikum gegeben werden können,“ das sind Wünsche von 1841, das ist der Geist des 19. Jahrhunderts, in dessen Mitte. Das ist Achtung vor dem Volke, welches das größere Publikum ist und das sich um die Stätten, in denen die jungen Geschlechter gebildet werden, nicht zu bekümmern, oder davon nichts zu wissen braucht.

Mag die Oeffentlichkeit eine oder die andere Schattenseite haben, was ich nicht in Abrede stellen will; allein ihr Segen ist so Überwiegend, daß ich ihn bloß deshalb hier nicht schildere, weil ich mich einmal dazu für viel zu ohnmächtig fühle, weil es ferner schon so siegend geschehen ist, daß nur Einzelne nicht davon berührt worden sind. Die segensreiche Oeffentlichkeit verträgt sich sehr wohl mit dem stillen geräuschlosen Wirken. Dessen wollen wir uns bestreben und jene nicht aufgeben. Denn nur durch die größte Oeffentlichkeit innerhalb der gesetzlichen Linien kann das Interesse des Publikums an seinem Schulwesen nicht nur erhalten, sondern, was sehr Noth thut, erhöht werden; nur durch die kann ein edler Wetteifer unter den Lehrern erregt, durch sie können wohlthätige Reformen hervorgerufen, Mißbräuche abgestellt, oder Behufs der Abstellung zur Kenntniß der Behörden gebracht werden, für welche die Publicität ein bewaffnetes Auge, ein geschärftes Ohr, ein verlängerter Arm ist; nur durch sie ist es möglich, manches Treiben ans Tageslicht zu ziehen, was allen Conferenzprotokollen, allen Personal-Charakteristiken, allen Schulrevisionsreisen ent-

geht. Die Stimme der Oeffentlichkeit kann, da sie ein menschliches Organ hat, irren; aber sie kann auf der Stelle berichtigt werden, was mit Schul-Akten, die in den Regierungs-Registraturen liegen, leider nicht immer möglich ist. Selbst die Wahrheit im Verborgenen ist nur eine gefährliche Waffe mehr für die Lüge. Wer über die Oeffentlichkeit auf dem pädagogischen Felde den Stab bricht, der schneidet dem Schulleben eine der wichtigsten Lebensnerve ab. Darum ersehne ich die Emancipation des Runkelrübenzuckers, um mehr Zucker in meinen Thee thun zu können. Schulen ohne Oeffentlichkeit – denn die oben als gefahrlos definirte ist nur ein ausgetauschter Wechselbalg – sind nichts, als Pflanzen ohne Sonnenlicht, die bei aller mit dem Thermometer in der Hand abgemessenen Kunstwärme, bei sorgfältig zugetheilten Luft- und Wasserportionen, farblos und, wenn's Trauben und Beeren sind, – sauer bleiben. Die Oeffentlichkeit wirkt nur da gefährlich, wo man sie hemmt. Und, wer von ihr Gefahren befürchtet, – sagt Jean Paul – gleicht Denen, die besorgen, der Blitz schlage ins Haus, weil es Fenster hat, da er doch nie durch diese, sondern nur durch deren Bleieinfassungen fährt, oder an der Rauchwolke des Schornsteins herab. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerspruch verwirrt macht, der gehe nicht, denke nicht, lege sich in sein Bett und schließe die Augen.

Gute Nacht!

Ueber die Klagen, daß die Leistungen der Volksschulen für sie gebrachten Opfer nicht entsprechen.

Von
K. F. W. Wander.

„Statt, daß ihr stets an fremden Mauern flickt,
baut aus euch selber auf den ganzen Tempel?

Fr. v. Sallet.

Es ist eine lange Reihe von Jahren Mode gewesen, unser Volksschulwesen bis in den Himmel zu erheben; im Lande und außer dem Lande. Nun fängt man an, es von dieser oder jener Seite her in Schatten zu stellen, wohl gar anzuklagen. Dies ist denn unter andern auch in dies. Bl. (114. Bd, S. 302, 413) geschehen, wo die Frage aufgestellt und beantwortet wird: „Warum ist wohl im Volksschulwesen der letztverflossenen Jahrzehende bei den vielen und großen darauf verwandten Mitteln verhältnißmäßig so wenig im Ganzen ausgerichtet worden?“ Diese Frage enthält eine indirecte Anklage gegen die Volksschule; direct wird sie in der Beantwortung ausgesprochen. Die Wirksamkeit einer öffentlichen Anstalt zu beleuchten, ist jeder dazu Befähigte berechtigt, Namentlich liegt es nahe, die Leistungen der Volksschule, über die so viel gesprochen und geschrieben wird, ins Auge zu fassen; denn sie ist eine Anstalt vom allgemeinsten Interesse. Dabei kann es freilich nicht fehlen, daß sie zuweilen

schief und ungerecht beurtheilt wird. Es thut daher Noth, die laut gewordenen Klagen und Anklagen unparteiisch zu betrachten, um zu sehen, ob der Grund dazu wirklich in der Volksschule liegt, oder ob manche Erscheinungen, die man auf ihre Rechnung bringt, andere Quellen haben und nur mit der Wirksamkeit der Volksschule zusammentreffen, ohne deshalb in einem Causalverhältniß mit ihr zu stehen. Man glaube dabei aber nicht, daß ich dieselbe gegen ihre begangenen Fehler in Schutz nehmen, oder ihre etwaigen Schwächen läugnen werde; im Gegentheil bekenn' ich, wenn auch schmerzlich berührt, daß auf dem Gebiet des Volksschulwesens nicht Alles so ist, wie es sein könnte, daß sich Uebelstände vorfinden, die wohl hätten beseitigt werden können, Es sind dies jedoch, wenigstens in der Mehrzahl solche, über die weniger geklagt wird, weil man sie wenig oder gar nicht beachtet, während man lieber den Grund zu den angeblich geringen Leistungen in Dingen sucht, welche mehr oder weniger der Volksschule gar nicht zur Last fallen.

Die meisten Klagen entspringen aus Einer Quelle, – aus der ganz falschen Auffassung der Volksschule. Sie wird in der Regel nur als das Recept eines Wunderdoctors betrachtet zu einem Universalmittel gegen allerlei Uebel, oder für verschiedene nützliche Zwecke. Wenn sie nun das Fluchen und Verleumden, das Spielen und Branntweintrinken; wenn sie weder das Betteln und Stehlen, noch die unehelichen Geburten, nicht den Selbstmord und die Unkirchlichkeit, wie hundert andere Uebel aufhebt oder beseitigt hat: so sagt man, sie sei ohne Wirkung und vergelte die für sie gebrachten Opfer nicht. Was würde man aber von einem Gärtner sagen, der

einen Apfelbaum pflanzte und, wenn er nach zehn Jahren käme, Früchte zu sammeln, zu klagen begänne: Der Baum taugt nichts, er ist des Bodens nicht werth, wo er steht; er vergilt die Mühe nicht, die er kostet, denn er trägt weder Pflaumen, noch Rosinen, weder Birnen, noch Zitronen. Ist es etwa des Apfelbaumes Schuld, daß der Gärtner unbefriedigt bleibt? Nur dann hätte er ein Recht zu klagen, wenn er vergeblich Jahr für Jahr Aepfel suchte. Selbst über die schlechte Sorte dürfte er nicht klagen; die Klage würde sonst auf ihn zurückfallen als eine Anklage; warum hat er kein edleres Stämmchen hingepflanzt! – Sollte es etwa mit der Volksschule anders sein? Kann sie dafür, daß man sich Früchte von ihr versprochen, die sie ihrer Natur nach nicht tragen kann? Ist es ihre Schuld, daß manche Pädagogen und Theologen in die Welt hinaus schreien, sie sei ein Mittel gegen alle Uebel? Ist deshalb ein Arzneimittel gar nichts wert, weil es nicht wider alle Krankheiten hilft? Und verdient darum die Volksschule die ihr gemachten Vorwürfe, weil sie die tausenderlei Ansprüche und Forderungen, die man an sie gemacht und die sich nicht selten geradezu widersprechen, nicht alle erfüllt hat? Nur dann würde man ein Recht zu klagen haben, wenn sie ihre wahre Aufgabe nicht gelöst hätte. Welche ist aber diese? Wohl nur diese, die geistigen Kräfte der ihr anvertrauten Jugend bis auf einen gewissen Punkt zu entwickeln und ihre Schüler mit den Kenntnissen auszurüsten, welche zur Zeit für ein Bedürfniß im praktischen Leben erachtet werden, denn sie ist Schule und nicht Erziehungshaus. Es ist mir nicht unbekannt, daß man sie dazu hat machen wollen; aber ich bin auch ebenso sehr davon überzeugt,

daß sie dies nicht sein kann, als es viele Eltern wünschen mögen, daß sie es wäre, damit sie die Last der Kindererziehung für die paar Pfennige Schulgeld dem Lehrer vollends aufbürden könnten, um dadurch der wichtigsten Elternpflichten quitt zu werden. Wer erziehen soll, der muß die Zöglinge ganz unter seiner Leitung haben. Die Volksschule hat ihre Schüler durchschnittlich während der achtjährigen Schulzeit, alle Sonn- und Festtage ebenso, wie wochenlange Ferien abgerechnet, täglich 4 Stunden, d. i. $\frac{1}{6}$ des Tages; $\frac{5}{6}$ dagegen stehen sie unter anderem Einflusse, Die Lehrer müßten im Besitze von Zaubermitteln sein, wenn sie binnen 4 Stunden eine Gewalt auf die Schüler ausüben sollten, welche nicht nur im Stande wäre, alle, den Zweck der Erziehung störenden, den Gang der Bildung hemmenden Einflüsse abzuwehren, sondern auch die Wirkung der Schule wurzeln zu machen.

Wenn nun auch die Schule durchaus nicht als Erziehungs-Anstalt im eigentlichen Sinne wirken kann, so darf ihr doch nicht jede erziehende Kraft abgesprochen werden. Der Lehrer soll seinen Unterricht erziehend ertheilen, er soll erziehend wirken; aber Erzieher im strengen Sinne wird er dadurch nicht; er bleibt Lehrer, Unterricht ist ihm die Hauptsache. Liegt ihm auch alles daran, daß der Unterricht, den er ertheilt, einmal im Leben die beste Anwendung finde: so wird es ihm doch unmöglich, zu verhüten, daß eine erlernte Religionswahrheit oder ein Bibelspruch gar nicht angewandt werde, oder eine ganz verkehrte Unwendung finden er wird es nicht hindern können, daß der Verstand, den er

geweckt, auf eine strafbare Weise gebraucht, daß das Rechnen, welches er gelehrt, zu Betrügereien benützt, die Geschicklichkeit im Schreiben und Zeichnen zu Verbrechen gemißbraucht werde. Es ist geschehen, Man hat der Schule Schuld gegeben. Mit Recht? Ist der Schleifer Schuld, wenn sich Jemand mit dem scharfen Messer in den Hals schneidet? Der Schlosser, wenn sein Lehrling einst Diebesschlüssel macht. Der Seiler, wenn einer sich erwürgt? Es ist wahr, ein schlechter Mensch, mit Kenntnissen ausgestattet, ist gefährlicher, als ein anderer ohne dieselben; aber sollen deshalb hundert andere unwissend und dumm bleiben, weil Einzelne einen Mißbrauch mit der erworbenen Bildung treiben können? Dann muß man jedes Geschäft schließen, jede Thätigkeit untersagen, weil hier ein Dampfkessel springen, dort Jemand an einem Bissen Brot ersticken kann. Hat man von der Volksschule erwartet, daß sie die schlechten Menschen wegschaffen soll, so hat man etwas von ihr verlangt, was gegen alle Vernunft und Erfahrung streitet. Wäre ein moralischer oder religiöser Einfluß solcher Wirkungen fähig, so müßte es schon lange vor der Zeit, in welche die Reform des Volksschulwesens fällt, gar keine schlechte Menschen mehr gegeben haben, weil die Kirche schon beinahe zwei Jahrtausende gewirkt hat. Ich läugne ihn, wie ihn die Erfahrung geläugnet hat. Wenn aber auch die Schule solchen Ungemessenen Ansprüchen nicht genügen kann, so hört sie deshalb nicht auf eine Wohlthat für das menschliche Geschlecht zu sein; denn Uebung des Verstandes und Bereicherung an Kenntnissen – „Kenntniß ist Macht“ – erhöhen des Menschen Kraft. Erziehung und Gewöhnung zum Guten muß

man aber nicht von ihr allein fordern; das ist vielmehr die Hauptaufgabe des Hauses, deren Lösung sie zwar fördern kann und soll, die man ihr aber nicht allein aufbürden darf, um sie dann als ohnmächtig anzuklagen. Allerdings gibt es jetzt der schlechten Menschen mehr, als vor einigen Jahrzehenden, wo die Schulen weniger gut waren. Wem aber wäre nicht bekannt, um wie viel die Bevölkerung in dem verflochtenen Dritteljahrhundert gewachsen ist! Hat nicht die Einwohnerzahl unseres Staates seit dem zweiten Pariser Frieden selbst um ein paar Millionen¹ zugenommen? Wenn die Anzahl der schlechten Menschen nun auch nur verhältnißmäßig mitgewachsen wäre, müßte es deren schon mehr geben; allein ich fürchte keinen Widerspruch, wenn ich behaupte, daß die Anzahl derselben mit dem Anwachs der Bevölkerung² in einer ähnlichen Progression zunimmt, wie die Schnelligkeit der fallenden Körper mit jeder folgenden Sekunde. Aus dieser Quelle fließen die befremdenden Erscheinungen, die man irrhümlich oder böswillig auf Rechnung der Volksschule bringt. Und wenn man sagt: es gäbe jetzt weit mehr gebildete Verbrecher, d. h. solche, mit Schulkenntnissen ausgestattete, so ist das nicht unwahr, es beweist aber mehr für, als gegen die Wirksamkeit der Schule. In einem Staate, in dem gesetzlich kein Kind confirmirt wird, das nicht, ist es

¹ Die deutschen Residenzstädte allein haben bekanntlich von 1821 – 1841 einen Bevölkerungszuwachs von nahe einer halben Million erhalten.

² Wer die wahre Quelle des Verderbens kennen lernen will, den kann man nur auf den vielbesprochenen Aufsatz „die Proletarier,“ von T. J. Dittrich in dies. Bl. (115, Bd. S. 40)

nicht geistesschwach, ein bestimmtes Maß von Schulkenntnissen besitzt, darf es doch in der That nicht befremden, daß die Verbrecher jetzt unterrichteter sind, als früher. Vor welcher Logik läßt sich aber wohl der Schluß rechtfertigen? „Weil sie es sind, so tragen die Schulen an. ihren Verbrechen Schuld, Kann man auch nur sagen: „Obgleich sie unterrichtet sind, haben sie Verbrechen begangen, um damit zu sagen, die Wirksamkeit der Schule sei gleich Null? Um das Erstere zu beweisen, würde man darzuthun haben, daß der Schulunterricht den schlechten Menschen zu seiner Verbrechen getrieben oder veranlaßt; für die andere Behauptung würde nachzuweisen sein, daß es unter übrigens ganz gleichen Umständen eben so viel Verbrechen geben müsse, wenn es gar keine Volksschulen gäbe, also das Volk ohne allen Unterricht aufwüchse, Dieser Beweis wird schwer zu führen sein; könnte er aber geführt werden, so hoffe ich, er möchte sehr zu Gunsten der Schule ausfallen.

Der Mensch ist kein Produkt der Schule allein; diese ist vielmehr grade der schwächste der bildenden Factoren, insofern von Willensbildung, Handlung, Charakter die Rede ist; weit mächtiger und einflußreicher ist die häusliche Erziehung, das öffentliche Leben, wogegen selbst die Kirche mit ihrer Macht wenig genug vermag. Die Volksschule hat ihre Zöglinge in dem Alter von 6 – 14 Jahren, also zu einer Zeit, in welcher zwar gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten leicht erworben werden, aber von einer bestimmten Willensrichtung noch gar nicht die Rede sein kann. Dazu gehört eine spätere Lebensperiode mit höherer Geistesreife. Leider besteht aber noch zur Zeit die Einrichtung, daß unsere Jugend

– ich rede hier stets von der Volksschule – bis zum zurückgelegten 14ten Jahre nicht allein regelmäßig unterrichtet, sondern auch beaufsichtigt, unmittelbar nach der Confirmation in den Strudel der Welt – wenigstens gilt es von der Mehrzahl – hinausgestoßen und von nun an ohne allen Schulunterricht, ja selbst ohne Wiederholung desselben, sowie, was noch weit schlimmer ist, ohne irgend eine Beaufsichtigung gelassen wird, welche dem Willen eine feste sittliche Richtung geben könnte. “Der sittlich-religiöse Einfluß der Schule, wie der durch die Confirmationsperiode von der Kirche ausgeübte, ist in wenig Jahren von der Tafel des jugendlichen Herzens mit dem Schwamme des Weltgetreibes weggewischt; selbst Kenntnisse und Fertigkeiten, auf einmal ohne alle Unterstützung bleibend, treten zurück, so daß es leicht vorkommen kann, daß Einzelne, die in Folge sehr dürftiger Anlagen, oder anderer Umstände nur ein äußerst geringes Maß von Schulkenntnissen erworben haben, nach einem Zeitraum von wenigen Jahren, in welchem sie für eine Anwendung derselben gar keine Gelegenheit, oder zur Uebung keine Zeit, oder keine äußere Veranlassung fanden, ganz entblößt davon dastehen. Ist es dann wohl gerecht, vorkommende Unwissenheit und Unsittlichkeit auf Rechnung der Schule zu schreiben? Trägt sie die Schuld davon, daß man von ihr allein ein Produkt erwartet, welches nur durch Mitwirkung anderer Factoren entstehen kann, die aber in der Rechnung sehr häufig fehlen? Man wollte die Welt bessern; das war sehr löblich. Man gründete für diesen Zweck Volksschulen; das war es nicht minder. Aber man rechnete auf sie allein; und darin liegt der Irrthum, der die Quelle der meisten

über die unzureichenden Leistungen der Volksschule laut gewordenen Klagen ist. Wenn nun auch diese Anstalt als einzelner Factor nicht im Stande ist, Alles zu leisten, so würde es doch eine schreiende Ungerechtigkeit und Undankbarkeit zugleich sein, auch das nicht anerkennen zu wollen, was sie wirklich leistet. Wenn sie auch die Menschheit von ihren ungezogenen und verzogenen Mitgliedern nicht erlösen, noch weniger alle Verbrechen, selbst deren Vermehrung nicht, verhindern kann: so wird sie doch die Wohlfahrt aller derer fördern, die eine gute Erziehung genießen.

So lange die Schule die Kinder hat – das sind aber täglich nur 4 Stunden –, soll sie erziehend auf sie einwirken, und jede gute Volksschule thut das auch; allein sobald ihre Zöglinge über die Schulschwelle hinaus sind, hört ihre Erziehungemacht auf. Jeder Einsichtsvolle wird von einer Anstalt, die nur so fragmentweise erziehen kann, kein vollkommenes Resultat erwarten. Wenigstens würde jeder Arzt, dem man einen Kranken zur Behandlung in seine Hellanstalt übergäbe, aber nur täglich 4 – 6 Stunden darin lassen wollte, die Heilung von vornherein ablehnen. Wäre die Genesung bloß an das Zusichnehmen von einigen Flaschen Medicin oder einigen Schachteln von Pillen geknüpft, so wären diese schon in den angegebenen Stunden zu bewältigen, allein das genügt eben nicht. Eben so wenig reicht der Unterricht aus. Wer von ihm, sei es Schul- oder Confirmations-Unterricht, erwartet, er werde Verbrechen verhindern, die nicht in bloßer Unwissenheit ihre Quelle haben, der ist in einem großen

psychologischen Irrthum. Alle Vorstellungsögebilde erhalten sich nach der Benekeschen Seelenlehre völlig neutral zwischen Lust und Unlust. Bloße Belehrung erzeugt keine Triebe. Darum, sagt Dressler in seiner Seelenlehre als Naturwissenschaft, „ist es verkehrt das Handeln der Menschen durch bloße Vorstellungen regulieren zu wollen. Alle Antriebe zum menschlichen Handeln liegen vielmehr in denjenigen Entwicklungsverhältnissen, welche keine Vorstellungen, sondern Steigerungen und Herabstimmungen, d. i. Lust- und Unlustgebilde, und in Folge dessen Begehungen und Widerstrebungen herbeiführen.“

Das Volk ist nicht wie die Schule, sondern die Schule ist wie das Volk. Das liegt in der Natur der Sache; und die Schule verliert dadurch nichts von ihrem Werthe. Wen man sehen will, wie ohnmächtig sie ist, sobald sie sich bestrebt, Ungehöriges im Leben abzustellen: so wird man nicht weit nah Beispielen suchen dürfen, Man nehme gleich den ersten Sprachfehler. Die Schlesier sprechen z. B. i statt ü. Es ist anzunehmen, daß seit einem Vierteljahrhundert in den schlesischen Schulen der Leseunterricht nach der Lautmethode ertheilt und sehr streng auf richtiges Lautiren gehalten wird; welche Folge hat es gehabt? Vermeidet man jetzt etwa diesen Fehler? Spricht man z. B. Mühe statt Miede? Mit nichten; er wird, wie tausend andere, jetzt gehört, wie früher, und wird allen Lesemethoden zum Trotz in einem halben Jahrhundert ebenso gehört werden. Ist deshalb die Lautmethode schlecht? Wollen wir sie als wirkungslos wegwerfen? Gewiß nicht; denn wir brauchen sie als einzige naturgemäße Lesemethode, – Nach diesen allgemeinen Bemerkungen sei

es mir nun erlaubt, das näher zu betrachten, was in dies. Bl. über diesen Gegenstand ausgesprochen worden ist. Daß das Gesagte grade von einer freundlichen Gesinnung gegen die Volksschule nicht dictirt worden ist, dürfte den Lesern noch erinnerlich sein. Es berührt schon schmerzlich, daß die Frage von einem Geistlichen beantwortet, ja auch nur aufgestellt wird, weil dieser Umstand Veranlassung gibt, nicht bloß die Zeilen, sondern auch zwischen denselben zu lesen. Man leite dies nicht aus einer krankhaften Empfindlichkeit ab, man würde dasselbe fühlen, wenn ich die Frage aufstellte: Warum hat wohl die Kirche in den vielen Jahrhunderten ihres Bestehens bei den vielen und großen Mitteln verhältnißmäßig so wenig ausgerichtet? Hat es nicht in allen Jahrhunderten Verbrecher gegeben; und ob damals, als die Kirche noch über den Staat gebot und von der Schule nicht die Rede war, weniger als jetzt, vermag ich nicht zu beantworten. Warum spricht aber der Verf. nicht von der geringen Wirksamkeit der Kirche, über die eben so viel geklagt wird und die ihm doch näher liegen mußte? –

Ich bin kein Freund der Lobrednerei über unsere Volksschulen; es ist mir dieselbe im Gegentheil stets zuwider gewesen. Bis zu Lobeserhebungen haben wir in der That noch weit. Daß ich auch zu verschiedenen Zeiten vorhandene Mängel auf dem Gebiet des Volksschulwesens zur Sprache gebracht, und zwar ohne der Schule zu schmeicheln, wird bekannt sein. Dies hindert mich aber nicht, Behauptungen entschieden entgegen zu treten, wie der Verf. sie z. B. aufstellt, wenn er sagt: „Man will sich durchaus nicht überreden lassen, daß die Früchte des neuen Volksschulwesens mit den

darauf verwandten großen Mitteln in einem angemessenen Verhältnisse sich befänden.“ Wer will denn überreden? Die Volksschule spricht durch Thatsachen; und obgleich sie wie die Kirche auf einem geistigen Gebiete arbeitet, wird sie sicher deren so viel nachweisen können, wie die Kirche. Welches sind denn die auf die Volksschule verwandten großen Mittel? Wir erkennen das Dargebrachte dankbar an, können es aber nur mäßig neunen. Es ist allbekannt, daß während der letzten 30 Jahren jährlich neue Schulsysteme gegründet worden sind; aber will man dies unter die Opfer, der Volksschule gebracht, zählen? Verlangt man, daß sie wirken soll, ehe sie besteht? Man hat neue Schulhäuser gebaut und Lehrer angestellt. Der Verf. rechnet auch dies zu dem ungewöhnlichen Aufwande, als wenn der Unterricht auf Bergen und von Schiffen ertheilt werden könnte und die Schule ohne Lehrer zu wirken im Stande wäre. Die Besoldungen der Lehrer sind erhöht worden. Es muß namentlich in diesem Punkte weit gekommen sein, wenn man sich veranlaßt findet, dies mit hervor zu heben; denn an und für sich versteht es sich von selbst, daß die Gehalte der Lehrer wachsen, wenn alle Besoldungen durch die Verhältnisse gesteigert werden. Es bekommt heut jeder Nachtwächter mehr, als vor dreißig Jahren; sollte die alle gemeine Gehaltserhöhung also nicht auch den Volksschullehrerstand mit in sich begreifen, ohne daß grade von großen Mitteln, für ihn verwandt, die Rede sein dürfte? Wir wollen diese Verbesserungen aber beispielsweise einmal näher ansehen. Der Potsdamer Schulrath Striez macht, auf amtliche Quellen gestützt, bekannt, daß im dasigen Regierungsbezirk jede Landschullehrerstelle

1820 – 1840 von 96 auf 132 rtl. an Dienstinkommen gestiegen, also um 36 rtl. verbessert worden ist, was auf ein Jahr eine durchschnittliche Verbesserung von 1 rtl, 27 sgr. macht. Auf seine jetzigen Höhe nimmt also ein dasiger Landschullehrer wöchentlich 2 rtl. 16 sgr, 1,5 pf. ein, was für den Tag 10 sg, 10 ⁵⁰/₉₁pf: macht. Die Stadtschullehrerstellen sind in demselben Zeitraume von 233 auf 259 jährlichen Einkommens erhöht, also um 25 rtl. verbessert worden, was auf ein Jahr durchschnittlich 1 $\frac{1}{4}$ rtl. beträgt. Ein solcher Stadtschullehrer hat demnach wöchentlich 4 rtl. 29 sgr. 5 $\frac{1}{13}$ pf. und täglich 21 sgr. 4 $\frac{2}{13}$ pf. zu verausgaben.

Wie es in unserer Provinz steht, darüber habe ich ähnliche statistische Berechnungen nicht auffinden können; aber ich zweifle, daß die Besoldungserhöhungen von so besorglicher Art sein werden, um einen Nothschrei in dieseèn Blättern zu rechtfertigen. Der Verf. würde vielleicht in Verlegenheit gerathen, wenn er die „Unterstützungen über Unterstützungen, die grade diesem Zweige der Staatsverwaltung zu Theil geworden sind,“ näher nachweisen sollte. Ich will keineswegs die gebrachten Opfer undankbar verkennen; allein, wenn auf einmal erklecklichere Summen für die zeitgemäßen Bedürfnisse eines nothwendigen Instituts gebracht worden wären, so würde man lange nicht so viel von Unterstützungen der Schule zu reden haben. Man kann mit hundert Thalern eine Stelle verbessern, aber auch hundert derselben indeß wird im ersten Falle bei Weitem nicht so viel darüber zu berichten sein, als im andern.

Ueber die Klagen, daß die Leistungen der Volksschulen für sie gebrachten Opfer nicht entsprechen.

Von
K. F. W. Wander.
(Fortsetzung.)

Unser Verf, liefert in seinem Aufsätze den Beweis, daß er überall sich mit dem Scheine begnügt und die ihm befremdlichen Erscheinungen aus der ihm grade am meisten zusagenden Quelle erklärt, Obgleich in unserm Staate seit 1763 namentlich Jahr für Jahr neue Schulsysteme³ gegründet, alte verbessert, neue Lehrer angestellt worden sind; obgleich der Schulzwang schon in dem Reglement von 1763 ausgesprochen, auch die Zahl der jetzigen Lehrstunden wenig von den Festsetzungen dieses Reglements abweichen dürfte: so bringt er doch alle ihre Sachen auf Rechnung der letzteren Jahre. Er erzählt uns, daß so viel auf die Seminarien zur Bildung junger Lehrer verwandt werde und wie sie zu einer solchen Wissenschaftshöhe hinaufgeschraubt worden seien, daß man sie in Kurzem nicht mit Unrecht wahre Schulmeister - Universitäten werde nennen können. Nennen

³ Eigentlich schon weit früher. So sind unter Friedrich Wilhelm I. von 1713 – 40 nicht weniger m 1800 Landschulen angelegt worden, obwohl damals selbst bei seinem Tode der Staat erst 2187 □Meilen umfaßte und kaum 3 Millionen Einwohner zählte, während er jetzt 5077 □Meilen mit nahe an 14 Millionen Einwohner in sich begreift. Ob man damals auch über die großen Opfer, die man dem Schulwesen bringt, so viel Geschrei wird erhoben haben, als heut? Ob man auch alle Sünden, welche die Welt beging, ihr aufgebürdet haben mag, wie jetzt geschieht?

können? In Kurzem? Wie lange wird dies aber noch währen? Woran fehlt es noch? Warum nennen wir sie nicht lieber bald so? Sollen sie denn nicht schon jetzt diese Anstalten sein? Der Verf. spricht von „ungemeiner Wissenschaftshöhe“ – aber es ist mir bei Lesung seiner diesfallsigen Schilderung, der, vielleicht verzeihliche, Zweifel gekommen, ob ex einmal in einem Seminar gewesen; sonst würde er bemerkt haben, das bis zur Universität noch ein Schritt ist, der mindestens nicht in Kurzem zurückgelegt sein wird, bei der ungemein tiefen Wissenschaftshöhe aber, welche zur Zeit noch die Seminars Aspiranten besitzen, aus denen diese Anstalten den Zuwachs erhalten, wohl überhaupt nicht gethan werden dürfte. Aber auch angenommen, die Vorbildung der Lehrer für ihren Beruf wäre im Seminar und daher auch schon vor dem Eintritt in dasselbe so, wie sie nur gewünscht werden könnte: läßt sich daraus die vom Verf. laut gewordene Klage begründen? Die Universitäten, welche die Theologen besuchen, sind älter, als die Seminare und kosten, wie Jedermann weiß, dem Staate viel mehr Geld, als die Seminare, ohne daß man die darauf vorbereitenden Gymnasien mit in Rechnung bringt; wollen wir daraus die Klage ableiten: „So viel Opfer bringt der Staat für die Bildung der Geistlichen; Unterstützungen über Unterstützungen werden ihnen zu Theil, soviel Legate bestehen etc., und dennoch bleiben die Menschen einmal wie das andere; oder vielmehr, es nehmen Häuslichkeit, Sitte, religiöser Sinn täglich ab,“ und es den Lesern überlassen, das Ergo hinzuzufügen? Würde er das für eine wohlwollende Gesinnung erklären? Man kann

über das Mangelhafte auf dem Gebiete des Volksschulwesens klagen; ja ich halte Diejenigen, welche es unumhüllt zur Sprache bringen, für die wahren Freunde der Volksschule, im Gegensatze von den widerlichen Lobhudlern, welche den Fortschritt zum Bessern hemmen und einen todten Stillstand veranlassen; aber etwas anderes als dies ist es, in die Welt hinauszurufen: „Und dennoch (nämlich aller der mühsam zusammengeklauten Opfer für die Volksschule ungeachtet) hat unsere Volksjugend, wenn sie die nun vermeintlich so vervollkommneten Schulen verläßt, eben auch nicht viel mehr als Lesen, Schreiben, Singen, Rechnen, einige Gemeinnützigkeiten und Religionskenntnisse erlernt.“ – Nun frage ich, was in aller Welt soll sie denn noch erlernt haben? Steht denn mehr auf ihrem Plane? Wie würde der Verf. klagen, wenn die Volksschullehrer die alten Sprachen studiert hätten und mit den Bauernknaben die lateinischen Klassiker lesen! Freilich seufzt er auch, „daß die Christenthums-Lehre von den Schülern der Volksschule oft noch dürftig, einseitig und unfruchtbar genug aufgefaßt sei,“ was ich gar nicht bestreite; denn man kann von vierzehnjährigen Kindern keine andere Auffassung verlangen. Der Verf. redet auf allen Seiten von Erwartungen, Lobpreisungen, großen Mitteln, verschlungenen Kosten, getäuschten Hoffnungen; aber auf keiner findet man, was er erwartet.

Wir wollen uns jetzt den vom Verf. geführten Beweis für die ihm von der Volksschule gewordenen Täuschungen ansehen. Er fängt mit den Lehrer-Seminariern an. Der Verf. weiß, daß die „Stimmführer“ unter den „Normal-Pädagogen“, behauptet haben: die daraus hervorgehenden Lehrer

wären alle tüchtiger und vorzüglicher, als sonst, Zwar bemerkt er nicht, wer die Normal-Pädagogen sind; ebenso wenig, wen er zu den Stimmführern rechnet; aber er schließt, da man immer noch über mangelhafte Vorbildung der in das Seminar aufzunehmenden jungen Leute klagt, so müssen die Schulen schlecht sein, sonst könnten ja diese Klagen gar nicht vorkommen. Da ihm nun die Volksschulen keine tüchtigen Präparanden liefern, die reif sind, ins Seminar einzutreten, so ist Kapital und Zins verloren. Führten unsere Volksschulen- ihre Schüler so weit, daß sie seminarreif austräten, so würde der Verf. über Verbildung schreien, und Kapital und Zinsen wären abermals verloren. Jeder Unbefangene weiß, daß die Klagen, welche über die Unreife der Seminar-Aspiranten wiederholentlich laut geworden sind, die Volksschule gar nicht treffen, sondern den für die Bildung der Jünglinge so wichtigen Zeitraum vom 14. bis 17. Lebensjahre, indem sie ohne die nöthige Berufsvorbereitung bleiben.

Taugen nun einerseits dem Verf, die Volksschulen nichts, weil sie keine Präparanden bilden, so bemerkt er auf der andern Seite, daß „die überhand nehmende Leichtfertigkeit, die Abneigung gegen geistige und leibliche Arbeit, die Erkaltung gegen das Heilige, und was man sonst noch Demoralisirendes unserer jungen Generation nachsagen kann, auch kein günstiges Zeugniß von einem vortheilhaften Einfluß der Schulen auf die Charakter- und Sittenbildung unserer Jugend gäben.“ Sind nun auch viele vom Vers., beklagte Erscheinungen leider vorhanden, so hab' ich doch oben schon gezeigt, daß die Schule außer Stande sei, den Geist

des öffentlichen Lebens und der häuslichen Erziehung zu bestimmen, daß die Schule nicht den Geist des Volks, sondern dieser den der Schule färbt. Es verräth aber mehr als bloße Unkunde, jene Erscheinungen der Schule zur Last zu legen, sei es nun positiv, als habe sie dieselbe veranlaßt, oder negativ, als habe sie dieselbe nicht gehindert. Warum beschwört denn die Kirche den Geist des Leichtsinns, der das Göttliche gering achtet, nicht? Hat sie nicht weit mehr Macht, als die Schule? Liegt nicht die Seelsorge in ihren Händen? Im Jahre 1835 ließ der Superint. G. E. Fischer eine Broschüre drucken, in der er „Ueber die falschen Erwartungen von der Wirksamkeit der Volksschulen“ sich aussprach. Er wurde von Geistlichen und Lehrern heftig angegriffen; aber es liegt außer allem Zweifel, daß er, so wenig ich ihm in einzelnen Punkten beistimmen kann, auf den wenig Seiten viel Wahrheit ausgesprochen hat. Bor der Wahrheit aber muß man Respekt haben, sie mag so bitter sein als sie will. Die Schulen, sagt er S. 6, sind Unterrichtsanstalten, aber nicht in „jeder Hinsicht Bildungsanstalten. Der Lehrer in Volksschulen lehrt, aber erziehen kann er die Jugend des Volks nicht.“ Niemand klagt über ungezogene und verwilderte Kinder mehr, als die Lehrer. Könnten sie dieselben bessern, so hätten sie nicht nöthig zu klagen. Das Haus, nicht die Schule erzieht die Kinde. Das Kind kann, so lange es Kind ist, nur durch Gewöhnung und Beispiel angeleitet und vorgebildet werden. Eine sittliche Gewöhnung kann die Schule nicht bewirken, Die Gewohnheit ist bei Kindern tausendmal mächtiger, als der Unterricht; kommen sie in ihr Haus zurück, so geht's nach alter Weise. Der Unterricht

kann nur Grundsätze darbieten, aber das Kind handelt noch nicht nach Grundsätzen, und die meisten Menschen gelangen nie zu dieser sittlichen Höhe. Er spricht sogar das harte Wort aus: „Gute Eltern müssen froh sein, wenn ihre Kinder in der Schule nicht an Sittlichkeit verlieren.“ Aber auch hierin muß ich ihm mit blutendem Herzen beistimmen. Es kommt dies gewiß in jeder Schule vor, ohne daß es dem gewissenhaftesten Lehrer möglich wäre, es zu verhüten. Jeder unparteiische Lehrer wird meine Behauptung aus seiner Erfahrung unterstützen. Ein fauler Apfel steckt hundert an. Fischer sucht das Verderben nicht in der Schule, sondern in der Überhand nehmenden Armuth auf der einen und in dem maßlosen Luxus, der alle Grenzen überschreitenden Genußsucht auf der andern Seite. Er verlangt, daß den Eltern, welche ihre Kinder sittlich verwahrlosen, dieselben abgenommen und in eigenen Erziehungshäusern erzogen werden. „Gegen das Verderben auf der andern Seite weiß er kein Mittel, als das gute Beispiel von Oben. Man beschwöre den entflohenen Geist der Häuslichkeit zurück, und Vieles wird besser werden. Es kann gewiß Niemandem schmerzlicher sein, als dem Lehrer selbst, wenn er sieht, wie gering die Früchte oft sind, welche seine besten Bestrebungen tragen. Mit einem Worte, von der Volksschule allein die sittliche Hebung des Volkes erwarten, heißt die Kräfte derselben und ihre Wirksamkeit gänzlich verkennen, heißt gradezu Ursach und Wirkung verwechseln, Verbessert die Erziehung, so werden die Schulen besser sein! Ferne sei es jedoch, damit sagen zu wollen, die Lehrer der Volksschule könnten

nun ruhig dem Verderben zusehen; nein, wir wollen den Gegenstand – er ist von der höchsten Wichtigkeit und verlangt das Vorrecht vor allen Disputationen über Lese- und andere Methoden – nach allen Richtungen erörtern, die Quellen des Uebels aufsuchen und unsern ganzen Einfluß auf die Jugend anwenden, um sie vor Allem zu guten, dann zu kenntnißreichen Menschen zu bilden. Ein guter Mensch ohne alle Schulkenntnisse ist hundertmal mehr werth, als ein schlechter, der mit Menschen- und mit Engelzungen redet. Das ist mein Grundsatz und – ich glaube nicht, mich zu irren – aller Lehrer, die ihren Beruf nicht bloß als Erwerbszweig treiben. Aber die Illusionen, welche man sich von den Wunderwirkungen der Volksschule gemacht hat, müssen fallen und die Anklagen als Ungerechtigkeiten zurückgewiesen werden.

Worin findet aber R – r den Grund zu den unbefriedigenden Leistungen der Volksschul? Als erste Quelle des beklagten Uebels erscheint ihm das Uebermaß des Lehrstoffs. Es sind ihm theils zu viel Lehrgegenstände, theils sind sie ihm nicht scharf genug abgegrenzt. Er verlangt die Aufstellung eines höchsten Maßes, wie man ja auch ein Minimum im Lernen bestimmt habe. Ich glaube, dies ist beides geschehen. Wie ober das Minimum von einzelnen schwachen Schülern trotz aller Anstrengungen des Lehrers nicht erreicht wird: so ist es ebenso leicht möglichh, daß auf der andern Seite einige besonders befähigte Schüler etwas mehr lernen, als das Maximum fordert, ohne daß es der Lehrer wird hindern können, oder auch nur wird hindern wollen. Daraus indeß wird kein moralisches Verderben für die Welt hervorgehen. Auffallen muß es aber, wie der Verf. grade ein

Maximum aufgestellt haben will, da doch in diesem Begehre die Furcht ausgesprochen ist, die Kinder möchten sonst zu viel lernen, die Einleitung aber mit der Klage beginnt, die Volksschule vergelte die für sie gebrachten Opfer auch in wissenschaftlicher Hinsicht nicht. Doch darf dieser Widerspruch umso weniger ausfallen, als der ganze Aufsatz nur geschrieben zu sein scheint, um etwas gegen eine Anstalt, der man nicht hold ist, zu sagen. So viel mir bekannt, hat jede Schule die gesteckten Grenzlinien und Lehrziele, über deren Erreichung und Innehaltung die Schulaufsicht wacht. Was die Lehrgegenstände betrifft, so weist der Verfasser ungefähr ein Dutzend nach, die in der Volksschule gelehrt würden; lassen sich indeß, wenn man seine Zersetzungsmethode befolgt, sehr leicht drei Dutzend daraus machen, sowie sich dieselben wieder in die bekannten fünf oder sechs zusammenziehen lassen. Uebrigens hat der Verf. darin Recht, daß wenig und gut besser ist, als Vieles und nur halb. Es ist gewiß eine der wichtigsten Aufgaben der Volksschule, sich in recht engen Grenzen mit ihrem Lehrstoffe zu halten, um desto mehr zu leisten. Daß man nicht überall das rechte Maß gefunden haben mag – wer wollte dies bestreiten. Dies kann man ja aber wohl auch sagen, ohne deßhalb die ganze Volksschule anzuklagen und die für sie gebrachten Opfer zu bereuen. Es ist ja ein Dienst, welcher der guten Sache gebracht wird, wenn Jemand vorhandene Mängel zeigt, und er verdient, selbst wenn er mit scharfem Messer schneidet, allemal unsern Dank; aber etwas anders ist es zu sagen: „Hier sind Flecke!“ und wieder etwas anders: „das Ganze ist schwarz

und verdorben!“ Ueberhaupt kommt doch sehr viel auf Gesinnung und Tendenz ‘an, die einer Rede zum Grunde liegt. Wo man in und zwischen den Zeilen liest, daß sich nur geheimer Groll gegen eine Anstalt Luft gemacht hat, da wird selbst das eingeflochtene oder absichtslos hinzugekommene Gute ohne die gewünschte Wirkung bleiben, und es wird Pflicht, Auslassungen solcher Art ernst zurückzuweisen. Daher muß ich mich auch entschieden gegen die ganze widrige Prosa erklären, mit welcher der Verf. die Thätigkeit auf dem Gebiete der Volksschule betrachtet. Die Leistungen eines Dinter, Salzmann, Pestalozzi etc., meint er, könnten kein Maßstab für die aller Lehrer sein, was freilich in gewissem Sinne wahr ist, da erst nicht jeder Lehrer ein solcher Mann ist und dann auch nicht überall dieselben Umstände vorhanden sind. Wenn ex aber die Anregungen, die von ihnen, wie von den Seminaren ausgehen, ebenfalls für Nichts achtet, weil die Begeisterung schnell verrauche, so ist das nur zu bedauern, und man weiß nicht, wozu eigentlich die Episode da ist. Denn daß der junge Lehrer mit dem Feuer heiliger Entschlüsse sein Wirken auf dem Schulboden beginnt, kann doch unmöglich an der vermeintlichen Wirkungsarmuth der Volksschule Schuld sein; eben so wenig kann der Lehrerstand deshalb angeklagt werden, weil dies Feuer, das zuweilen noch lange, wie das griechische, unter dem Wasser, das von allen Seiten darauf gegossen wird, fortbrennt, endlich erlischt. Der Geist des Lehrers macht die Schule, er ist die Schule. Aber wie steht es mit diesem Geiste? Man nehme einen Geistmesser und untersuche Geist

und sittliche Kraft in den Lehrern, welche aus den Seminaren in die Schule treten, und bemerke die Resultate, wiederhole an denselben Männern nach etwa zehn Jahren oder auch früher dieselbe Operation und vergleiche die Ergebnisse. Was ist aus Ihnen geworden? Ihr werdet erschrecken! Die Verhältnisse haben sie zu Grunde gerichtet. Das gilt aber schon von jedem Manne, noch mehr aber vom Lehrer, wenn er keinen Willen, keine Selbstständigkeit hat. Nur durch Selbstständigkeit des Geistes kann Selbstständigkeit erzogen und gebildet werden. Diejenigen, welche die neue Volksschule Deutschlands vor einigen Jahrzehenden ins Leben riefen, haben auch von ihrem Segen gesprochen; aber sie haben ihn nur unter Bedingungen verheißen. Wenn diese nicht erfüllt werden, so darf man auf ihn keine Rechnung machen. Der Verf. hat aber Recht, wenn er bemerkt, daß die Lehrer nur gar zu bald „die Flügel hängen lassen.“ Welches können aber die Wirkungen flügellahmer Lehrer sein? Die reime Begeisterung hat eine materielle Unterlage, Wie hoch kann sie aber für täglich 10 — 20 sgr. steigen, besonders wenn sile für den gleichen Zweck von Bäckern, Kleidermachern etc. nicht getheilt wird?

Was der Vers, über zweckmäßige Lehrbücher (S. 397) sagt, verdient Beachtung. Wit würden, versteht sich im Wissen und Können, weiter sein, und es würde mehr Gründlichkeit und Festigkeit darin herrschen, wenn unsere Schüler über Alles, was sie lernen sollen, einen kurzen Abriß, der nur die wesentlichsten, unentbehrlichsten Punkte enthielte, in den Händen hätten, der von ihnen bis zur Unvergeßlichkeit eingepägt würde, und worum sich dann der Vortrag des

Lehrers in angemessenem Umfange frei bewegte. Eben so muß man ihm beistimmen, wenn er zeigt, wie in den letzten Jahrzehenden das Haus sich wenig, oder nicht um das bekümmert, was die Schule lehrt, und alle Nachhilfe und Unterstützung versagt, wodurch allerdings die Wirkungen der Schule in Betreff des Wissens geschmälert worden sind, weil die Wiederholung fehlt.

Ueber die Klagen, daß die Leistungen der Volksschulen für sie gebrachten Opfer nicht entsprechen.

Von

K. F. W. Wander.

(Beschluß.)

Einen andern Grund zu den angeblich zu geringen Leistungen der Volksschule findet R, in der Methodenjägerei, wie er den Wechsel in den Unterrichtsweisen nennt. Ich weiß indeß nicht, ob dieser Umstand so gar gefährlich eingewirkt haben sollte. Der Lehrer ist die Methode; man hat sie nicht, man ist sie. Folglich kann von einer Jägerei gar nicht die Rede sein. Man kann nicht heute Der und morgen ein Anderer sein, ausgenommen man ist ein „man selbst, Es ist ein für die Unkundigen verderblicher Mißbrauch mit dem Worte „Methode“ getrieben worden, indem man jede geringe Abweichung von der frühern Unterrichtsweise mit diesem Namen belegte. So wenig nun aber Jemand, der heute Hammelfleisch isst, ein Schaf, und morgen wegen genossener Gurken zu einer Gurke u. s. w. wird: eben so wenig wird

der Lehrer A, der in diesem Jahr Dinter studiert und anwendet, zu einem Dinter, und das folgende Jahr wegen Ergreifung der Jacotot'schen Grundsätze zu Jacotot. Wie der Magen Hammelfleisch und Gurke in Menschenblut verwandelt, so wird durch den geistigen Verdauungsprozeß der Geist Pestalozzis, Olivier's, Lancaster's ebenfalls in den Geist des Menschen verwandelt, der sie geistig genossen hat. Wo die leibliche Speise unverdaut ausgebrochen wird, da sind die Verdauungsorgane schwach und krank. Wenn es Lehrer gibt, welche heut Jacotot-, morgen Graser-, übermorgen Lancaster-Brocken in ihren Unterricht mischen, so ist eben auch ihre Verdauung schwach. Aus der allgemeinen Klage des Verfassers scheint zu folgen, daß er die Mehrzahl der Lehrer von dieser Beschaffenheit glaubt. Wäre solches begründet, so würde dies der Beweis dafür sein, daß die ganze Lehrerbildung ungenügend wäre, und es würde diese Klage nur mit der Bitte zu beantworten sein: „Gebt uns gründlicher gebildete Lehrer!“ So wenig man dem gesunden Menschen ansehen kann, ob er Kohl oder Mohrrüben gegessen, und so wenig dies Einfluß auf sein Geschäft hat: eben so wenig wird es der Schule Eintrag thun, ob ein Lehrer grasert oder dintert, ob er elementirt oder lautit, wenn er nur nicht bloß vegetirt und hanthirt. Jede naturgemäße Unterrichtsform, wozu ihr z. B. freilich die Buchstabiermethode nicht rechnet, hat, von dem sie beherrschenden, selbstständigen Lehrer angewandt, erfreuliche Resultate aufzuweisen, so daß die wechselnde Anweisung der Grundsätze verschiedener Pädagogen von solchen Lehrern der Schule keinen Nachtheil bringen kann, Lehrer aber, welche glauben, sie könnten alles

mit der Methode erreichen und sie daher wie einen Zauberstab brauchen wollen, werden bei keiner etwas leisten, und allerdings wird in ihren Schulen jeder sogenannte Methodenwechsel verderblich wirken; sie würden wohl thun, wie es vor hundert oder fünfzig Jahren geschah, sich irgend einen Gleis auszukarren und den Schulwagen darin auf- und abzurollen, oder wie blinde Botenläufer immer wieder in die alten Fußstapfen zu treten, um dadurch wenigstens mechanisch etwas zu leisten.

Während nun der Verf. über das pädagogische Fieber der Lehrer klagt, verkennt er gleichwohl die Quelle, oder wenn selbst die Quelle die richtige wäre, sicher die Ursache. Er sucht den Grund in den Seminaren. Wenn nun auch zugegeben werden kann, daß von da aus neue Unterrichtswege durch die jungen Lehrer in die Schulen des Landes verpflanzt werden; wenn es nicht in Abrede zu stellen sein mag, daß nicht alle Zöglinge dieser Anstalten zu der Geistesreife gelangt sind, die im Seminar erhaltene Form nur als solche anzusehen und sie geistig anzuwenden, ihren Lehrern nicht sklavisch nachzutreten, sondern ihnen im Geist und in der Wahrheit nachzufolgen; wenn selbst einzelne dieser Anstalten ihren Zöglingen die dort geltende Weise als symbolisches Methodenbuch empfohlen haben, wodurch in den Landesschulen, in welche sie traten, ein plötzlicher, ganz unnützer Formenwechsel entstand, der umso nachtheiliger war weil er eben ohne Geist blieb: so hat doch der Verf. offenbar in dem Punkte unrecht, daß er die Ursache dazu indem zu großen Zeitraume sucht, der den Seminaren zur Vorbildung der Lehrer zuertheilt ist, indem er meint, derselbe

müsse doch mit Etwas ausgefüllt werden, wozu der theoretische Wissenschaftsunterricht oft nicht ausreichen wolle, wenn man nicht gar zu weit gehen und die einförmige praktische Uebung im Schulhalten nicht langweilig werten solle. Ich möchte wissen, was die Seminare bei Lesung dieser Ansicht vom Seminar-Cursus gedacht haben mögen. Etwas Seltsameres Über die Bildung der Lehrer in diesen Instituten ist mir noch nicht vorgekommen. Weil man „nicht weiß,“ was man mit der „langen Seminarzeit machen soll,“ treibt man – „Methodenjägerei.“ Wenn die Seminare nicht stets das Rechte thun, so mag man ihrer schwierigen Stellung viel zugute halten; wenn der Geist, der von ihnen ausgeht, ein gesunder, vernünftiger, lebendiger und belebender ist, so kann man leicht ihre Fehler entschuldigen. Welche sie aber auch haben mögen, den des pädagogischen „Hyper-Enthusiasmus“ und der Methodemacherei, oder wie sich der Verf. sonst originaliter auszudrücken beliebt, wird man ihnen wohl nicht zur Last legen können. Auch glaube ich nicht, daß es ein einziges Seminar in Deutschland gibt, welches nicht wüßte, womit es den Cursus seiner Zöglinge ausfüllen solle. Wer den Wissensstand der Zöglinge kennt, die sie aufnehmen, und das Ziel, welches mindestens erreicht werden muß, wenn die abgehenden jungen Leute ihrem Berufe einigermaßen gewachsen sein sollen, wird nicht glauben, daß die Seminare nicht wissen werden, wohin sie die Zeit thun, sondern eher darüber verlegen sein dürften, wo sie dieselbe herzunehmen haben. Die Angst, die Zöglinge zu weit zu fördern, wird wohl noch keine Lehrerbildungs-Anstalt |gequält

haben; sie ist eine Vision des Verf. Oder sollten wirklich unsere Seminare fürchten, ihre Zöglinge könnten ja zu viel lernen? Eben so steht's mit der Furcht des Verf. „die einförmige Uebung im eigentlichen Schulehalten,“ könne „langweilig“ werden. Man kann sich freilich Alles langweilig machen; sonst ist das Schulhalten weder einförmig, noch langweilig. Es ist höchst mannigfaltig; selbst die vorkommenden Aergernisse und Dummheiten hat man alle Tage frisch, wie Semmeln in der Stadt.

Dies ist der erste Theil der Gründe, welche erklären sollen, warum die Leistungen der Volksschule den gehegten Erwartungen nicht entsprechen. Den Zusammenhang mögen sich die Leser selbst suchen, ich versteh' ihn nicht zu finden. Da der Aufsatz einzeln richtige Bemerkungen neben den seltsamsten Aufstellungen enthält, so würde er am besten „Wahrheit und Dichtung“ überschrieben sein. – Was wir jetzt besprochen, ist nur das leine Geschütz des Verf.; das schwere bringt er, wie sich's gehört, zulegt. Er erklärt sich die geringen Leistungen der Volksschule in den letztverflossenen Jahren hauptsächlich durch die Klage, daß „das Princip der Autorität und des Glaubens aus den Volksschulen gewichen sei.“ Es ist hier nicht nothwendig zu untersuchen, ob die Behauptung gegründet ist oder nicht, sondern es darf, da der Verf. erklärt, das Princip sei durch den Unterricht der Schule daraus entfernt, nur gezeigt werden, ob dem so sei. Es wird sich aber bald wieder herausstellen, daß die Schule die Schuld nicht trägt. Der Geist des Volks und der Gemeinde geben dem Geist der Schule die Farbe „und nicht umgekehrt. Sie können nicht, was sie wollen, sondern nur,

was sie müssen. Wir wollen aber den Verf. hören. Er sagt: „Es werde jedem Sachverständigen bekannt sein, wie die neuere Pädagogik vornehmlich darauf ausgegangen, auf dem Wege einer möglichst frühen Verstandesentwicklung der Jugend das beizubringen, was nur immer in den Bereich des Unterrichtsstoffes gezogen werden konnte.“ Es wird aber jedem Sachverständigen, d. h. Jedem, der das neuere Schulwesen kennt, bekannt sein, daß der Verf. sich etwas im Irrthum befindet, wie denn seine ganze Abhandlung, ungeachtet einzelner, richtiger und beherzigerswerther (z. B. S. 415) Bemerkungen des Irrthums Tochter ist. Der oberste Grundsatz des neuern Schulwesens ist Bildung des Anschauungsvermögens, richtiges Auffassen der Dinge und Erscheinungen um uns her. Die Sprach- und wahre Geistesbildung geht mit den Uebungen allerdings Hand in Hand, aber von einer einseitigen Verstandesübung und Bildung kann dabei gar die Rede nicht sein. Es ist wahr, daß man, wie der Verf. der neuen Volksschule Schuld gibt, das dem jugendlichen Verstande Unbegreifliche möglichst beseitigt und für die Lehrgegenstände eine angemessene Wahl getroffen, ebenso, daß man überall mit Hilfe der Methode auf Erleichterung des Lernens hinarbeitet; aber anstatt, daß dies der Volksschule zum Vorwurf gereichen könnte, muß sie grate darin ein für. sie rechtfertigendes Urtheil finden, denn es beweist für ihr naturgemäßes Unterrichtsverfahren.

Soll die Schule keine angemessene Auswahl treffen, sondern die Gegenstände nehmen, wie sie der Willkür einfallen? Soll sie nicht durch einen naturgemäßen Unterrichtsweg das Lernen erleichtern? Was er will, und welcher

Wunsch ihm die Klagen und Anklagen gegen das neue Volksschulwesen dictirt, erfahren wir sogleich; die Sehnsucht nah Rückwärts hat sie geboren, Wohlgefällig sieht er auf die ältere Pädagogik und hebt beifällig hervor, „daß sie sich beim Unterrichte nicht nur bei Weitem der akroamatischen Lehrart und Ueberlieferung positiver Kenntnisse an das Gedächtniß bedient, sondern auch dabei so verfährt, daß das Mitgetheilte nicht sowohl von Innen heraus begriffen, sondern mehr von Außen her auf Ansehen und Zeugniß angenommen wurde.“ Aus dieser Schilderung ersieht man, daß der Verf. mit der ältern sehr genau bekannt ist, und in der That ist auch nichts leichter zu kennen, als sie. Eines Studiums bedarf es gar nicht. Man dachte sich den Geist der Menschen als eine Blase vom Kautschuk, die im Kinde noch klein sei und durch den Unterricht gefüllt werden müsse. Man schüttete daher jeden Tag in einer gewissen Zeit eine Menge Wissensstoff hinein und ließ durch ein einfaches Fragen-Ventil von Zeit zu Zeit wieder etwas herauskommen, um zu sehen, daß das Eingeschüttete nicht danebengegangen sei, Es versteht sich von selbst, daß in derselben Form wiedergegeben werden mußte, als es empfangen worden war, Jede Verarbeitung wäre ein Vergehen gewesen. Der Geist ist dieser Unterrichtsmethode nichts als ein Schüttboden, ein Conservations-Apparat. Daß sie mit der neuern in einem grellen Gegensatz steht, ist ohne mein Bemerken klar. Diese bildet Menschen, jene Maschinen; diese bildet, jene richtet ab; diese entwickelt die Kräfte, jene stopft aus; jene war die Methode des Mittelalters, diese ist die des neunzehnten Jahr-

hundreds, der selbstbewußten, vernünftigen Zeitz jene ist trägen Lehrern bequem, diese dagegen beliebt bei rüstigen Kräften in der Volksschule. Der Verf. sagt zwar, daß er über die neuere Methode, die er aber fälschlich in ein bloßes Verstandes-Entwickelungs-Princip setzt, nicht den Stab brechen wolle. Er verlangt in der Volksschule das Princip des Glaubens an höhere Autorität, wenn nicht naturwidrig verfahren werden solle. Ich muß die Anwendung dieses Principis in der vom Verf. bezeichneten Weise für einen Irrthum erklären. Nicht als ob ich das Princip verwerfen wollte; es ist sehr mächtig und verdient unbedingte Anwendung und Anerkennung in der Erziehung, und zwar in den frühesten Perioden am unbedingtesten. Zwar soll der Schüler den unbedingtesten Glauben an seine Lehrer haben; es darf aber dieser Glaube die Selbstprüfung des Schülers in dem Maße, als seine Geisteskraft auf der jemaligen Entwicklungsstufe diese zuläßt, nicht ausschließen. Nur was der Mensch weiß, hat er; alles Andere ist fremdes, von ihm nur aufgehobenes Eigenthum. Die höchste Aufgabe der Bildung ist es, den Geist ins Selbstbewußtsein zu wecken.

Man würde mich indeß arg mißverstehen, wenn man glaubte, ich wolle dem Schüler nur das geben, was er ganz verstehe. Zeit und Erfahrungen mögen die ursprünglichen Gedankengebilde erweitern; aber etwas Vernünftiges, Klares, muß er dabei zu denken im Stande sein. Es sei ferne von mir, jenem unnützen Hin- und Herfragen, das sich in den sogenannten Denkübungen bis zum Ekel in Büchern und Schulen vor uns ausgebreitet hat, das Wort zu reden; jener Fragesucht, die, wie ein Hackemesser die einfachsten und an

si verständlichsten Säge durchschneidet, wie eine Zitron-
presse allen Saft und alle Kraft herauspreßt und am Ende den
Kindern die leere Schale läßt. Sie gehört nicht in unsere
Volksschule, am allerwenigsten in den Religionsunterricht.
Aber es wird auch bekannt sein, daß sie eigentlich dem neu-
ern Schulwesen fremd ist. Selbst die Bücher, welche von
Messe zu Messe erscheinen, werden zeigen, daß nur sehr
wenige diesem Lehrverfahren huldigen, das vor vielen Jahr-
zehenden in seiner Blüthe gestanden haben mag. Uebrigens
verwerfe ich dies Verfahren nur insofern, weil es zeitverder-
bend ist, ohne wahrhaft bildend zu sein, glaube aber nicht,
daß von ihm das vorhandene Verderben ausgeht. Das könnte
eher seine Quelle in der jetzt in unsern Schulen herrschen-
den schlaffen Schulzucht haben; allein auch diese darf der
Volksschule nicht allein, nicht einmal in der Hauptsache zur
Last gelegt werden. Es gibt, und das werden alle Lehrer und
der größte Theil ihrer Revisoren durch ihre Erfahrung unter-
stützen, wohl kein Disciplinarmittel der Schule, das nicht
von den Eltern angefochten würde. Was soll unter solchen
Umständen aus der Erziehung werden? Von einer Erziehung
in der Schule kann im strengen Sinne da schon gar nicht die
Rede sein. Der Erzieher muß dem Zöglinge die höchste Au-
torität sein. Wenn aber das Kind an den leidenschaftlichen
Vater oder die eingenommene Mutter appellieren kann und
diesen Instanzenzug kennt: welche Wirkung kann das Wort
des Lehrers haben? Diesen Punkt, – ein wahrer fauler Fleck
im Volksschulleben, übergeht aber der Verf. sehr schnell. Er
hat es durchaus auf die neue Volksschule mit ihrer zur We-

ckung des Geistes führenden Methode abgesehen, ohne jedoch von ihr mehr zu kennen, als einzelne Karrikaturen, – Ausartungen. Er ist ein Naturforscher, welcher aus allen Reichen und Klassen verstümmelte, mißgestaltete und mißgeborne Exemplare zusammensucht, sie in ein System bringt und dann ausruft: die neue Natur taugt nichts, die alte war eine andere, bessere Natur; da gab es schlanke Bäume, jetzt nur Knieholz, da hatten die Kälber nur einen Kopf, jetzt haben sie deren zwei: das Princip der Verstandesentwicklung herrscht vor und hat uns die ganze Natur verdorben.

Der Verf. ist doch gar zu übel auf den Verstand zu sprechen. Fürwahr, er thut ihm sehr unrecht; denn was er beklagt, hat ja alles der Unverstand verschuldet. Ich schließe meine Betrachtung mit folgenden Bemerkungen. R – r hat eine Frage zur Sprache gebracht, die der ernstesten Beachtung werth ist. Er hat sie aber von einem beschränkten Parteistandpunkte und in vorurtheilsvoller Befangenheit einseitig beantwortet. Die Eingenommenheit gegen die Schule, die aus allen Seiten seiner Abhandlung hervorleuchtet, hat ihm nicht die Ruhe gegönnt, die wahren Quellen von der nicht so umfangreichen Wirksamkeit der Volksschule, wie man sie glaubte, erwarten zu können, aufzufinden. Es hat mir au scheinen wollen, als sei er mit dem gegenwärtigen Standpunkte weder der pädagogischen Literatur, noch der Bildung der Lehrer, dem Charakter der Seminarbildung so vertraut, als zur Beantwortung der 4 Frage nöthig sein dürfte. Wahrscheinlich hat er sich von den Bewegungen auf dem pädagogischen Felde fern gehalten und wird nun Mühe haben, sich einzuleben. „Die Gegenwart,“ bemerkt Jemand,

„ist einmal so angethan, wer zu spät kommt, den nimmt die Post nicht mit und er hat das Passagiergeld verloren.“ Daß die Volksschule mehr Früchte tragen kann, als sie getragen hat, sowohl in wissenschaftlicher als in sittlich-religiöser Hinsicht, wird kein unparteiischer Lehrer läugnen. Aber noch ist die Volksschule nicht in ihre volle Wirksamkeit getreten; noch ist sie ja gar noch nicht in ihrer Wichtigkeit erkannt und als ein großes Institut in der Volksentwicklung aufgefaßt; noch ist die Bildung ihrer Lehrer im Allgemeinen viel zu dürftig und ihre Stellung bei Weitem zu ärmlich, um im Stande zu sein, einerseits die Idee eines wahren Volkslehrers in einer höhern Weise als der bloßer Stunden? Schulmeisterei aufzufassen, wie andererseits auch nur Muth und Freudigkeit zu behalten, mehr vom Beruf zu erfüllen, als den Titel- und Stundenzettel; noch ist ferner die Wirksamkeit der Volksschule viel zu plötzlich mit dem 14. Jahre abgeschnitten. Während da der Kinder-Unterricht aufhört, sollte dann der Jugend-Unterricht beginnen und ein „Bildungs-Verein“ in jeder Gemeinde das Ganze leiten. Für die dürftige Besoldung, welche die meisten Lehrer trotz der „ungeheuern Unterstützungen,“ welche nah unserm Verf. auf das Volksschulwesen verwandt werden und die er schließlich (S. 440) noch vermindert wünscht, zur Zeit noch erhalten, sind aber bereits mit so viel Aemtern bebürdet, daß man ohne Unbilligkeit neue Ansprüche an sie nicht wird machen können. Man erziehe die Jugend sorgfältig und leite sie, die in, wie die außer der Schule; man Sorge für Fortbildung der aus der Schule Entlassenen, damit sie nicht in acht Jahren vergessen, was sie in acht andern erlernt haben; dann wird man freilich

andere Früchte sehen und nicht nöthig haben, zum Theil begründete Klagen in ganz unbegründete Anklagen zu verwandeln, Einstweilen sei man aber darauf bedacht, daß das Lehrerleben ein recht frisches sei, was es nicht überall ist und auch bei der gegenwärtigen Stellung kaum bleiben kann. Wo hat der Lehrer eine Aussicht auf Beförderung? Wenn er in irgend eine Stelle eingerückt ist, so ist er auch fertig. Es werde die Vorbildung fürs Seminar eine bessere, damit die Bildung in demselben mehr sein kann, als ein bloßes Hinunterschlingen, um den Hals für das Examen recht voll zu kriegen (wie F. A. Wolf sagt) und dann für das ganze übrige Leben wiederzukäuen. Man fahre fort, Alles das aufzusuchen und zur Sprache zu bringen, was die Volksschule in ihrer Wirksamkeit wahrhaft beengt und macht, daß uns nicht alle die Segnungen, die sie zu gewähren im Stande ist, zu Theil werden. Nebenbei vergesse man aber auch nicht, das Gute zu sehen, was sie in der That gewirkt hat, da dies zu zeigen, eine nicht weniger nothwendige Aufgabe ist, Denn in die Welt hinaus zu schreien: Unsere Schulen kosten ungeheure Opfer und taugen nicht nur nicht, sondern schaden vielmehr, ist leicht; es wird auch nicht an Leuten fehlen, die es glauben und bald genug sagen werden: Was sollen wir Geld geben für unnütze, wohl gar schädliche Anstalten und Männer besolden, die nichts leisten. Ich fürchte, daß in dieser Weise der Klageruf ohnehin schon verstanden worden sein mag, Darum hielt ich es für eine Pflicht, diesem Irrthum entgegen zu treten.

Schlesische Provinzialblätter
1843, Band 118, S. 347

Ein Wort über Lehrerfeste.

Von
K. F. W. Wander.

„Nun dächt‘ ich, nach vielem Rennen und Laufen
dürft Einer auch einmal verschnaufen,
ohne daß Jeder gleich, der wohl ihm wollt,
ihn ‘nen faulen B. gel heißen sollt‘!“

Goethe,

In einer Zeitschrift, welche die Besprechung aller die Provinz berührenden Angelegenheiten und Interessen sich zur Aufgabe gemacht, und die schon hinlänglich bewiesen hat, daß sie Volksschule und alles diese Betreffende mit als in ihr Bereich gehörend betrachtet, wird gewiß auch ein Wort über Lehrerfeste am rechten Orte sein. Ich will die Nothwendigkeit derselben nicht erst beweisen, es wäre überflüssig, Lehrerfeste sind ein Gegenstand der Zeit, und zwar der gegenwärtigen, Es sind aber über dieselben eine Menge falscher Ansichten verbreitet, die wohl einer Berichtigung bedürfen. Daß dieselben sehr voneinander abweichen, daß sie theils Partei für, theils gegen das Fest nehmen, ist zu natürlich, um eine Veranlassung zu bieten, uns darüber zu wundern. Jede Zeit hat ihren Charakter und trägt ihr Ge-

präge; in der gegenwärtigen spielt der Associationsgeist augenscheinlich eine wichtige Rolle und drückt ihr seine Physiognomie auf. Ueberall sehen wir seine Wirkungen, Alles assocüirt sich; wo unser Auge hinreicht, da treten ihm Verbindungen entgegen, wo unser Ohr, da werden ihm Nachrichten von geschlossenen Gemeinschaften kund. Es ist, als ob das große Wort, was auf den ersten ihrer Spalten unsere heil. Urkunden dem Schöpfer in den Mund legen: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, grade jetzt erst in ihrer ganzen Tiefe und Ausdehnung verstanden würde. Hier sind es Landwirthe und dort die Naturforscher; hier die Philologen, dort die Theologen; hier die Krieger aus den Jahren 1813 – 15, dort die Kaufleute; hier reunirt sich der Adel, dort der Bürgerstand; hier bilden sich Vereine zur Unterstützung des bedrängten Protestantismus, dort zur Zurückführung der Protestanten in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche; hier treten die „Freien,“ dort die „Symbolgläubigen“ zusammen; hier vereinigt man sich für, dort gegen Beschneidung; hier bilden sich Bibel- und Missionsvereine, Traktätchengesellschaften, dort Mäßigkeitsvereine oder Hopfen- und Malz- Clubbs. Und wo würde ein Ende finden, wenn ich die Leser von den irdisch gesinnten Eisenbahn- und Dampfschiffahrts-Gesellschaften durch alle andern hindurch bis zum frommen Kölner Dombauverein führen wollte! Ist es in einer Zeit, die sich durch Association so deutlich, so entschieden charakterisiert – wohl zu verwundern, daß auch die Lehrer des Volks nah einer Vereinigung streben? Oder wäre es eben nicht sehr befremdlich, wenn sie

es nicht thäten, wenn sie allein von dem Wirbel der Bewegung unberührt blieben? Wo sich die Lehrer aber zu größeren oder kleineren Vereinen – es ist gleichgültig, ob sie Konferenzverbände oder Festvereine heißen, – zusammengeschaart haben, da gereicht das ebenso sehr ihnen selbst, wie den Behörden, unter denen sie stehen, zur Ehre. Ihnen selbst, weil sie sich von dem Anstrengenden, Gleichförmigen, Ermattenden, sich häufig Wieder holenden, was der Lehrerberuf, aller der erregenden Faktoren ungeachtet, die er in sich trägt, doch in seinem Gefolge hat, nicht die Frische und die Theilnahme am Leben und für das Leben haben rauben lassen; weil sie ihre Zeit verstehen – die erste, weit wichtigste Forderung, die ich an einen Volksschullehrer mache. Ein Lehrer, der seine Zeit nicht versteht, kann Alles auf der Welt sein und machen; er kann Seide bauen, Runkelrüben zeugen, anständig küstern und höflich zu Gevatter bitten; er kann alle Sterne kennen und jedes Kraut des Feldes, und wieder jedes Thierlein, von dem es gefressen wird; er kann ein Schullehrer, d. h. ein Lehrer für die Schule sein: aber er ist Eins nicht, – ein Lehrer fürs Volk – ein Lehrer fürs Leben. Und eben dieser Punkt ist es, welcher das Volk selbst bei der Frage über das Sein und Nichtsein der Lehrervereine und Feste betheiliget. Jenes Streben der Lehrer, in Vereine zusammenzutreten, ehrt aber auch die Behörden, unter denen sie stehen.

Wo die Lehrer in einer Geisteserschaffung starren, so daß keine Bewegung der regen Gegenwart sie aufwecken kann; wo sie ihr Solo spielen und es aushalten, Vierteltage lang die Beine ruhig unter dem Tisch zu halten, die Nacht

zu wachen und dafür in der Schule auszuruhen; wo sie zwar stets bei Kasse sind, wenn die Genußsucht irgend ein Opfer fordert, aber auf der Stelle bettelarm, sobald ein kleiner Beitrag für einen gemeinnützigen Zweck gefordert wird; wo sie von Allem in der Welt eher berührt werden, als von Etwas, die Schule betreffend; wo ihnen jeder Verein, sogar ein Sauf- und Spielverein, lieber ist, als ein pädagogischer: da wird auch die Ehre für die Behörde nicht sonderlich groß sein. Dagegen, wo es sich am meisten regt, wo die Kräfte am freiesten und selbständigsten wirken; wo sie sich am ungehindertsten für edle Zwecke verbinden können: da hat unzweifelhaft die beste Pflege derselben stattgefunden. Sei es immerhin, daß hier und da eine Kraft die rechte Richtung verfehlt, daß sie die vorgeschriebenen Grenzlinien überschreitet: wie leicht ist sie zurecht gewiesen!

Also die Associationen sind eine Zeiterscheinung; die Lehrervereine gehören dazu, also auch die Lehrerfeste, die aus jenen hervorgegangen sind und sie nur dadurch von jenen unterscheiden, daß, während jene in kürzeren Zeiträumen wiederkehrende Versammlungen meist aller Lehrer eines kleinen Umkreises, zur Besprechung pädagogischer Fragen, zur Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände sind, diese dagegen sich als Zusammenkünfte darstellen, welche nur in längern Zeiträumen (ein und mehrere Jahre) einmal sich bilden, jedoch aus Lehrern verschiedener Kreise und größerer Entfernung, nicht sowohl ausschließlich, um die Mitglieder wissenschaftlich zu fördern, als vielmehr sie so anzuregen, daß sie die ihnen von den Ortsvereinen oder Lo-

kalbehörden und Instituten gebotenen Hilfsmittel und Gelegenheiten zu ergreifen und zu ihrer Fortbildung, wie zum Wohle der Schule zu benützen, sich angelegen sein lassen. Eine Lehrerkonferenz ist eine Geistesmahlzeit, ein Lehrerfest eine geistige Brunnenkur und Lustwandlung. Wo wäre ein Mensch, der nicht eine Erregung nach langer Anstrengung bedürfte? Jeder sucht sie auch auf seine Weise. Aber man wird wohl einräumen, daß immer eine Weise besser sein kann, als die andere, Früher haben die Lehrer sie, nach dem Charakter einer andern Zeit, in Etwas Anderem gesucht; ich will nicht entscheiden, ob in etwas Besseren. Aber je mehr sie eingesehen, wie wichtig die ihnen ertheilte Aufgabe ist, desto mehr haben sie auch das Bedürfniß gefühlt, sie würdig zu lösen. Man (d. h. Hupe in Lübben) hat den Lehrerfesten die Basis abgesprochen, die entweder eine historische, religiöse, politische, sociale oder naturale sein müsse, deren keiner aber ein Lehrerfest sich zu erfreuen habe. Zwar hat H., der im Brandenburgschen Schulblatte die Lehrerfeste bespricht, noch keinem Schlesischen beige-wohnt, kann also aus Erfahrung nicht wissen, ob sie eine Basis haben, ob sie wirken oder nicht; ich will denselben hier auch gar nicht widerlegen, weil das gewiß die Lehrer der Provinz Brandenburg besorgen werden; allein es heißt sich offenbar selbst die Augen zuhalten, ihre sociale und naturale Basis leugnen zu wollen. Da sie aber aus dem Bedürfniß der Zeit entsprungen sind, so fehlt ihnen sogar nicht die historische. Eine religiöse und politische Tendenz hat man ihnen, wiewohl mit Unrecht, ohnehin zugeschrieben, und so hätten sie zuletzt statt keiner – fünf Basen. Freilich wär? es besser,

sie besäßen, wenn nebenbei ein Scherz erlaubt ist, eine einzige, wohlwollende Base, die hier und da ein gut Wort für sie spräche. Meint dies H., so hat er recht.

Es ist übrigens auch gar nicht meine Absicht, hier ihre Grundlage zu beweisen; entbehren sie derselben, so mögen sie wie alles Andere, was nur als Meteor durch die Atmosphäre zieht, wieder in ihr Nichts zerfallen. Ich so wenig, wie meine Amtsbrüder, die sich nicht für Feste interessieren, weil man an denselben ißt und trinkt, werden deshalb Hut und Arm beflorn. Wenn sie übrigens auch nur als vorübergehende Mittel einem wichtigen Zwecke dienen; wenn sie auch nur durch eine Reihe von Jahren die Arbeiter im Schulgarten erregten und frisch für ihre Lebensaufgabe erhielten: so würden sie immer schon ihr Dasein gerechtfertigt haben. Wenn man ihnen bei näherer Kenntniß gewiß eine Basis bewilligt, so wird man nicht umhin können, ihnen Tendenz und Wirkung einzuräumen. Nein, die Lehrerfeste – ich rede jetzt von den schlesischen, weil ich sie am genauesten kenne – haben Tendenz und Wirkung. Sie habuen sogar eine edle Tendenz; und ihre Wirkung – ich könnte dies mit hunderten von Urtheilen belegen, wenn dazu hier Raum wäre – ist eine erfreuliche, wohlthätige. Sie sollten sein und waren Feste der reinsten Freude; Feste, amtsbrüderlicher Vereinigung, Feste segenreicher Entschlüsse. Ihre Nothwendigkeit mehr zu beweisen, ihren Segen darzuthun, liegt nicht in meiner Absicht. Die Schlesier haben von jeher in dem Rufe einer innigen Theilnahme für ihr Schulwesen und ihre Lehrer gestanden, so daß ich sie dadurch zu beleidigen glaubte.

Wenn es mir vielleicht vergönnt wäre, diese Zeilen mit schlechtern eignen Worten zu schliefen, so wird man mir gewiß erlauben, es mit bessern von Diesterweg zu thun, zumal ohnehin die Rhein. Blätter für Erziehung und Unterricht von so wenig Nichtlehrern gelesen werden, obgleich jeder Gebildete theilnehmen soll an der Volkserziehung, sie lesen sollte. Es heißt dort (1843, 27, Bd. S. 329): Die schlesischen Lehrerfeste zeichnen sh durch äußere Haltung, besonnenste Berechnung der Zeit und ihrer Anwendung aus. Diese Lehrer wollen sich nicht einmal einen sogenannten frohen Tag machen, sondern in Gemeinschaft treten um höherer Zwecke willen. Von dieser schönen, edlen Art, Feste zu feiern, kann man allenthalben etwas lernen. Ihre Wirkungen sind großartig. Man muß etwas der Art erlebt haben, Daheim in seiner Stube kann man sich solches nicht vorstellen, Mancher mag denken, ec habe oft mehr als 500 Menschen beisammen gesehen z aber diese Zahl macht es nicht, sondern das Gefühl: hier stehst du zusammen mit Hunderten deiner Standesgenossen, die mit dir einerlei Beruf theilen, seine Freuden und Leiden empfunden haben; du arbeitest mit ihnen an der Bildung der Menschheit, pflanzest die Keime der Humanität, förderst die Pflege dessen, was groß ist vor Gott und Menschen. Und was dringt nicht alles auf den Festgenossen ein, um ihn, wenn er sie noch nicht mitbrachte, in die rechte Stimmung zu versetzen, d. h. in die Stimmung, in der man sich dem Göttlichen verwandt fühlt, in der jeder Pulsschlag uns das Glück verinnerlicht, daß man ein Mensch ist und daß man sich den geistigen Beruf des Lehrers erwählt hat! Wer solche Augenblicke nicht empfunden hat, der hat

nicht auf dem Höhepunkt des Lehrerlebens gestanden, der weiß von dem beseligendsten Bewußtsein, dem reinsten Lehrerbewußtsein, nichts. Eine einzige solche Stunde, Eine im Jahre, erhebt Jeden über zehntausend Jammerstunden hinweg; alles Leid und aller Kummer sind vergessen, und ohne daß irgend Einer die Seele der Hörenden durch Worte oder gar durch Predigen mahnt zum Ausharren und Beharren im Rechten und Guten: der feste Wille durchglüht Jeden, und es werden Gefühle und Gesinnungen wach, die in der Seele wunderbar schliefen, kurz eine Stimmung kommt über den Menschen, wie sie ihn ergreift in Augenblicken, die zu dem heiligsten Schatze des Herzens gehören, dessen Erinnerung aushält, bis zum letzten Athemzuge.“

Schlesische Provinzialblätter
1844, Band 119, S. 674

Die Zurückführung des dreijährigen Seminar-Cursus auf einen zweijährigen.

Ein Wort im Interesse der gegenwärtigen Volksbildung.

Von

K. F. W. Wander.¹

Seine eigenen Ansichten haben und sie, versteht sich auf gesetzlichem Wege, seinen Mitbürgern mittheilen, ist ein göttliches Privilegium des Menschen; darauf verzichten, heißt seine angeborenen, heiligsten Menschenrechte aufge-

¹ Eben, als ich diesen Aufsatz absenden will, kommt mir das Programm (1844) des Sem.-Dir. B a r t h e l in die H ä n d e . Er hat derselbe „die Ueberzeugung, es stehe dem Christen wohl an, der Obri- gkeit nicht nur Gehorsam zu leisten und Andern denselben nothgedrungen vorzuleben, sondern gern und freudig.“ Die Lichtmänner, wie er die Leute nennt, welche den Tag mehr trüben als die schönste Nacht, haben nicht nöthig, sich von ihm christlichen Gehorsam predigen zu lassen, den werden sie von selbst, wie bisher, zu üben wissen; umso mehr, als B. das Christenthum nur halb zu kennen scheint, Jesus hat nicht nur gesagt : „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, sondern auch: Gott (d. h. hier der Wahrheit, dem Rechte) was Gottes ist; er hatte den Muth, vor Priestern und hohen Priestern vor dem Vicekönig Herodes und dem Statthalter Pilatus freimüthig zu reden .

ben. Ein zuständiges Recht nicht ausüben, ist aber eine Verleugnung der Pflichten gegen die Gesamtheit. Diese Betrachtungen haben mich bestimmt, bisher über gewisse Tagesfragen mich zu äußern; sie bestimmen mich jetzt, gerade obiges Thema mir zur Besprechung zu wählen, so viel andern, vielleicht weniger empfindlichen Stoff auch die Tagesgeschichte bietet. Was ich sage, sage ich nicht als Hirschberger Lehrer, sondern als preußischer Staatsbürger, oder, wenn man lieber will, Unterthan, Ich spreche als bloßer Wander und nicht als „Lehrer“ Wander, und muß dies ausdrücklich hervorheben, um mich vor jeder Vermischung amtlicher und nichtamtlicher Thätigkeit zu verwahren. Nach der Cab.-Ordre vom 31. Januar 1843 ist es gestattet, „auch die Maßregeln der Verwaltung in zum Druck bestimmten Schriften zu würdigen und Verbesserungen in einzelnen Verwaltungszweigen anzudeuten oder vorzuschlagen, wenn es in bescheidener, anständiger Form und in wohlmeinendem Sinne geschieht.“ Daß meine Absicht eine wohlmeinende ist, kann ich versichern, und über Form und Ton mag die Censur richten. Ich werde so bescheiden sein, als meine Natur gestattet; die Censur-Instruction liegt vor mir.

Zu der langen Einleitung habe ich noch Eins hinzuzufügen. Ueber dasselbe Thema ist bereits eine so gründliche Abhandlung geschrieben, als sie aus meiner Feder nicht zu erwarten ist, als mein entfernterer Standpunkt sie mir kaum möglich macht – vom Oberlehrer Scholz am evangel. Schul-lehrer-Seminar zu Breslau; Allein sie befindet sich in einer päd. Zeitung (Schle. Schull.-Zeit, 4843 ‘Nr. 9 – 13), die meist nur, leider! von Lehrern gelesen wird. Wenn es aber

auch hier und da scheinen will, als wären die Schulen bloße Ernährungs-Anstalten für Lehrer, oder Versorgungs-Institute für reife Kammermädchen: so ist dies dessenungeachtet ihr eigentlicher und wahrer Zweck nicht; sie sind nicht der Lehrer, sondern des Volkes willen da, Was die Schulen betrifft, das betrifft das Volk. Gilt dieser Satz schon, wenn von Universitäten und Gymnasien die Rede ist, so muß er umso mehr Anwendung finden, wenn das Volksschulwesen berührt wird. Nun gibt es aber keine Anstalt im Staate, die einen größern Einfluß auf unser Volksschulwesen, mithin auf Volksbildung, äußert, als die Institute, sin denen die Lehrer des Landes für ihren hochwichtigen Beruf gebildet werden. Die Zurückführung des dreijährigen Bildungs-Cursus der künftigen Lehrer auf einen zweijährigen ist aber eine Maßregel, an der nicht bloß die Leser der Schles, Schull.-Zeitung, sondern alle preußischen Bürger Interesse nehmen müssen. Namentlich wird sie aber die Aufmerksamkeit aller Schlesier verdienen, weil gerade die Seminare unserer Provinz durch den dreijährigen Cursus bevorzugt waren, weil unsere Provinz es ist, deren Volksschulwesen und deren Lehrerbildung auch in andern Provinzen einen guten Klang hat. Die schlesischen Stände haben dies auch sehr wohl gefühlt und daher die Bitte an den König gerichtet, den dreijährigen Cursus fortbestehen zu lassen, eine Bitte, die der Landtagsabschied aus Rücksichten der Einheit² in der Verwaltung nicht gewähren konnte.

² Gem.-Dir. Barthel sagt sin seinem Programm, „daß sich bis jetzt nicht Eine Stimme für den 2jährigen Cursus habe vernehmen lassen.“ Er versteht dies Schweigen der Presse nicht, er wundert sich

Das, was ich etwa hier vom allgemeinen Standpunkte unserer Volksbildung zu sagen habe, dürfte sich an die drei Fragen knüpfen lassen: 1) Welche Befürchtungen für unser Volksschulwesen sind durch jenen Schritt veranlaßt worden? 2) Welche Hoffnungen sind uns dadurch gegeben? 3) Welche Verpflichtungen hat das Volk dadurch erhalten? Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Maßregel, wie die Zurückführung des dreijährigen Bildungs-Cursus auf einen zweijährigen, Befürchtungen erzeugen muß.³ Sie waren zum Theil schon vorhanden, ehe sie getroffen wurde. Ich beziehe mich hierbei auf einen Artikel in diesen Blättern selbst (118. Bd. S. 26), dessen Verf. die an ihn von einem Landmanne gerichtete Frage mittheilt: „Wie kommt es, daß die Schullehrer nun nicht mehr so viel lernen dürfen, als sonst? Jeder Lehrer hat vielleicht ähnliche Fragen theils vernommen, theils si selbst vorgelegt, wie ihm auch unterschiedliche Antworten darauf nicht fremd geblieben sein werden.

Der Schluß ist, als naheliegend, wohl auch verzeihlich: Kürzerer Bildungs-Cursus – geringere Bildung der Lehrer; mangelhaft gebildete Volksschullehrer – dürftigere Volksbildung. Darum hat man ihn auch gemacht und war bei der neuen Einrichtung umso mehr betroffen, als schon seit Jah-

darüber. Ja, er geht noch einen Schritt weiter und erhebt seine Stimme dafür als die erste.

³ Sicher aber nicht aus den vom Sem.-Dir. B. angeführten Gründen, deren Unhaltbarkeit jedem Schulpräparanden in die Augen springt, auch wenn er hieß mit „Notenschreiben und Gevatterbriefabfassen“ genährt worden ist.

ren die lebhaftesten Wünsche für eine gründlichere Lehrerbildung als die bisherige laut geworden waren. Die öffentlichen Besprechungen, die darüber gepflogen worden, sind bekannt, Es hat sich herausgestellt, oder vielmehr, es ist die Ueberzeugung der Mehrzahl unter uns geworden, daß weder die Vorbildungsweise für das Seminar, noch die Weiterleitung in demselben die Ansprüche, welche die Zeit an die Volksschullehrer macht, zu befriedigen vermag, Es kommt freilich immer Alles auf den Inhalt an, den man dem Worte „Lehrer“ zu tragen gibt. Soll der Lehrer weiter Nichts sein, als eine Person, die, wie etwa der Gemeindegirte das Vieh auf die Weide treibt, dafür sorgt, daß eine ihm anvertraute Kinderschaar täglich unter seiner Aufsicht einige Stunden still sitzt und nebenbei auf eine mechanische Weise Lesen, Schreiben, das Einmaleins und den Katechismus lernt, so bedürfen wir dazu gar keines Seminars; für diese Functionen werden sich innerhalb Deutschlands an jedem Orte Personen genug finden. Nach den Ansprüchen aber zu urtheilen, welche man amtlich an ihn macht, welche täglich die öffentliche Meinung sin hundert Weisen ausspricht, soll er mehr als ein mechanischer Mittheiler von gewissen Kenntnissen und Fertigkeiten, er soll Lehrer, erziehender Lehrer sein. Für die, welche wissen, was dies im ganzen Umfange heißt, bedarf es näherer Auseinandersetzung in Betreff der Behauptung nicht, daß dazu eine tiefe, gründliche, allgemeine Bildung nöthig ist. Nur, wer zum Selbstbewußtsein gekommen ist, kann Andere ins Bewußtsein wecken, welches aber eben die Aufgabe aller Bildung ist. Die Schulen sollen aber nicht nur den Geist wecken, sie sollen das Herz bilden, in sittlicher

Hinsicht veredelnd wirken. Können sie das ohne Lehrer, die auf der Höhe der Sittlichkeit stehen? Es verletzt uns, wenn wir sehen, wie plumpe Hände die Rosenknospen aufbrechen! Höher noch als Rosenknospen stehen Kinderseelen. Sollte es uns gleichgültig sein: von wem und wie sie geöffnet werden? Nimmermehr. Aber wie viele werden in ihrer ersten Entfaltung auf eine ungeschickte, wenn ich nicht sagen will, frevelhafte Weise behandelt. Wie ganz anders würde es mit den Völkern stehen, wenn in jeder Schule ein Sokrates oder Christus den Jugendunterricht erteilte und die Kindlein zu sich kommen ließe! Da nun aber ein Sokrates nicht Jeder sein kann, da sie überhaupt selten sind, so wird es immer unsere Aufgabe bleiben müssen, solche Männer hinzustellen, die ihrer Aufgabe am meisten gewachsen, also nicht dem griechischen Weisen am unähnlichsten sind. Der Irrthum, als sei zum Jugendunterricht Jeder geschickt, wenn er nur so viel könne wie die Kinder, die er unterrichten soll, ist, so schädlich auch, noch gar sehr verbreitet; und es wird all unser Schulwesen nicht eher die gewünschten Früchte tragen, als bis man sich von demselben völlig los-sagt. Sowie nur Menschen Menschen zeugen können, so können auch nur Menschen auf zweiter Potenz, d. h. Durchgebildete, Menschen erziehen und bilden. Alles andere ist Abrichtung und trägt höchstens Früchte, die man am Examen zeigen, sind Protokollen abschreiben und in die; Akten registrieren kann; im Leben selbst wird man wenig davon gewahr. Durchgebildete Lehrer sind also schon um des Bildungszweckes willen nöthig. Ihre gegenwärtige Stellung zur Gemeinde, in der sie wirken, fordert aber auch diese höhere

Durchbildung. Es liegt wieder in der Natur der Sache, daß man nur Den achtet, der seiner Aufgabe gewachsen ist. Die eines Lehrers ist aber keine andere, als: Bildung – nicht bloß Kenntnisse, dadurch wird jener weil umfassendere Begriff nicht erschöpft, – um sich zu verbreiten. Jeder Lehrer ist das Licht seines Orts, er soll es sein; sei der Ort so klein, so groß als er wolle. Ein Licht, das nicht leuchtet, ist aber ein Widerspruch.

Will man die Forderung, welche an die Bildung des Lehrers zu machen sei, ideal hinstellen, so kann man sagen, er muß – es liegt ‘im Begriff des Worts – die gründlichste, höchste Bildung an seinem Wohnorte besitzen. Dadurch ist ihm erstlich die Möglichkeit gegeben, die Geister der Kinderschaaren ins Bewußtsein zu rufen; dadurch ist ihm Achtung und Vertrauen gesichert; dadurch das Vermögen gegeben, seinen bildenden Einfluß auf die Gemeinde selbst zu erstrecken, auf die Erwachsenen veredelnd zu wirken. Ein Lehrer, der in unseren Tagen nicht mehr weiß, als was er seinen noch unwissenderen Kindern mittheilt, dessen geistiger Gesichtskreis mit dem ABC und dem Einmaleins abgeschlossen ist, der ist auch in dem kleinsten Orte der Spott der Kinder, weil der Erwachsenen. Jetzt sind Kenntnisse nicht mehr auf gewisse Kreise beschränkt; die Presse hat durch die wohlfeilen Volksschriften sie an die entlegensten Oerter, oft sind die niedrigsten Hütten, verpflanzt, Gebildete aus größern Städten haben sich in Dörfern niedergelassen; der allgemeine Militärdienst hat auf die Verbreitung der Bildung bedeutend eingewirkt. Junge Männer, die ihre Jahre in den größten Städten unseres Staates gedient, können,

wenn sie nur einige Empfänglichkeit für veredelnde Einflüsse besitzen, mehr Kenntnisse und Bildung erlangen, als sich ein Schulpräparand gegenwärtig in der engen Schulstube durch Notenschreiben zu erwerben vermag, Macht ein solcher nun seine Candidaten-Prüfung und wird dann wohlbestallter Schulmeister: wie wird er sich, ganz abgesehen von andern Gebildeten des Ortes, bloß zu den zurückgekommenen Wehrmännern verhalten! Man wird ihn als beschränkten, ungebildeten und unwissenden Menschen verachten, und damit ist dem bildenden Einflusse, der von der Schule ausgehen soll und den man bei unzähligen Anlässen bedarf und, wie wir alle Tage lesen können, zu Hilfe ruft, der Lebensnerv abgeschnitten. Ein Einfaltspinsel, ein beschränkter Mensch kann die Bildung nicht repräsentieren; maßt ex si dies an, so wird er nur umso mehr ein Gegenstand des Spottes, oder der Verachtung der Einen, des Mitleids der Andern. Ob man nun den Schulmeister eines Ortes, oder mehrere hundert einer Provinz auslacht, könnte uns sehr gleichgültig sein, wenn es bloß den Schulmeistern gälte. Ich selbst dürfte so wenig Erbarmen mit ihnen haben, daß ich aus Kräften mitlachen würde; denn so sehr ich auf der eine Seite die Pfaffen hasse, so sehr sind mir auf der andern die Schulmeister zuwider, weil beide es vorzugsweise sind, welche die Menschheit auf ihrem Entwicklungsgange aufgehalten haben und noch fortwährend aufhalten. Allein es handelt gar nicht um die dem Spotte und der Achtung verfallenden Schulmeister, sondern um die Bildung einer ganzen Gemeinde.

Man wolle mir doch ja nicht entgegen, daß die Jugend des Dorfes die nothdürftigen Kenntnisse dessenungeachtet erwerben könne, wenn auch der Schulhalter des Orts wegen seiner geringen geistigen Bindung und, was das mit verbunden ist, anderweitigen Unkultur keiner Achtung genösse. Es ist dies der alte Irrthum, nach welchem der Lehrer wie ein Tagearbeiter nach der Masse der abgelieferten Arbeit beurtheilt wird. Der Irrthum ist aber der guten Sache nachtheilig und muß aus diesem Grunde bekämpft werden. Er gehört einem, wir wollen hoffen, Überwundenen Standpunkte unserer Volksbildung an, wo man sich in der Gemeinde einen Mann hielt, der die äußere Fertigkeit einbläute. Damals reichte das aus; jetzt nicht mehr. Wer dies annimmt und geltend macht, beleidigt unser Volk, negiert Alles, was seit Jahrzehenden für Volksbildung von Seiten der Staatsregierung gethan worden ist. Das, was unsere Jugend von der Schule sin der Weise empfängt, daß sie es vorzeigen, auf dem Examen zur Schau legen kann, ist fürwahr das Wenigste. Eine Anstalt, die sich an diesen äußeren Früchten genügen läßt, kennt ihre Aufgabe nicht; und ein Lehrer, der von seinem innern Gerichtshofe andere Resultate nicht barzubringen hat, ist gar sehr zu bedauern. Ich würde meine Lehrerwirksamkeit für verloren, meine Berufsaufgabe für ungelöst, die Bestimmung meines Lebens für unerreicht halten, wüßte ich, daß nicht anders Saaten aus meinem Ackerwerk ersprießen würden.

Der Lehrer wirkt nicht, worauf es am meisten ankommt, durch das, was er eintrichtert, sondern dar das, was er ist; durch Charakter, Gesinnung, Krafterregung; dadurch, daß

er der Wahrheit entschiedene Freunde, der Tugend muthige Kämpfer erzieht, daß ex die jungen Herzen dem Genius des Schönen, Buten, alles Menschlichen öffnet; daß er für die Zukunft säet und pflanzt, Ernten, die erst über seinem Grabe reifen. Wenn irgend eine edle Handlung geschieht: worin hat sie ihre Quelle? Wer hat die erste Anregung dazu gegeben? Von wem rührt das Samenkorn dazu her? Bon einem mechanischen Schulmeister gewiß nicht. Aber von einem gesinnungstüchtigen Vater (Luther), einer tugendhaften treuen Mutter, von einem geistweckenden Lehrer,

Schlesische Provinzialblätter
1844, Band 120, S. 46

**Die
Zurückführung des dreijährigen Seminar-Cursus
auf einen zweijährigen.**

Ein Wort im Interesse der gegenwärtigen Volksbildung.

Von

K. F. W. Wander.⁴

Man fordert vom Geistlichen wissenschaftliche Durchbildung, Warum? Damit er eine Predigt halten kann? Gewiß nicht. Sowie ein Mann ohne wahre Bildung Schule zu halten im Stande ist, so vermag auch

⁴ Siehe Hoffmanns Lehre von den Steuern S. 178 ff.

ein Anderer ohne Gymnasial- und Universitätsstudien eine Predigt auszuarbeiten. So wenig aber das Predigen den Beruf des Geistlichen ausmacht, ebenso“ wenig das Schulehalten allein den des Lehrers, Der Geistliche bedarf seine Bildung, um als Seelsorger wirken zu können, um durch sein ganzes Leben in der Gemeinde einen veredelnden Einfluß auszustrahlen. Aber ist der Lehrer der Schule weniger Seelsorger? Gehört weniger Bildung dazu, auf Kinderseelen zu wirken, als auf die Erwachsenen? Ist es etwa gleichgültig, wie sie entfaltet, gepflegt, worauf sie gerichtet werden? Ob hier eine Kraft, die einst heilandartig wirken könnte, durch unrichtige Behandlung zu einte Geißel für die Welt herangebildet wird? Fürwahr man hat den Beruf des Volksschullehrers noch wenig genug in seinen Tiefen und seiner umfangreichen Bedeutung erkannt. Besonders haben die Gemeinden selbst gar arg in dieser Beziehung gefehlt, indem sie nach dem Grundsatz der Billigkeit bei ihren Anstellungen verfahren. Sie haben sie durch diese Billigkeit in den meisten Fällen selbst betrogen. Auf dem Felde der Jugendbildung, wie jeder Bildung überhaupt, kann nur die Tüchtigkeit entscheiden. Nun kommt aber bei dem Volksschullehrer noch der Umstand hinzu, daß er nicht bloß für die Kinder der Gemeinden angestellt wird, sondern auch

für die Erwachsenen. Ich bemerkte bereits, daß er ohne Achtung seitens der Gemeinde erfolgreich nicht wirken könne. Es ist mir bekannt, daß ein Lehrer von einer Frau in Gegenwart ihrer Kinder ein dummer Kerl, ein Einfaltspinsel genannt wurde, weil er eine etwas beschränkte Kenntniß der deutschen Literatur besaß, auch wohl sonst einer sonderlich tiefen Bildung sich nicht erfreute. Mit seinem Einflusse auf die Kinder war es aus. Solche Urtheile stehen theils nicht vereinzelt da, theils bleiben sie nicht verschwiegen. Soll aber der Lehrer des Orts von den Gebildeten verachtet werden? Das will man nicht, Dagegen gibt es nur Ein Mittel – gründliche Bildung. Ist sie vorhanden, dann hat die Gemeinde an einem solchen Manne nicht bloß einen wahren Lehrer der Jugend, sondern auch einen Freund und Rathgeber in allen ihren eigenen Angelegenheiten. Sie hat Vertrauen zu ihm, und weil dies, so wird es ihm leicht möglich sein, guten Gedanken Eingang und Ausführung zu verschaffen. Ein Mann, der das Vertrauen einer Gemeinde hat, richtet aus, was unter andern Umständen geradezu unmöglich wird. Aus diesem Grunde müssen wir wiederholentlich eine noch umfassendere Bildung der Volksschullehrer zur Sprache bringen. Und darum hat die Zurückführung des

breijährigen Cursus der Seminarzöglinge Befürchtungen erzeugt, weil man glaubt, die an den Volksschulen anzustellenden Lehrer müssen nothwendig dadurch mangelhafter gebildet sein, wodurch die Aufgaben, die sie zu lösen hätten, auch nur dürftig oder gar nicht gelöset werden könnten. Ich spreche aus, was ich vernommen, was zum Theil meine Seele bewegt. Die Befürchtung hab' ich aber nicht aussprechen hören, als werde dadurch überhaupt die Bildung ausgehalten werden. Das ist auch unmöglich, Die allgemeine Bildung der neuern Zeit ist ein Produkt aus zu vielen Faktoren, als das solches möglich wäre. Wenn sechs Pferde am Wagen ziehen, bleibt derselbe noch nicht stehen, falls auch eins entfernt wird.

Es sind hier und da, an manchen Orten sehr lebhaft Klagen erhoben worden über den Dünkel der Lehrer. Ich will hier gar nicht von den jungen Hilfslehrern von 20 – 24 Jahren reden. Wenn diese sich auch ja mehr geltend machen sollten, als von anderer Seite gewünscht wird, so wolle man bedenken, daß sie in Lebensjahren sich befinden, in denen die Jugendkraft der Studenten sich auch anders äußert, als in der Folge geschieht. Nur die ältern Lehrer, die das jugendliche Feuer in ihren kalten Verhältnissen zugesetzt haben, will ich hier im Auge behalten. Woher

kommt ihr Dünkel? Daher, woher er überhaupt kommt. Sokrates sagte am Lebensabende: „Nun weiß ich, daß ich Nichts weiß! Welche Schüler eines Gymnasiums bilden sich am meisten ein? Bekanntlich die Quintaner. Der Dünkel hat seine Quelle in Unwissenheit, und das beste Gegenmittel, dem er entschieden weicht, ist – gründliche Bildung. Aber auch nur diesem; er läßt sich nicht weg predigen, nicht weg kommandieren. Daß er unter den Lehrern – in andern Ständen auch – da ist: wer wollte es leugnen! Es wird dies auch von den Behörden erkannt.

Dies führt mich auf den zweiten Punkt, auf die Hoffnungen. Wenn ein Uebel erkannt wird, so ist es schon halb beseitigt. Gilt dies schon von einzelnen Personen, so kann man mit noch größerer Zuversicht es von unserer erleuchteten und überall auf der Bahn des Fortschritts wandelnden Regierung annehmen. Sie weiß, daß, wie in dem angeführten Rescript ausgesprochen i, viele Volksschullehrer eine nur bis zur Halbheit gediehene Bildung t, falls der Statusquo, d. h. der bisherige Uebelstand, nicht bleiben soll, nur ein Doppeltes denkbar. Entweder muß die Bildung der Lehrer auf Null reducirt werden, man muß die Seminare aufheben und Schneider und Schuhmacher anstellen, welche die mechanischen Fertigkeiten me-

chanisch aneignen; man muß den Volksschullehrerstand in den Zustand völliger Unbewußtheit zurückführen, d. h. aufheben; oder die halbe Bildung zu einer ganzen machen. Was die Regierung thun wird, kann nicht zweifelhaft sein, jemehr sie selbst die Folgen der Halbheit erkannt zu haben scheint. Aus diesem Grunde hoffe ich auch eine wesentliche Verbesserung der Volksschullehrer-Bildung. Ueberall und in jeder Beziehung schadet Halbheit. Halbe Arbeit, sagt schon das Sprichwort, ist keine; und was ist halbe Bildung anderes, als eine halbe Arbeit? Bei Halbheit ist weder eine tüchtige Gesinnung, noch ein edler Charakter auch nur denkbar. Am nachtheiligsten muß sie aber auf dem Gebiete der Jugendbildung wirken; und man sollte keinen Augenblick anstehen, wenn auch die Staats- und Gemeindegassen mit Millionen belastet werden sollten, alle halbgebildeten Lehrer mit vollem Gehalt zu pensionieren, um an ihre Stellen Männer von ganzer Bildung zu bringen.

Unsere Hoffnung auf eine gründlichere Lehrerbildung stützt sich hauptsächlich auf den Allerhöchsten Landtagsabschied für die schles. Stände, worin er heißt: „daß die Bildungszeit der Schul-Aspiranten künftig einen größern Zeitraum „wie bisher umfassen werde.“ Faßt man die Lehrer-Seminare als Be-

rufsschulen auf, so wird man sich damit einverstanden erklären können, daß ein Cursus von zwei Jahren ausreicht, um das gründlich zu betreiben, was zur Führung des Lehrerberufs wesentlich nothwendig ist, z. B. Methodik, Didaktik, Schul- und Erziehungswesen. So lange aber die Seminare als allgemeine Bildungs-Anstalten betrachtet werden müssen, war ein dreijähriger Cursus noch nicht ausreichend, und es wurden Wünsche für einen vierjährigen laut. Sobald das Seminar eine gründliche Bildung in Religion, Mathematik im weiteren Sinne, deutscher Sprache, Geschichte, Geographie und in den Naturfächern vorfindet, wird es in zwei Jahren dem Lande tüchtigere Lehrer liefern können, als ihm jetzt bei dreijährigem Cursus nicht möglich war, wo es beim Einmaleins anfangen und die ersten Elemente der Orthographie lehren mußte.

Wenn ich die Absicht der Staatsregierung nicht falsch aufgefaßt habe, so ist sie diese. Die Vorbildung der Volksschullehrer für ihren Beruf zerfällt in zwei Hauptabschnitte, von denen der erste die allgemeine Bildung gewährt, der andere die besondere Berufsbildung zu geben die Aufgabe hat. Wenn nun jener 6, dieser 2 Jahre umfaßt, so läßt sich, dem Zeitraume nah, annehmen, daß etwas Tüchtiges geleistet werden kann. In Betreff der allgemeinen Bildung

soll nah der Anordnung des Cultusministers so verfahren werden. Die jungen Leute, welche sich nach erfolgter Confirmation für den Lehrerberuf bestimmen, „sollen befähigten Lehrern zur Unterweisung überwiesen, nach Verkauf von zwei Jahren von dem betreffenden Schulrevisor geprüft und geeigneten Falls sodann in die Zahl der „Aspiranten“ aufgenommen werden.“ Haben sie sich nun wieder zwei Jahre vorbereitet, so werden sie eine zweiten Prüfung im Seminar unterworfen, nach welcher sie, sofern sie dieselbe bestehen, in eine von der Königl, Regierung zu führende Präparandenliste eingetragen werden. Als Präparanden setzen die jungen Leute ihre Bildung, wahrscheinlich wieder zwei Jahre fort, worauf sie die Prüfung behufs der Aufnahme in das Seminar zu bestehen haben. Man sieht, daß der Vorbildung nun ein Plan zum Grunde legt und daß, falls er auf die rechte Weise ausgeführt wird, die Resultate ein Fortschritt sein müssen. Unter der sechsjährigen Vorbereitungszeit ist aber sicher nicht der bloße Aufenthalt bei einem Lehrer, wäre er auch noch so befähigt, zu verstehen, – den haben wir bereits –, sondern eine planmäßige Bildung. Wo sie aber die Lehrer finden werden, die im Stande sind, nicht allein, was ihre geistige und wissenschaftliche Befähigung, sondern, und vorzugsweise, was Kraft und

Zeit derselben betrifft, dieses schwere, mit einer großen Verantwortlichkeit belastete Geschäft zu übernehmen, das dürfte bei der Ausführung des neuen Plans eine Hauptfrage bleiben. Einstweilen besorgt noch der Zufall das Geschäft; da er aber ohne Besoldung arbeitet, so darf es ihm nicht zu hoch angerechnet werden, wenn er nur eine „halbe“ Bildung liefert. Die jungen Leute, welche für das Seminar in 6 Jahren so vorgebildet werden sollen, daß dies dann eine gründliche Volksschulwissenschaft darauf bauen kann, bedürfen täglich mindestens fünf Stunden Unterricht, wobei der Verarbeitung des Gebotenen, Ueberkommenen und besonders Angeregten noch Muße genug übrig bleibt. Mir ist, in Schlesien wenigstens, kein Lehrer bekannt, der, unbeschadet seines Berufes, eine solche Aufgabe zu lösen im Stande wäre. Ehe diese Einrichtung ins Leben treten kann, werden auch in jedem Kreise zuvor Normalschulen eingerichtet werden müssen, mit denen dann die Vorbildungs-Institute zweckmäßig und erfolgreich sich vereinigen lassen. Ueber die Normalschulen später ausführlicher.

Wie der Plan der veränderten Lehrerbildung grade in der bezeichneten Weise auf Hindernisse stoßen wird, habe ich bloß angedeutet; ich werde mich

freuen, wenn er die Idee verwirklicht, welche die Regierung durch ihn erreichen will. Gut würde es ohne Zweifel gewesen sein, der dreijährige Seminarkursus wäre so lange beibehalten worden, bis der neue Plan die ersten Zöglinge geliefert. Denn es entsteht jetzt der Uebelstand, daß die Seminarbildung abgekürzt ist, ohne daß für die Vorbildung mehr geschehen wäre. Es wird also jetzt eine Bildungsperiode eintreten, die noch unvollkommnere Resultate liefern muß, als die frühere, die schon durch ihre „nur bis zur Halbheit gediehene Bildung ein falsches Bewußtsein“ erzeugt und mithin gefährlich gewirkt hat. Würde aber auch durch diesen Uebergang nur ein bloßer Stillstand herbeigeführt, „so ist dieser schon auf einem geistigen Gebiete, wo sie alles bewegt, zu beklagen. Die Zahl der Lehrer, die bisher die tüchtigsten Präparanden geliefert haben, wird ohnehin von Jahr zu Jahr kleiner, weil sie sich immer mehr davon überzeugen, daß ihnen bei gewissenhafter Verwaltung ihres Hauptberufs nicht so viel Zeit, am allerwenigsten so viel Kraft übrig bleibt, um junge Leute so zu bilden, wie die hohe Wichtigkeit des Lehrerberufs es erfordert. Almälich müssen auf diesem Wege die Präparanden ganz aufhören, oder werden sich höchstens auf solche beschränken, die nur gezogen worden sind im persönlichen und nicht im

Interesse der Sache. Es wird dies zuletzt doch eigene Präparanden-Anstalten hervorrufen, so wenig sie als Ideal zu wünschen sind. Sie sind etwas Besseres, aber nicht das Gute. In unsern Tagen, wo durch Hebung des Volksschulwesens überhaupt durch Real- und höhere Bürgerschulen, durch allgemeine Wehrpflichtigkeit, durch eine freiere Bewegung der Presse, durch gesteigerten Verkehr mittels Eisenbahnen und Dampf eine größere Bildung auch bis in die unteren Stände gedrungen ist, wo sich bereits das Bedürfniß höherer Bauernschulen geltend macht, kann ein Lehrer, wenn seine Wirksamkeit Erfolg haben soll, einer allgemeinen Bildung nicht entbehren. Aus diesem Grunde würden wir es vorziehen, wenn die jungen Leute ihre Vorbereitung für das Seminar in guten Realschulen genössen, so jedoch, daß sie eine bestimmte Zeit in den Ortsschulen täglich oder wöchentlich beschäftigt würden.

Ich habe nur noch wenig Worte zur Beantwortung der dritten der obigen Fragen hinzuzufügen, der nämlich, welche Verpflichtungen das Volk selbst in Betreff seiner Lehrer habe. Eine hat es bereits erfüllt, indem es durch sein gesetzliches Organ, die Stände, um die nothwendige Zahl gründlich gutgebildeter Lehrer gebeten hat. Es ist aber in dem erfolgten

Landtagsabschiede, wie auch in andern, andere Provinzen betreffend, der Saß deutlich und wiederholt ausgesprochen, daß die Stände, da die Volksschulen Gemeinde-Anstalten seien, zur Beseitigung vorhandener Uebelstände und zur Förderung der guten Sache thätig mitwirken würden. Wäre es daher nicht gut, die Stände, oder ein Verein von Männerriegen unsere Volksschulen mehr als Leseinstitute und unsere Volksschullehrer etwas anderes, als Buchstabierer, welche die Wichter bläuen, sind, errichteten an den Real- und höhern Bürgerschulen der Provinz eine Anzahl Freistellen für junge Leute, die sich dem Volksschulwesen widmen wollen und die diesen Beruf deshalb erwählen, nicht weil sie zu etwas Anderem nicht taugen, sondern weil sie wirkliche Anlage und Neigung dazu besitzen? Diese Realschüler würden nach Vollendung eines vollständigen Cursus auf der Realschule ins Seminar treten, um sich die Berufsbildung geben zu lassen. Auf diesem Wege würden dann jährlich einige Lehrer ins Amt gelangen, und in ihrem Umkreise weiter wirken. Bei Berufung der Lehrer müsste ferner mehr, als bisher geschehen, darauf Rücksicht genommen werden, welcher unter den Bewerbern der dazu tüchtigste sei, und diese Tüchtigkeit müsse nach anderem Maßstabe gemessen werden, als, wie nicht selten

vorgekommen, nach dem glatten Gesicht, der lauten Stimme, oder den tiefen Bücklingen.

Wohlhabende Gemeinden würden wohlthun, Lehrer mit Universitätsbildung, insofern dieselbe tüchtige Bildung zum Volksschullehrer in sich begreift, an ihre Schulen zu berufen, oder zur Berufung zu präsentieren; alle aber sollten sich entschieden gegen ungebildete Lehrer verwahren, indem sie das bisher ziemlich allgemein befolgte Princip der Wohlfeilheit verließen und die Gehalte unter der Bedingung wesentlich verbesserten, daß ihnen gründlich gebildete und vor Allem gesinnungstüchtige Männer gegeben würden, die nicht bloß durch die Schulstunden, sondern durch ihr ganzes Leben zu wirken im Stande wären. Es gibt eine Sparsamkeit, die ungeheure Verschwendung ist. Ein tüchtiger Lehrer – unter tüchtig verstehe ich aber viel, nicht bloß das Wissen, sondern auch das Thun – für 600 Thaler ist weit wohlfeiler, als ein untüchtiger mit 100 Thalern. Das brauche ich gar nicht erst zu beweisen. In diesem Punkte haben sich sehr viele Stadtgemeinden gewaltig getäuscht, indem sich dem Wahne hingegeben haben, das Schulwesen dadurch zu heben, daß sie mehr Lehrer anstellen. Es kann dies ebenso zum Ruin der Schule führen, wie dies vielleicht nicht ohne Beispiel sein mag.

Ich beschränke mich einstweilen auf Vorstehendes. Soll ich noch einmal versichern, daß mich nur wohlwollende Absichten geleitet haben? – Ich hoffe, es werde aus jeder Zeile hervorleuchten. Gern bescheide ich mich, daß Manches, vielleicht Alles, nur oberflächlich ist. Aber ich werde gern, sobald die Produkte einer vollendeten Bildung zur Reife gelangt und in Wirksamkeit getreten sind, meine Feder weglegen und nicht länger die Leser der Schles. Prov.-Blätter mit unreifen Erzeugnissen behelligen, sondern Kartoffeln und Rüben bauen.

Schlesische Provinzialblätter
1844, Band 120, S. 369

Die Noth der Leinenarbeiter in Schlesien.

Von
K. F. W. Wander,

Wenn Jemandem ein Zahn wehthut, so klagt keine ganze Provinz. Klagen, welche bei Tausenden Anklang finden, sind auf realem Boden erwachsen und wurzeln nicht in den Erfindungen müßiger und unruhiger Köpfe. Diese Sätze lassen sich mit vollem Rechte auf die Noth der Leinenarbeiter in Schlesien anwenden. Seit einer Reihe von Jahren ist über deren bedrängte Lage, hervorgegangen aus dem Darniederliegen des betreffenden Industriezweiges, geklagt worden. Die Nothrufe wurden aber von Jahr zu Jahr mit dem Wachsen der Noth immer stärker, bis sie endlich ihren Wiederhall und allgemeinen Ausdruck in der Presse fanden. Wenn diese einem so wichtigen Auftrage, wie der es ist, den traurigen Zustand, in dem sich ein nicht unbedeutender Theil der Bevölkerung einer Provinz befindet, zur öffentlichen allgemeinen Kenntniß zu bringen, folge: so erfüllte sie nur ihren Beruf. Die Zeitungsschreiber machen die Zustände nicht, sie schildern sie nur; und wenn sie dies treu thun, ist ihnen eine Nation Dank schuldig, besonders schon deshalb, weil sie für das allgemeine Wohl arbeiten, ohne daß die Staatskasse sie

besoldet. Wir haben es auch schon oft genug erlebt, daß wenige Federzüge eines „Skriblers“ mehr Wahrheit ans Tageslicht gebracht haben, als eine langwierige und kostspielige Untersuchung. So hat auch in der Sache der schlesischen Leinenarbeiter die Presse ihre Aufgabe gelöst und ist mit dem Lohne, den die Welt für jedes gute Werk in Bereitschaft hat, d. h. mit Undank, von ihren Feinden bezahlt worden, Kaum war sie mit der ganzen Energie aufgetreten, so sahen alle Augen, die nicht mit offenkundiger Blindheit geschlagen waren, den Zustand; alle Herzen, nicht gehörnt für Gefühle der Menschlichkeit, wurden mit Theilnahme erfüllt. Es traten Vereine zusammen, um für Linderung und Abhilfe des traurigen Zustandes zu wirken. Jeder opferte seine Gabe: Geld der Eine, Rathschläge der Andere, Zeit und Kraft ein Dritter. Der Eine suchte die Quellen der Noth hierin, der Andere fand sie in anderem. Es war eine schöne Periode, in der Alle zum Opferaltar der Menschlichkeit sich drängten, Eine solche Gabe, und wahrlich nicht die werthloseste, ist die Schrift von Alex. Schneer „über die Noth der Leinen-Arbeiter in Schlesien und die Mittel ihr abzuhelfen. Ein Bericht an das Comité des Vereins zur Abhilfe der Noth unter den Webern und Spinnern in Schlesien, unter Benutzung der amtlichen Quellen des Königl. Ober-Präsidii und des Königl. Provinzial-Steuer-Directorats von Schlesien etc.“ (Berlin bei Veit u. Comp. 1844, IV u. 170 S. gr. 8).

Das Thema, welches der Verf. gewählt, ist so reich, daß sich ganze dicke Bände darüber schreiben lasse; es würde schon ein umfangreiches Buch geben, wenn die in der jüngsten Periode in den Zeitungen erfolgten Besprechungen über

den Gegenstand zusammengestellt würden. Dennoch hat der Verf. den reichen Stoff auf den engen Raum von noch nicht 200 Seiten zusammengedrängt, dem Grundsatz huldigend, daß, wer in unseren Tagen darauf hoffen will, gelesen zu werden und etwas zu wirken, keine Bücher, sondern nur Broschüren schreiben müsse. Wäre der Gemeingeist und das Bestreben nach einer tüchtigen Volksbildung bei uns auf dem Punkte, auf welchem wir ihn wünschen müssen, d. h. befände sich an jedem Orte, auch dem kleinsten Dörflein, ein Verein der gebildetsten Bewohner zur Besprechung von Gemeindeangelegenheiten, zur Lesung guter Bücher; so würde ich den Wunsch aussprechen, daß die Schrift in jedem Vereine gelesen werden möchte, weil über das Gewerbe selbst, dessen Darniederliegen so sehr beklagt wird, sogar unter den mehr oder weniger Beteiligten die größte Unwissenheit herrscht. Manche würden es für die Erfindung eines müßigen Zeitungsschreibers halten, wollte ich hier treu berichten, was ich zuweilen über die Ursachen des Verfalls der Linnen-Industrie und die Mittel, ihr aufzuhelfen, vernommen habe. Den letzten Punkt betreffend, leben gar viele von den Nothleidenden der Meinung, es bedürfe bloß eines Machtspruches der Negierung, und die Sache sei abgethan; der König dürfe nur sein mächtiges Werde sprechen, und es müßten die Weberei und die mit ihr in Verbindung stehenden Geschäfte sofort wieder in der vorigen Blüthe stehen. Daß nur bodenlose Unkenntniß der Regierung solche Dinge zumuthen kann, liegt am Tage; und es leuchtet hieraus wieder recht deutlich hervor, wie nicht die Bildung, sondern die

Unwissenheit und der Irrthum einer Regierung feindlich gegenüber stehen. Die angezeigte Schrift kann Allen, die Belehrung suchen, empfohlen werden; denn sie ist faßlich geschrieben, aus Anschauung des Zustandes hervorgegangen, von einer humanen Ansicht dictirt und auf den Grundsatz gebaut, es reiche nicht aus, die Noth augenblicklich zu lindern, sondern man müsse auf dauernde Abhilfe bedacht sein. Ein Bericht über eine Schrift kann diese nie selbst geben, sonst wäre jene überflüssig; sie kann bloß andeuten und muß das Uebrige der Selbstlesung überlassen.¹ Die vorliegende zerfällt in 5 Abschnitte, wovon der erste „Geschichtliches als Einleitung“ bietet, indem der Verf. einen Rückblick auf die Epoche wirft, wo die „mit schlesischen Leinen befrachteten Schiffe alle Meere durchschnitten“, den Blütenpunkt der schlesischen Leinen-Industrie, welcher noch den Anfang des jetzigen Jahrhunderts berührt. Er bespricht sodann die breiten und sicheren Grundlagen der hochgetriebenen Manufactur, die Absatzquellen, die Ausdehnung des Handels. Man staunt, wenn man erfährt, daß noch im Jahre 1802 neun bis zwölf Millionen Thaler für ausgeführte Leinwand nach Schlesien und in die Grafschaft Glatz geflossen sind.

Es folgen jetzt die Ursachen des Verfalls. Als die erste wird die Französische Revolution mit ihren Folgen – Napoleons Continentsperre, Rußlands absperrendes Zollsystem etc. genannt, woran sich denn das schlechtere Gespinnst und alle die anderen Nachlässigkeitkeiten reihen, Der Verf. hat auf seinen Reisen auch darüber die Ansichten des Volks gehört.

¹ Ich verweise hierbei auf drei Artikel in der Schles. Zeitung Nr. 222, 228 und 243 von J. St. ein.

Von S. 10 – 16 hat sich der Weber Hauffe zu Ober-Adelsbach ausgesprochen, in dessen Darlegung sehr viel Wahrheit liegt; alten die Grundansichten sind doch der Entdeckung des Maschinenwesens ebenso feindselig, wie dies bei den Webern fast allgemein der Fall ist. Ref. Ist kein Maschinen-Besitzer, hat auch keine Aussicht es je zu werden; aber er muß hier ein für allemal sich gegen die den Maschinen den Krieg erklärende Ansicht einer gewissen, Menschenwohl befördernden Klasse aussprechen. Nur vom allerengsten Gesichtspunkte können diese Leute Recht haben; aber es verräth die größte Beschränktheit, wenn ein neues Princip zu wirken beginnt, zu verlangen, die alten Zustände sollen unverändert bleiben, Würde man es nicht lächerlich finden, wenn Jemand, der jahrelang an einem gewissen Orte sicher und angenehm gestanden, auch dann noch da stehen bleiben wollte, sobald er sähe, wie sich über ihn ein gewaltiger Hammer in drohender Stellung befinde, um ihn zu zermalmen? Würde man dem klagenden Niedergeschmetterten nicht sagen: siehe, was bist du stehen geblieben. Läßt sich dies Gleichnis auch nicht buchstäblich hier anwenden, weil es mit einer ganzen Berufsklasse immer ein anderes Bewenden hat, als mit einzelnen Personen, und eine große Menge Arbeitskräfte nicht so leicht wieder andere Wirkungskreise findet, als eine einzelne: so wird doch so viel wahr bleiben, daß, wäre das Rechte geschehen, in der langen Zeit, seit welcher der Verfall des betreffenden Industriezweiges datiert, dem Höhenpunkte des gegenwärtigen Nothstandes entgegengewirkt werden konnte. Es ist Thorheit, vom Staate verlangen, er solle keine Maschine wirken lassen. Ein Staat, der diesen

wahnsinnigen Entschluß fassen wollte, würde sie sofort zerstören. Allein die Ansprüche darf man billiger Weise an jede Staatsregierung machen, daß sie durch weise Gesetze und zweckmäßige Verordnungen den Folgen begegnet, welche die Verdrängung menschlicher Kräfte durch mechanische haben müsse. Wenn sie aus ihren Registern den Absatz von Jahr zu Jahr sinken, die Zahl der Producenten dagegen im alten Verhältniß beharren oder gar steigen sieht: so muß sie daraus erkennen; daß Noth entsteht und daß sie, wenn dies Jahresreihen fort geht, endlich eine unglückselige Höhe erreichen muß. Wäre ich ein Charlatan, so würde ich unter sieben Siegeln das Recepti um eine hohe Summe ‘der Staatsregierung verkaufen: „Untrügliches Mittel, die Noth der Spinner und Weber gründlich zu beseitigen.“ Mein Recept ist auf den Grundsatz gebaut: Wenn eine Maschine zu wirken anfängt, so werden eine gewisse Anzahl Menschenkräfte frei, die sofort, oder vielmehr vorher schon, ehe die Maschinenkraft ihre Wirksamkeit beginnt, anderweitig vertheilt werden müssen, dahin, wo keine Maschine, sondern zur Zeit nur eine Menschenkraft wirken kann. Wenn dies ununterbrochen und in dem Verhältniß, als die Menschenkräfte frei werden, geschieht, so ist Allem, was man eigentliche Noth nennt, von vornherein die Wurzel abgeschnitten.

Diese Gedanken hier zu entwickeln, liegt mir bei dem Referat fern; allein man darf mir nicht mit dem Einwande kommen, es fehle an Beschäftigungen für die jetzt durch Spinner- und Weberei gebundenen Kräfte. Fürs erste hat der preuß, Staat noch für hunderttausend Menschen kulturfähiges Land tragbar oder tragbarer zu machen; es fehlt dann in

einzelnen Provinzen, z. B. Westpreußen, so sehr an Arbeitern, daß Tausende dort ein gutes Unterkommen finden können; es sind ferner in unserem Staate noch so viel Tausend Meilen Communalwege zu bauen, mit Bäumen zu bepflanzen, daß, wenn die Kräfte vertheilt werden, keine derselben wird Noth leiden dürfen. Es steht doch nirgends im Gesetz und in den Propheten geschrieben, daß die schlesischen Gebirgsbewohner spinnen, weben und dabei verhungern müssen. Ich weiß, daß diese Leute den Glauben haben; ich weiß aus eigener Erfahrung, da ich stundenlang ihre corrupten Ansichten bekämpft habe, wie schwer es ist, sie auf andere, überhaupt auf Gedanken zu bringen; allein der Staatsregierung, unterstützt von freien Vereinen, wird dies allmählich gelingen. Das Princip aber: was durch eine mechanische Kraft geschehen kann, darf durch keine menschliche verrichtet werden, – muß aufrecht erhalten werden, denn es ist ein göttliches – der Mensch soll herrschen über die Kräfte der Natur. Darüber müssen unsere Weber belehrt werden, da sie, wie viele ihrer sind, den Weltlauf nicht hemmen können, auch keine Regierung, wie stark sie sein mag, wenn sie auch zum Besten derselben gegen die allgemeine Entwicklung einschreiten wollte, etwas ausrichten kann.

Wir kehren nah dieser Episode zu der Schrift zurück. Soweit die Auslassungen des Weber Hauffe nicht gegen das Maschinen-Princip gerichtet sind, enthalten sie viel richtige Beobachtungen. Aus Hirschberg finden wir in derselben die Ansichten des Majors und Kaufmanns Giessel über den Verfall der Industrie; in Freiburg hat sich Kaufmann Härtel ausgesprochen, in Friedland G. Schmitt. Der Verf. hat also, um

die Quellen zu dem Nothstande zu erhalten, das Urtheil von Männern eingeholt, die durch ihren Beruf ein solches erworben haben können. Um die vorhandene Noth aber kennen zu lernen und nach dem Leben zu schildern, ist er wirklich dahin gegangen, wo sie ist – in die Hütten der Armen. Er hat gegen 50 Dörfer und kleine Städte genauer durchsucht, in jedem Orte 15 bis 20 Familien gesehen und gesprochen und hat durch die Besichtigung von ungefähr tausend Häusern eine richtige Anschauung der bestehenden Verhältnisse gewonnen. Mit offenem Auge und unbefangenen Blicke ist er ausgegangen, die Wahrheit zu suchen – und so hat er sie auch gefunden. Vielleicht macht Niemand dem Verf. den Vorwurf, daß er im Dienste der „Zeitungs-Skribler“ ausgegangen ist; allein er hat den Männern, welche von einer gewissen Seite mit diesem Namen belegt werden, in dem 2. Abschnitte seiner Schrift das schönste Zeugniß ausgestellt, indem er nicht nur Alles, was die Presse über den Nothstand der Leinenarbeiter veröffentlicht, durch Thatsachen, durch Namen und Zahlen glaubwürdig bestätigt, sondern uns ein Bild von den Erfolgen seiner Sendung entwirft, das, eben weil es auf lauter Wahrnehmungen und Thatsachen ruht, viel lebendiger und ergreifender wirkt, als es irgend nur ein Zeitungsbericht im Stande ist, da kein Correspondent wegen eines Artikels ganze Provinzen monatelang durchziehen kann, sondern nur ein Bild von dem Zustande entwerfen kann, der sich vor seinen Blicken, in seiner Peripherie befindet.

Der Verf. gibt auch stets der Wahrheit freimüthig die Ehre. Er hat es ausgesprochen (S. 33), daß sich „die Armenpflege in den meisten Ortschaften der Provinz gradezu nur auf dem Papiere vorfindet.“ Und wir kennen die Bemerkung hier nicht unterdrücken, daß, wenn je die Staats-Regierung einen Beamten so offenen und scharfen Auges durch unsere Dörfer sendet, um die Gemeinde-Verwaltung aus dem Leben, nicht aus papiernen Berichten kennen zu lernen, sie Dinge erfahren wird, die, wenn sie ein Zeitungsschreiber berichtete, für böswillige Erfindung, Uebertreibung etc. gehalten und ihm vielleicht von Diesem oder Jenem mit einer fiskalischen Untersuchung belohnt werden würden. Aber es würde dies auch die rasche Reform unserer Dorfgemeinde-Verwaltung, die ihr Theil an dem Nothstande auch hat, zur Folge haben.

Der 3. Abschnitt der Schrift bespricht die „Gründe der Noth,“ Zuerst werden die Beschuldigungen beleuchtet, die man in Betreff der Webernoth den Kaufleuten gemacht; es ist von dem Beschreiben der Leinwand, von den Goldzahlungen die Rede, die sich dann als lokale und individuelle Mißbräuche herausstellen. Nachdem von den Ursachen, die in dem Gewerbe selbst liegen, gehandelt worden werden die Gründe von allgemeinerer Natur aufgeführt, die als a) politische und b) sociale bezeichnet werden. Hierauf folgen im 4. Abschnitte die Mittel zur Abhilfe; als solche werden aufgestellt: das Ergreifen einer anderen Beschäftigung. Wie schwer dies hält, daß es aber dennoch endlich geht, beweist die Schrift S. 93 durch ein Zeugniß des Grafen zu Stollberg auf Jannowitz. Ferner: Übersiedelung in andere Gegenden,

Einführung neuer Erwerbszweige,² Reform der Leinen-Industrie selbst, im weitesten Sinne, so daß sie Flachsbaum, Flachsbereitung und Flachshandel,³ die Spinnerei und den Garnhandel, die Weberei, die Bleiche und den Leinwandhandel ergreifen müßte. Ueber jeden dieser Punkte hat der Verf. sich näher und mit Sachkenntniß ausgelassen. Von S. 120 an folgen einige Beilagen: A. Verordnung, betreffend die polizeilichen Verhältnisse des Leinengewebes in Schlesien und der Grafschaft Glatz. Vom 2. Juni 1827, B. Ein Bericht über die Armenpflege in Maiwaldau. C. Auszug aus einer Schrift: „über den Schles, Leinwandhandel und die Noth der Weber,“ von dem Magistrat und der Kaufmanns-Societät in Landeshut (Breslau 1827). D. Rückblicke auf die Noth der Weber in den Jahren 1816 bis 1813. E. Regeln für den Flachsbaum. F. Kostenanschlag für eine Spinnschule. G. Preis-Courant von Leinen-, Maschinen- und Tow-Garnen. H. Summarische Nachweisung der in dem schlesischen Gebirge verarmten Spinner und Weber.

Wird die Schrift von den rechten Leuten, und von den Leuten recht, d. h. nicht als ein Roman von Eugen Sue, gelesen, so kann sie ihre Wirkung nicht verfehlen. Es ist nicht meine Absicht, den Verf. in einzelnen Punkten zu bekämpfen; die Schrift ist im allgemeinen so, daß Jeder, welcher unsere Zustände kennt, ihr das Zeugniß geben muß, sie will eine bessere Zukunft herbeiführen helfen. Das wird aber nicht eher möglich sein, als bis man sich allgemein dafür

² Vgl. hierüber die Artikel der Schles. Zeit. 1843: Die Noth im schlesischen Gebirge.

³ Vgl. Schles. Prov.-Bl. Bd. 119, Mai 1844, S. 573.

entscheidet, daß auf durchgreifende Weise geholfen werden müsse. Unsere Geldspenden sind zum – Sattwerden zu gering und zum Erhungern – überflüssig. Es eröffnet sich hier der Presse noch ein großes und würdiges Feld der Thätigkeit. Man habe Vertrauen zu ihr! Die Männer, welche des Volkes Noth am offensten besprechen, sind des Vaterlandes treueste Freunde. Wer einen verborgenen Schaden aufdeckt, heilt ihn halb.

Hilfslehrer an Volksschulen, ein besonderer Gegenstand der Aufmerksamkeit,

Von
K. F. W. Wander.

„Brot haben ist die heiligste der Pflichten,
Den Geist bewahrt vorm Denken und vom Dichten!“

Es sind seit einer Reihe von Jahren eine Menge Klagen über die Volksschulen laut geworden. Namentlich hat man ihr nachgesagt, sie koste viel, erfordere große Opfer und leiste wenig. Was nun dies letztere anbetrifft, so ist zwar dem, der nicht bloß an der Oberfläche mit seinem Blickhaften bleibt, genügend bekannt, daß, wenn auch die Leistungen Schule, wie die keines Instituts, das auf einem geistigen Felde wirkt, nicht alle Morgen ausgelegt werden können, wie der Bäcker mir seinen frischen Semmeln thut, dessen ungeachtet Wirkungen vorhanden sind. Ihre Segnungen sind aber so zahlreich und so allgemein verbreitet, daß sie erst vollkommen erkannt und gewürdigt werden könnten und würden, wenn sie sämtlich fehlten. In der That möchte es aber wenig Liebe zu der Volksschule verrathen, wenn man, in der Meinung, die laut gewordenen Klagen seien alle vollständig unbegründet, sie ganz unbeachtet ließe, wie e wohl

von einzelnen Lehrern, auch Schulaufsehen, die am Ziele der Vollendung zu stehen glauben, weil sie stets gestanden haben, geschehen ist. Im Gegentheile, wer es mit der Volksschule, weil Volksbildung, wohlmeint, wird den Ursachen nachdenken, welche wobei dem Umstande zum Grunde liegen mögen, daß die Volksschule nicht so umfangreich wirkt, als man von ihr zu erwarten berechtigt sein will. Ich habe dies, wie Andere gethan, und will mich über eine der aufgefundenen hier aussprechen.

Was man auch sagen mag, die Lehrer sind und bleiben, wenn nicht das einzige, do das Hauptorgan der Wirksamkeit der Schule. Der Lehrer ist, wenn seine Wirksamkeit nicht von einwirkenden äußern Ursachen und Kräften gehemmt oder paralysirt wird – die Schule. Daher fing auch der Staat die Wiedergeburt seines Volksschulwesens mit der Erneuerung der Umbildung des Lehrerstandes an, indem er Seminare gründete, in denen über junge Kräfte ein neuer frischer, der Geist Pestalozzi's, ausgegossen wurde. Man schloß ganz richtig, mit den neuen Lehrern muß auch ein neues besseres Schulwesen erstehen. Und dennoch war dieser Schluß, wenigstens zum Theil, ein Trugschluß. Ich will hier gar nicht die Vorbildung der Volksschullehrer für ihren Beruf vom idealen Standpunkte betrachten; ich will ganz von dem Bilde absehen, das ich mir von derselben entworfen habe; sie war, wie sie in den neuen Seminarien gegeben wurde, im Verhältnisse zu dem früheren Zustande eine gute und den Anforderungen der damaligen Zeit und deren Verhältnissen entsprechende. Seit mehr denn dreißig Jahren sind nun Lehrer aus ihnen hervorgegangen; haben wir aber nun eigen

Volksschullehrerstand, in allen seinen Gliedern so durchgebildet, so frisch, so für die heilige Sache, der zu dienen er berufen ist, erglöh't? Ich weiß sehr wohl, daß es besser geworden ist, allein in dem Verhältnisse, als erwartet und gewünscht wurde, nicht; und ich muß daher die vorstehende Frage, so umfangreich wie sie gestellt ist, mit Nein beantworten. Es bleibt hier vollkommen fern liegen, was etwa die Vorbildung der Zöglinge für das Seminar, was die Bildung in demselben zu wünschen lassen möge; ich halte mich bloß an das wirklich von den Seminarien geleistete Gute und frage, woher es wohl komme, daß dies nicht zu allgemeiner Anwendung gelangt ist.

Und hier bin ich auf dem Punkte, den ich besprechen will, – bei den Hilfslehrern. Wo kommt denn die Masse von Begeisterung, die mazedonische Phalanx guter Vorsätze hin, welche alljährlich aus den Seminarien mit jungen frischen Kräften ins Leben tritt? Kommt sie unsern | Schulen in dem gewünschten Umfange und Maße zu gute? Nein; die besten Kräfte der jungen Hilfslehrer gehen für die Justitare, denen sie bestimmt sind, verloren.

Dieser in seinen Folgen so nachtheilig wirkende und mehr denn manches andere das Gedeihen der Volksschule hemmende Uebelstand hat in der Stellung der Hilfslehrer seinen Grund. Weit entfernt, den Gegenstand erschöpfen zu wollen, kann denselben vielmehr hier nur anregen, Jünglinge von 20 – 22 Jahren, treten die Seminaristen aus ihrer Bildungs-Anstalt als Hilfslehrer in unsere Schulen. Ich nehme an, daß sie alle einen bedeutenden Fond von gutem Willen und Berufseifer mitbringen. Aber ich hoffe eine

ziemlich allgemeine Erfahrung auszusprechen – ich denke mix die sämtlichen Hilfslehrer unserer Provinz versammelt und glaube nur wenig widersprechende zu hören – daß sie, bevor sie in einen aha Wirkungskreis treten, zu Grunde gerichtet, wenigstens siech und matt geworden sind.

Dazu wirkt zunächst ihre häusliche Stellung, ihr Verhältniß zum Hauptlehrer und dessen Familie. Ich verkenne das Gute durchaus nicht, was derselben als Absicht zum Grunde liegt, so wenig, wie das historische Element der gegenwärtigen Einrichtung; allein die Nachtheile, welche daraus hervorgehen, sind zu groß, als daß nicht alles Ernstes auf Beseitigung der Hauptquellen gedacht werden sollte. Als solche bezeichne ich den Umstand, daß der Hilfslehrer keine eigene Stube hat.

Ein aus dem Seminar entlassener junger Mann ist, wenn auch die Bauern sagen, er sei fertig, doch noch nicht Meister seines Faches; ja er fängt erst recht eigentlich an, Lehrer zu werden. Zunächst ist er in die Jahre getreten, in denen die Kenntnisse, die das Seminar ihm wegen der kurzen Bildungszeit und der dürftigen Vorbereitung in sehr großen Dosen reichen mußte, zu verarbeiten. Das Hilfslehrerleben ist sonach zuerst die wissenschaftliche Verdauungs-Periode. Wo aber soll der Hilfslehrer sich auf seine Lectionen vorbereiten? Wo soll er die im Seminar begründeten Wissensfächer fördern? Wo soll er bildende Bücher lesen? Wo, zur Ausbildung seines schriftlichen Gedankenausdrucke, einen Aufsatz niederschreiben? Wo dies und vieles andere thun, wenn er keine eigene Stube hat?

Vielleicht in der Wohnstube des Hauptlehrers? So. Da, wo die Kinder desselben weinen und spielen; wo die sämtlichen Angelegenheiten der Küche, des Kellers, des Feldes, der ganzen Wirthschaft besprochen werden; wo jetzt diese, bald jene Besuche in Amts- oder Familien-Angelegenheiten eintreten; wo der Hauptlehrer selber kaum einen Platz hat, wo er seine Arbeiten beseitigen kann, ohne gestört zu werden. Das also geht nicht; und wer dies meint, muß eine seltsame Vorstellung von Geistesarbeiten und Fortbildung haben, oder noch nie in einer solchen Stube gewesen sein. Ich habe hierbei noch vorausgesetzt, daß es dem Hauptlehrer, wie den Mitgliedern der Familie desselben sehr angenehm wäre, den Hilfslehrer stets um sich zu haben, als Zeugen bei der Besprechung jeder Familienfrage, und daß mithin das beste Verhältniß zwischen beiden stattfände. Man wird wohl aber auch zugeben, daß häufig ein anderes obwalten kann, in Folge dessen sich der Hilfslehrer nicht immer und unter allen Umständen, wohl in dem Familienzimmer findet, besonders, wenn er merkt, oder weiß, daß man seine Abwesenheit mehr wünscht als bedauert. Die Familienstube des Hauptlehrers bietet mit einem Worte nie und unter keinerlei Umständen für den Hilfslehrer ein geeignetes Lokal zu seiner Fortbildung.¹ In manchen Schulhäusern hat der Hauptlehrer ein paar Stuben. Vielleicht eignet sich eine von diesen. Die Schlafstube? Wohl nicht. Noch eine dritte, wenn sie vorhanden, wer wird sie heizen? Bis jetzt ist die größte Mehrzahl der Hilfslehrer ohne Wohnung, was man so nennt,

¹ Ich erwarte den Beweis des Gegentheils.

was ich so nenne. Sie haben allerdings einen Ort, wo sie athmen, essen, – zuweilen ist dies noch ein abgesonderter Winkel, – und schlafen können; das heißt‘ ich aber in meiner Sprache nicht wohnen, sondern vegetieren. Man wohnt, wo man lebt; man lebt aber nur dann, wenn auch die Functionen des Geistes ungestört vor sich gehen. Jetzt ist ein Hilfslehrer auf die Schulstube und seine Kammer angewiesen. Im Sommer geht dies allenfalls, wenn es zwar eben auch nicht sonderlich interessant die Lust einzuathmen, welche den Tag über aus den Lungen von hundert und mehr Kindern ausgeströmt ist, von allen andern Ausdünstungen abgesehen, oder während der heißen Sommermonate in der Dachkammer sich der Schwüle des Tages zu übergeben, in den Uebergangszeiten aber – sie sind bei uns ziemlich lang – in dem ofenlosen Lokale durch Erkältung die Gesundheit zu untergraben.

Wenn ich von den großen Hindernissen rede, welche sich der Fortbildung unserer „Hilfslehrer entgegenstellen, so wird man mir nicht den Einwurf machen, daß ich sie aus der Luft greife. Es fehlt mir nicht an Stoff zu öffentlichen Besprechungen, so daß ich im Stande bin, die Gegenstände vollständig reif werden zu lassen. Der gegenwärtige hat sicher die gehörige Reife. Fürs Erste habe ich alle Herrlichkeiten des Hilfslehrerlebens selbst genossen, und dann liegen eine Menge Notaten aus allen Richtungen der Provinz vor mir, welche mich vollkommen in den Stand setzen, ein Urtheil darüber abzugeben.

Ich war als Hilfslehrer so glücklich, mit dem Hauptlehrer und dessen Familie im angenehmsten Verhältnisse zu

Leben; dessen ungeachtet konnte ich in seiner Stube nicht arbeiten. In der Schulstube konnte ich es nur selten; in der Kammer gefror im Winter die Dinte, und im Sommer war sie eine so reichhaltige Insektensammlung, daß ich den Menschen hätte sehen wollen, der dort Gedanken zu produciren im Stande gewesen wäre. Ich mußte während der Sommermonate sogar, da sich die Insekten auf ihr historisches Recht stützten, in der Scheune oder auf dem Heuboden schlafen. Der Revisor würde gelacht haben, hätte ich klagen wollen, daß ich nicht arbeiten könne, da die früheren Hilfslehrer aus den angegebenen Ursachen selten zu Hause gewesen waren. Und so ist es denn auch jetzt noch sehr allgemein, daß sich die Hilfslehrer, weil sie zu Hause keinen Punkt finden, wo sie sich beschäftigen, an das Ausgehen gewöhnen. Sie wandeln mehr oder weniger von einem Bauer zum andern, trinken heut hier, essen morgen dort; eine Woche vergeht so nach der andern. Bald haben sie sich daran gewöhnt. Die Begeisterung wird allmählich kühl, die guten Vorsätze finden Hindernisse, der sittliche Muth, sie zu bewältigen, ist nicht stets vorhanden. Nach zwei oder drei Jahren findet man die jungen Leute zuweilen auf einem Standpunkte – man erschrickt vor ihnen. Sie sind trotz ihre Schulen könnten schlechter nicht sein, wenn sie auch nie in einem Seminar gewesen wären. Die Verhältnisse haben sie zu Grunde gerichtet.

Wie sind nachgerade zu der Erkenntniß gekommen, daß unsere Zuchthäuser ohne Wirkung bleiben, wenn die aus denselben Entlassenen sich selbst überlassen bleiben, oder allen gefährlichen Einflüssen preisgegeben werden. Man hat

daher Vereine gebildet, Anstalten getroffen, wo durch die aus den Freiheitsentziehungs-Instituten ausgetretenen Personen auf dem guten Wege, den sie betreten, fortgeführt werden. Wer wollte sich darüber nicht freuen! Dieser Umstand gibt mir die Hoffnung, daß auch sofort, wenn das Uebel als solches wird deutlich genug erkannt sein – und die öffentliche Besprechung wird schnell genug zu dieser Kenntniß führen die Lage unserer Hilfslehrer verbessert werden wird. Es ist in der That nicht ausreichend, daß auch von den Seminaren tüchtige Lehrer gebildet werden, wenn in den nächsten Jahren nah ihrem Austritt all das Gute, was sie mitgebracht, wieder unwirksam gemacht wird. Man kann fortwährend süße Milch in saure Töpfe gießen, es werden immer nur Molken darin sein. Der Volksschullehrerstand würde nach den Leistungen der Seminare, so wenig einzelne ihre Zeit begriffen haben, ganz andere Kräfte, oder die vorhandenen in günstigeren Zahlenverhältnissen in sich fassen, und unser Volksschulwesen würde sich noch einer größeren Blüthe erfreuen, wenn für die Ausbildung der Hilfslehrer das Nöthige geschähe. Ich meine nicht, daß sie an dem Gängelbände einer ängstlichen Controlle geführt werden – ein Jüngling, der zum Mann reifen soll, muß sich frei bewegen lernen, und Controlle könnte leicht mehr verderben, als nützen – sondern vielmehr, wenn ihnen eine Stellung gegeben würde, daß sie zu Hause bleiben könnten. Die meisten unserer Schulhäuser sind so beschaffen, daß mit nur geringen Kosten für den Hilfslehrer eine Stube eingerichtet werden kann, wie denn dies in neuerer Zeit an einzelnen Orten be-

reits geschehen ist. Es dürfte wohl aber nicht leicht eine Gemeinde, die einen Hilfslehrer braucht, gefunden werden, welche nicht im Stande wäre, das erforderliche Heizungs-material aufzubringen. Haben unsere Hilfslehrer eine wohnliche Stube und wird ihnen so viel Muße gelassen, um noch Kraft genug zu haben, für die eigene Fortbildung sowohl, wie für das Wohl der ihnen anvertrauten Schulen etwas zu thun: gewiß es wird dadurch, wenn auch nicht Alles gut, aber Vieles besser werden. Es wird nicht an solchen Hilfslehrern fehlen, die auch dann nichts thun, sondern es vorziehen werden, ihr Schlenderleben fortzusetzen und auf allen Hochzeiten, Kindtaufen und Kirmessen die Gesellschaft zu erheitern und den Voresser, vielleicht auch Vortrinker – und fehlt es an Männern, die auf diesem Wege so tief gesunken sind, daß sie ihre Laufbahn verlassen mußten? – zu machen. Allein die Mehrzahl wird die bessere Einrichtung zum Wohle der Schule würdig benützen. Die Seminare werden weniger zu klagen haben, daß so manche tüchtige Kraft verloren gehe, die sie fürs Leben gebildet haben, und werden selbst, weniger angeklagt werden.

Jetzt bedarf ein junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren viel sittliche Kraft, wenn er seiner Aufgabe und Stellung genügen und sein Ziel nicht aus den Auge verlieren soll. Aus einer Anstalt, die nicht nur seine geistige Entwicklung förderte und sein sittliches Leben angemessen überwachte, sondern, die ihn auch mit einer bedeutenden Zahl von Jünglingen gleicher Lebensaufgabe jahrelang verband, nun entlassen, sieht er sich auf dem einsamen Dorfe plötzlich allein stehen. Zwar gibt es Geistliche, die es für eine Hauptaufgabe

ihrer Stellung halten, den jungen Hilfslehrer an si zu ziehen um ihm väterlicher Freund zu sein, ihn vor sittlichen Abwegen fern zu halten, ohne das Amtsansehen hervorscheinen zu lassen; zwar finden sie Hauptlehrer, welche den jungen Mann als Freund und Mitarbeiter willkommen heißen und eine Freundschaft mit ihm eingehen, wobei der Hilfslehrer nicht etwa bloß die fehlende Person für ein Spiel zu ersehen braucht, sondern eine Freundschaft, welche das Heil der Schule zum Hochziel des Strebens hat: allein, noch bilden sie bloß die Ausnahme von der Regel.

Die meisten der sich bildenden Verhältnisse sind weniger günstig, wozu die Ursache theils in den Hilfslehrern selbst, theils in den von ihnen vorgefundenen Umständen und Einrichtungen legt. Manche junge Leute haben im Seminar bloß ihre pädagogischen Jahre abgedient, um sich ein Zeugniß als Versorgungsschein fürs Leben, um Brot zu haben, zu erwerben. Sie wollen bloß Brot, und erhalten sie dies in gehöriger Weise, so machen sie keine Ansprüche; das Verhältniß ist gut, wenn man an sie auch keine macht. Das findet sich nun oft zusammen; und dann heißt es, man habe aus dem Seminar einen guten, bescheidenen Menschen erhalten. Wenn er noch dazu die Gabe besingt, eine Gesellschaft zu erheitern, bann ist er vollkommen; das Glück einer solchen Verbindung hat den Höhepunkt erreicht. Eine solche Gemeinde lebt in seligem Frieden auf dem alten Fuße fort. Anders gestaltet sich die Sache, wenn der „Ausgediente“ mit seinem „Versorgungsschein“ an einen Ort kommt, wo der Revisor, oder der Hauptlehrer von dem Geiste des Fortschritts ergriffen find und Ansprüche an den

jungen Mann machen, wie sie im Interesse der guten Sache gemacht werden müssen. Da fühlt sich der junge Mann unglücklich; er will jetzt schon ausruhen und soll noch ein paar Jahre warten, bis er eine selbständige Anstellung hat, die ihn für sein Leben versorgt. Ich will nicht tiefer hier eingehen. Die Mehrzahl der jungen Männer kommt aber mit Idealen, mit Hochgedanken, die verwirklicht werden sollen, aus dem Seminar. Weit entfernt, ihr dies zum Vorwurf zu machen – nur die Philister des Tages können es – rechne ich dies grade zu den schönsten Vorzügen derselben. Das Wirken einer Anstalt, die einen Jüngling ohne Hochgedanken läßt, falls er keine Korkseele hat, ist ein wirkungsloses. Es kann nun freilich nicht fehlen, daß auch dadurch sich Mißverhältnisse bilden. Die feurige Jugend will rasch schreiten; sie möchte ans Ziel fliegen. Aber rechts und links werden ihr die Schwingen gebunden. Das gibt zu Verstimmungen Anlaß, besonders da, wo bisher die sogenannte „pädagogische Ruhe“ gewaltet, wo man nach der „Väter Weise“ Schule gehalten hat. Der Hilfslehrer findet Niemand, an den er sich anschließen, im wissenschaftlichen Sinne, im Interesse seines Amtes anschließen kann. Er steht allein und verlassen da – und in dieser Verlassenheit fehlt ihm sogar ein eigenes Stübchen, in das er sich zurückziehen, wo er durch Lesung guter Bücher sich veredeln, seine wankenden Vorsätze befestigen, wo er seiner Begeisterung „neues Oel“ zugießen, wo er durch schriftliche Arbeiten sich für die Entbehrungen, welche ihm von den Verhältnissen auferlegt worden, entschädigen kann.

Ist es etwa ein Wunder, wenn hier so manche Kraft für die Jugendbildung – auch das Reich Gottes – verloren geht?

Ich wundere mich nicht, da ich die Verhältnisse praktisch kenne und, wollte ich speziell werden, Schilderungen geben könnte, welche auch denen die Verwunderung benehmen würden, wo sie sich jetzt noch finden mag. Wenn ich mich wundern wollte, so würde es vielmehr darüber sein, daß trotz der vorhandenen Umstände noch o viel rüstige Hilfslehrer gefunden werden. Es ist aber noch eine andere, nicht minder gefährliche Klippe, an der das aus dem Seminarhafen entlassene Hoffnungs- und Erwartungsschiff der jungen Lehrer scheitert. Sie haben keine Zukunft. Von zwei jungen Männern, die zugleich ihren Bildungskursus gemacht, kommt der eine vielleicht im Alter von 20 Jahren sofort aus dem Seminar in ein selbständiges Amt, der andere kann 10 – 12 Jahre Hilfslehrer sein. Wäre noch die Einrichtung getroffen, daß diejenigen, welche noch nicht die Reife zur Führung eines solchen besitzen, so lange, bis sie dieselbe erworben, zurückgehalten würden, so könnte man sich vollkommen dabei beruhigen; es wäre dann die eigene Schuld derer die eine lange Jahrreihe zu warten hätten.

Aber dem ist nicht so; oft sind es grade die tüchtigsten jungen Männer, die sich als Hilfslehrer aufreiben müssen; die herrlichsten Kräfte, die, nicht „Gotte zu einem süßen Geruche,“ sondern dem Baal niederer Rücksichten, menschlicher Intriguen geopfert werden. Sobald der Hilfslehrer aus dem Seminar kommt und seinen Beruf antritt, muß er es seine Hauptaufgabe sein lassen, die Wege, die Art und Weise aufzufinden, wie er wieder aus den Verhältnissen heraus und in eine selbständige Stellung gelangen kann. Unterläßt er dies, begeht er gar den Fehler, auf den Altären der

Pädagogik und Wissenschaft überhaupt zu opfern, statt auf dem des Zufalls, so kann er das Vergnügen haben, wäre er auch noch so getüchtigt für eine selbständige Stellung, Jahrzehende hindurch Hilfslehrer zu bleiben. Er kann nicht sagen, ich will 4 bis 5 Jahre ganz still als „Hilfslehrer wirken und dann meine Bewerbungen beginnen – er weiß nicht, ob es dann etwas für ihn zu bewerben gibt – er muß sich vielmehr bald Freunde machen mit dem „ungerechten Mammon.“ Er muß irgend ein Liebesverhältniß anknüpfen mit einer Kammerjungfer vom Schlosse, einer Prediger-, Schulzen-, Schulvorsteher-Tochter; er muß die mitgebrachte Jünglingsgradheit in Kriecherei verwandeln, um sich den Weg in ein Amt zu bahnen, das den Zweck hat, dem Vaterlande gesinnungsedle und tüchtige Bürger zu bilden. Unterläßt er dies, so wird er in der Regel seine Anstellung sich sehr erschweren, sie wenigstens ungewöhnlich lange hinausziehen, da selbst bei etwaigen Probelectionen nicht ‘die innere wahre Tüchtigkeit, sondern vielmehr die „schöne Stimme,“ das „gefällige Gesicht,“ der „krumme Rücken“ u. dergl. Erfordernisse eines tüchtigen Schulmannes entscheiden. Die schöne (oft sehr unschöne, weil bloß schreiende) Stimme und die Katzenbuckelei haben uns schon manche Schule verdorben. Durchgebildete junge Männer, die unwürdige Wege verschmähen, werden wissen, ob ihnen der Umstand, daß sie im Leben als Hilfslehrer stets dazu benützt, sich für eine selbständige Stellung gründlich vorzubereiten, werden wissen, ob dies Mittel ausreichend ist, um nicht einem Bewerber nachgestellt zu werden, der die Tüchtigkeit fürs Schulamt in ganz anderen Dingen gesucht hat.

Man wird einsehen, daß auf diesem Wege solche Männer weit eher ins Amt gelangen, von denen man wünschen möchte, sie kämen zum Besten der Schulen und Volksbildung nie hinein, als andere, die so gewissenhaft dafür vorbereitet haben. Es ist dies ein unserm Schulwesen sehr zum Nachtheil gereichender Uebelstand, dessen Bestehen noch schädlicher dadurch wirkt, daß indirect der Grundsatz, wenn auch nicht theoretisch aufgestellt, doch praktische Geltung bekommt: Fortsetzung der im Seminar begonnenen Lehrerbildung, eine gewissenhafte Vorbereitung auf eine selbständige Stellung sind nicht das (sichere) Mittel, dazu zu gelangen z das sittlichste Leben ist es auch nicht.

Dieser Uebelstand macht, daß es für den Hilfslehrer keinen andern Hochgedanken gibt, als – eine selbständige Stellung, nicht etwa deshalb, um nur einen weiteren Wirkungskreis zu haben, des Guten desto mehr zu wirken, sondern um nach so vielem Proberennen, nach so viel vergeblichen Meldungen, endlich in den Hafen der Ruhe eingelaufen zu sein, Und dabei wundert man sich, daß trotz der Seminare unser Schulwesen nicht weiter vorgeschritten ist, daß es noch an so vielen Mängeln leidet? Ich wundere mich auch, aber nicht darüber, sondern, daß unser Schulwesen unter diesen Umständen noch so gut, daß es trotz derselben noch so viel begeisterte, edel denkende Hilfslehrer, noch so viel berufswarme Lehrer in selbständiger Stellung gibt. Es gehört in der That kein geringer Grad von Berufseifer dazu, wenn er einem Lehrer bei vielleicht ärmlicher Einnahme, unter drückenden Umständen warm bleiben soll bis ans Lebensende, ohne daß inzwischen eine Erfrischung oder Ermunterung

durch Verbesserung seines Einkommens stattfindet. Doch soll davon hier nicht die Rede sein. Ich will im Gegentheil nur darauf hinweisen, wie eine Menge von Hilfslehrern durch ihre Stellung und in den Verhältnissen, in denen sie sich ohne bestimmte Aussicht auf einen festeren Wirkungskreis seit ihrem Austritt aus dem Seminar befinden, für alles wissenschaftliche Fortleben abgestumpft werden und lebensmüde und matt ins Amt treten.

Es ist gewiß, dadurch allein, daß den Hilfslehrern eine Stube mit dem nöthigen Heizungsmaterial gegeben wird; dadurch, daß man ihnen so viel Muße gönnt, sich fortzubilden, und ihnen die Mittel gewährt, es zu können, wird jenem Uebelstande nicht abgeholfen werden – die ganze Stellung der Lehrer sieht vielmehr einer Organisation entgegen; allein es ist auch eben so wenig in Abrede zu stellen, daß so mancher junge Hilfslehrer seinem wichtigen Berufe lebendig erhalten werden wird.

Darum liegt der Wunsch im Interesse der guten Sache wohl nahe, Regierungen, Grundherrschaften und Gemeinden möchten gemeinschaftlich dahin wirken, daß die Lage unserer Hilfslehrer in der besprochenen Richtung eine günstigere werde.

Schlesische Provinzialblätter
1845, Band 121, S. 19

**Ueber
die Benachtheiligung kleiner Landgemeinden
durch nicht ausreihend gebildete Lehrer.**

Von
K. F. W. Wander.

Daß die Schulen die Anstalten sind, durch welche die Bildung der heranwachsenden Geschlechter besorgt werden soll, ist bekannt Ihr Einfluß auf die Gemeinden ist auch noch nicht bestritten worden, wenn man auch Ihre Wirksamkeit nicht stets in dem Umfange hat anerkennen wollen, in welchem sie, vielleicht mehr als Ideal, hingestellt ward. Die Schule wirkt durch ihren Geist, der Geist derselben aber ist der Lehrer. Man mag die Probe machen und sich in den Gemeinden umsehen, ob nicht der Lehrer, versteht sich bei längerer Wirksamkeit, in der Gemeinde wieder zu erkennen sein wird. Ist aber der Lehrer die Schule und sein Einfluß im schlimmen, wie im guten Sinne so unverkennbar; wird man da nicht mit der größten Gewissenhaftigkeit bei der Wahl und Anstellung eines Jugendlehrers verfahren müssen? In der Regel geschieht dies auch. Von den traurigen Ausnahmen, durch welche ungeeignete Männer durch unwürdige Mittel auf unedlem Wege eine Stelle zum bloßen Broterwerb erhalten, will ich hier ganz absehen, da ich mir jetzt die

Aufgabe gestellt habe, die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt unsers Schulwesens zu lenken.

Wenn in einer großen Gemeinde eine Lehrerstelle zu besetzen ist, so fehlt es nicht an tüchtigen Bewerbern; oft besteht die Schwierigkeit für den Wählenden nur darin, aus den guten den besten zu finden. Ganz anders verhält es sich in den kleinen, besonders den abgelegenen Dörfern. Bei der gegenwärtigen Dotirung der Stellen wird man wohl keine bedeutende Unrichtigkeit aussprechen, wenn man behauptet: Je kleiner der Ort, je schlechter die Stelle. Es ist wohl sehr natürlich, daß die Bewerbungen um solche Stellen erstlich nicht sonderlich zahlreich erfolgen, daß sie aber fürs zweite ganz besonders von solchen Candidaten ausgehen, die zum Besten der Volksbildung lieber einem andern Zweige als der Jugendbildung ihre Thätigkeit widmen möchten. Da jedoch die Stellen besetzt werden müssen, so wird entweder der einzige Bewerber ohne weiteres angestellt, indem man den Contract schweigend abschließt, weil er keine Ansprüche macht, auch an ihn keine machen zu wollen; oder man trifft eine Wahl aus der Zahl der Candidaten, meist eine sehr schwierige Aufgabe; gewöhnlich dürfte das Loos die leichteste Entscheidung gewähren. Solche Gemeinden wollen nun auch mit ihren Wünschen nicht höher hinaus, als einen „Schulmeister“ zu haben; ist ihnen der geworden, d. h. ist wieder ein Manu im Dorfe vorhanden, der diesen Namen führt, so ist die Sache gut, und das Übrige findet sich, oder – auch nicht.

Es fragt sich nun aber: wie kommen kleine Gemeinden, welche doch auch Glieder des „roßen Staatsverbandes sind,

dazu, in Betreff ihrer Jugendbildung so stiefmütterlich behandelt zu werden? Läßt sich das bestehende Verfahren, wenn es sich auch auf Observanzen oder andere Einrichtungen stützt, vom gesellschaftlichen, humanen, christlichen Standpunkte rechtfertigen? Ich möchte diesen Versuch nicht machen. Die kleine Gemeinde hat ein Recht auf einen ebenso tüchtigen Lehrer, wie die große Die Menschenseelen haben einen absoluten Werth und werden nicht erst dadurch wichtig, wenn sie schockweise zu zählen sind. Nach der gegenwärtigen Besetzung der Lehrerstellen in kleinen Ortschaften ist es aber, als ginge man von der Ansicht aus: Eine Schule mit etwa 15, 20 Kindern braucht keinen tüchtigen Lehrer; diese kann mit einem Manne fürlieb nehmen, wie er sich etwa zufällig findet; wenn sie nichts lernen, so hat das wenig zu bedeuten. Aber sobald 50, 60, 80 und mehr beisammen sind, d. h. sobald sich die Schule in einem großen Dorfe befindet, ändert sich die Sache. Dort wird der Candidat als untüchtig zurückgewiesen und der kleinen Gemeinde vorbehalten. Worin besteht denn aber das Vergehen der kleinen Ortschaften, sich mit einem elenden Lehrer zu begnügen? Ist es ihre Schuld, daß sie nicht größer sind? Tragen sie weniger zu den allgemeinen Staatslasten bei? Bedürfen sie eine geringere Bildung als ihre große dorflichen Nachbarn? Müssen sie nicht auch ihr Gemeindewesen verwalten und bedürfen sie dazu nicht eben so verständiger und gebildeter Leute wie in größern Gemeinden? Haben sie eine geringere Liebe zu ihren Kindern, so daß ihnen deren Bildung für die Zukunft gleichgültig sein darf? Sind die Seelen in kleinen Oertern weniger als in größern werth?

Müssen Einem diese und andere Fragen nicht einfallen, wenn man das Schulwesen einzelner solcher Ortschaften ansieht und bemerkt, wie manche Gemeinde dieser Kategorie fast dazu bestimmt zu sein scheint, einen „Schulmeister“ – ich gebrauche das Wort „Lehrer absichtlich nicht – zu besitzen, der sich vor den übrigen Gemeindegliedern vielleicht durch nichts anderes, als etwa durch seine Rohheit, seine bodenlose Unwissenheit und Bornirtheit, durch seine Trunksucht u. dgl. auszeichnet? Ich weiß schon, was Ihr mir antworten werdet, wenn ich Euch dies zum Vorwurfe mache; ich habe diese Antwort schon gehört. Wir müssen schon ein Auge zudrücken; das Einkommen ist zu schlecht, wir kriegen keinen bessern.“ Fürwahr eine schöne Rede! Ist es Recht, die Augen zuzudrücken, wo die Unwissenheit, die Untüchtigkeit, die Unsittlichkeit etc. ihre Verwüstungen unter Jung und Alt antrittet und zwei Generationen zugleich verdirbt? Das Einkommen ist zu schlecht. Verbessert es! – Ihr schaudert zurück, wenn Ihr in der biblischen Geschichte leset, wie die Juden zu Zeiten dem Moloch ihre Kinder geopfert haben; macht Ihr es etwa besser, wenn Ihr Eure Kindlein dem Moloch eines nah Euerer Ueberzeugung untüchtigen „Schulmeisters“ übergebt, um Euch 100 oder 200 rthl. jährlich zu ersparen? Habt Ihr Eure Geldbeutel nicht lieber als die Seelen Eurer Kinder? Man wolle mir nicht mit den Worten des Dichters entgentreten: „Ein Genie komme überall fort, und aus einem Holzapfel werde selbst im Paradiesgärtlein ewig keine Ananas.“ Fürs erste handelt es sich eben gar nicht um die Genie's, weil diese von selbst fortkommen, ohne eines Schulmeisters zu bedürfen, sondern um

die Bildung gewöhnlicher Menschen, deren Kräfte des befruchtenden Thaus äußerer erziehlicher Anregung bedürfen; dann muß ich aber noch gar sehr in Frage stellen, ob wirklich ein Genie, wenn es in die Hände eines „Schulmeisters,“ wie ich sie vor Augen habe, fällt, fortkommt. Bis jetzt ist mir noch kein Beispiel der Art bekannt geworden. Ich glaube aber privatim, daß ein Genie eher aus dem Hades trotz des dreiköpfigen Kerberos fortkommen würde, als aus dem achtjährigen Gefängniß einer solchen Schule.

Fehlt es wirklich einer kleinen Gemeinde an Mitteln, ihre Lehrerstelle bis auf den Punkt zu verbessern, der sie zu der Erwartung berechtigt, einen tüchtigen Lehrer zu erhalten, so darf sie sich dabei nicht beruhigen. Sie muß vielmehr die Unmöglichkeit, ihrerseits größere Opfer für ihre Schule zu bringen, neben der Nothwendigkeit, dieselbe in gleichgultem Zustande zu erhalten, wie die größeren Gemeinden, bei den nächsten Behörden darthun und um die erforderlichen Unterstützungen aus Staatsmitteln bitten und diese Vorstellungen so weit nach Oben fortsetzen, bis sie einen Erfolg haben. Ich bin der Ueberzeugung, daß die Staatsbehörden nicht wollen, kleine Gemeinden sollen in ihrer Bildung vernachlässigt werden, bloß, weil sie klein sind; ich glaube vielmehr, daß der König, welcher auch der kleinen Gemeinde ihre Kirche giet, mit derselben landesväterlichen Fürsorge ihnen auch die Mittel bieten werde, die zu einem guten Schulwesen erforderlich sind, schon aus dem einen Grunde, weil ohne vorangegangene gute Jugendbildung die kirchliche Wirksamkeit stets eine in ihren Erfolgen unsichere, sehr problematische ist. Aber die Gemeinden müssen sich ihrer

Schulen annehmen; der Schulvorstand muß nicht bloß vor – zuweilen steht er gar dahinter – der Schule stehen, er muß für die Schule reden und handeln. Der Revisor einer solchen Schule richtet mit Achselzucken allein auch nichts aus. Wenn ihm die Jugendbildung, ein sehr wichtiger Theil der Seelsorge, wirklich am Herzen liegt, so muß er darauf dringen, daß die kleine Gemeinde einen Lehrer erhält, wie er ihn für eine größere beanspruchen würde. Und wenn er sieht, daß seine Bemühungen erfolglos bleiben, so muß er eher sein Revisorat niederlegen und dadurch seinem Gewissen Genugthuung verschaffen, damit er sich durch eine Beaufsichtigung eines nahtheiligen Zustandes nicht daran betheilt. – Der Mensch ist göttlichen Geschlechts; und er darf bloß wollen, und es ist. Aber ernstlich und ganz muß er es wollen; halbes Wollen, das sich durch Händereiben und Achselzucken charakterisiert, bewirkt Nichts.

Außer den allgemeinen Nachtheilen, welche als natürliche Folgen aus ungenügenden Schulwesen hervorgehen, treffen die Bewohner solcher kleinen Gemeinden noch besondere. Manche Familie würde sich vielleicht an dem von der Natur schön ausgestatteten Orte niederlassen; aber sie muß es unterlassen, weil sie nicht im Stande ist, sich für ihre Kinder einen Hauslehrer zu halten, da die benachbarten Dörfer zu entfernt liegen, um von ihren Schulen Gebrauch zu machen, es aber ihnen nicht möglich ist, ihre Kinder der Ortsschule anzuvertrauen. Viele Eltern wollten ihren Kindern, die für dies oder ein anderes Fach besondere Neigungen zeigen und Anlagen besitzen, Privatunterricht ertheilen lassen; aber es ist Niemand am Orte, der dies vermag. Ein

solcher Zustand muß sogar einen Einfluß auf die Preise der Grundstücke ausüben; welche Familie mit Kindern wird sich an einem solchen Orte niederlassen wollen!

Hat einerseits die Gemeinde selchst t und zwar zunächst die vielseitigsten Verpflichtungen, ihre Schule auf einen befriedigenden Standpunkt zu heben: so ist doch auch die große Staatsgemeinde dabei betheilt. Es kann ihr nicht gleichgültig sein, ob hier oder dort die Jugend verwildert, oder wenigstens, ohne die erforderliche Bildung aufwächst. Sie hat den Schaden, wenn einerseits unwissende und unsittliche Menschen heranwachsen, welche für die Gesellschaft eine Last sind; sie verliert den Segen, wenn hier ein Keim unentwickelt, dort eine Anlage ohne Kultur bleibt, wenn Kräfte, die der Menschheit eine Zierde und ein Segen werden konnten, wären sie in der Jugend recht gepflegt worden, für sie verloren gehen, oder gar in falscher Richtung Zuchtruthen für sie werden. Wißt Ihr, wie viel ein Talent werth ist, das Ihr durch Euere Pfennigfuscherei der Menschheit entreißt? – Ihr glaubt, die großen Männer werden in der Hauptstadt geboren; Ihr sucht sie wie die Weisen aus dem Morgenlande thöricht genug in der Könige Häusern. Wißt ihr nicht aus der biblischen Geschichte, daß die Heilande in keinen, vielleicht verachteten Oertern geboren und erzogen werden? Grade das stille bescheidene Dörflein, weit von Hauptstraße und Hauptstadt gelegen, ist der rechte Entwicklungsort für Kräfte, die einmal in der Welt einen Auftrag auszuführen haben. – Ich habe nichts weiter hinzuzusehen, als die Bitter Gebt der kleinen Gemeinde tüchtige Lehrer? Hebt ihre Schule! Muthet ihnen nicht zu, sich mit dem ersten

besten Manne zu begnügen, der ohne wissenschaftliche Vorbildung über Nacht zum Schulmeistergestempelt worden ist!

**Die
Einflüsse des Wohllebens und Nothlebens auf
unser Schulwesen und unsere Volksbildung.**

Von
K. F. W. Wander,

Man hat in jüngster Zeit die mangelhaften Leistungen der Volksschule wiederholentlich und aus verschiedenen Gesichtspunkten besprochen, den Ursachen derselben sehr fleißig nachespürt und dieselben bald hier-, bald darin gefunden, oder finden wollen. Man wird sie von der Wahrheit wohl nicht sehr entfernen, wenn man annimmt, daß sie nicht aus Einer, sondern aus sehr verschiedenen Quellen entspringen. Die geistliche Aussicht ist voran als Veranlassung der ungenügenden Leistungen der Volksschule genannt worden, und zwar mit allem Retz aber die einzige ist sie nicht. In der mangelhaften Bildung, Besoldung, in der ganzen Stellung der Lehrer, inbegriffen ihre Pensionirung, hat ein Anderer den Grund gefunden; es ist eine Hauptquelle, aber wieder nicht die einzige. Ich will die Leser mit Anführung aller kleinern Factoren für die beklagte Erscheinung nicht ermüden. Eine Anstalt wie die Schule, namentlich die Volksschule, hängt durch tausend Saugadern mit dem öffentlichen Leben zusammen. Wenn sie ihre Nahrungssäfte aus demselben bezieht, so trägt sie auch dessen Physiognomie, sei diese hier

bald mehr eine nationale, dort provinzielle, oder gar lokale. Darüber will ich hier einige Worte sagen.

Man hat die große Noth, die bittere Armuth in vielen Gegenden unserer Provinz mit den lebendigsten Farben geschildert, auf eine unser Gefühl ergreifende Weise dargestellt; aber, daß diese Zustände einen Einfluß auf unsere Schulen haben, und welchen, hat man, so viel mir bekannt, nirgend hervorgehoben, was man si aus dem Umstande sehr leicht erklären kann, daß man gegenwärtig noch viel zu sehr mit der physischen Noth beschäftigt ist, um an die Folgen zu denken, welche daraus für den geistigen Zustand des Volkes hervorgehen müssen, zum Theil hervorgegangen sind.

Es würde überflüssig sein, hier den innigen Zusammenhang zwischen den physischen und geistigen Zuständen erst nachweisen zu wollen; er tritt an Individuen zu Jedermanns Kenntnißnahme, wie an ganzen Völkern hervor, Nahrung, Lebensweise und klimatische Einflüsse drücken einem Volke ein bestimmtes Gepräge auf. Ein solches haben nun auch mehr oder weniger die Schulen in den Ortschaften, wo die Nahrungssorge herrscht, und zwar mäßiger oder stärker, je nah dem Grade und Umfange der Noth. Es wird Niemand in Abrede stellen, daß der jugendliche Körper in einem bestimmten Zustande des Wohlbefindens und der Kräftigung sein muß, wenn der Unterricht gedeihen soll. Wer sich aber eine Vorstellung von dem Boden machen will, in den der Same des Unterrichts in den Schulen armer Gemeinden gestreut wird, der muß hineintreten, die Kinder sehen, nicht bloß ihre ärmliche, zerrissene, die Blöße kaum nothdürftig bedeckende Kleidung, sondern das ganze erbarmungsvolle

Aeußere, die blasse, von allen Spuren Jugendlichen frischen Rothens freie Wange, das hohle, matte, jedes Feuers entbehrende Auge, die kraft- und energielose Haltung, vollständigen Mangel an innerer freier Bewegung verrathend. Einen ähnlichen Eindruck kann man erhalten, falls: man zur Zeit des Schulstundenschlusses die Kinder beim Herausgehen beobachtet, wenn sie sich, in kleinere Gruppen vertheilt, auf dem Heimwege befinden. Ich sage nah der Vertheilung, weil leicht das mit dem Herausströmen einer Kindermasse unvermeidliche Geräusch für Zeichen vorhandener Lebenskraft und Rührigkeit gehalten werden könnte. Man kann da, wenn man mit einer solchen Gruppe ein kleines Gespräch anknüpft, die Verwüstungen, welche die Noth in körperlicher und geistiger Hinsicht in dieser Jugend, also dem nächsten Geschlecht angerichtet hat, meist recht deutlich erkennen, der Schilderungen nicht zu gedenken, welche über diesen Punkt einzelne, besonders betheiligte Lehrer entwerfen. Es wird sich auch Niemand über diese Folgen wundern, so wenig ich glaube, man werde meine Schilderung für ein Phantasieprodukt erklären. Die geistige Bildung kann erst da anfangen und gedeihen, wo die unabweisbarsten, die nächsten physischen Bedürfnisse angemessen befriedigt sind.

Aber wie steht es in dieser Hinsicht mit einem großen Theile der aufwachsenden Jugend der von der Erwerblosigkeit am meisten heimgesuchtesten Ortschaften? Noch ehe die Kinder geboren werden, ist ihnen der Stempel der Schwächlichkeit, nicht bloß der körperlichen, sondern auch der geistigen aufgedrückt. Die anhaltende Noth hat das gegenwärtige Geschlecht so willen- und energielos gemacht,

daß sie unfähig sind, einen Entschluß zur Begründung einer besseren Lage zu fassen, wie ihnen auch durch die Landrathämter hier und da Gelegenheit geboten worden ist. Wäre es Muth, ihre gegenwärtige Lage zu ertrage, man müßte sie bewundern; leider ist es bloß Schwäche; der Rest des vorhandenen Lebens vermag sich nicht mehr zur selbstbewußten Kraft zu ermannen; Ertragen, dulden, klagen, bitten, hoffe das sind die geistigen Lebensthätigkeiten. Von diesem Geschlechte stammt die besprochene Schuljugend ab. Schwächlich geboren, nicht als willkommene Gäste begrüßt, mit Kummer gesäugt, unter Klagen und Noth – nicht herangezogen, sondern aufgewachsen, mit der elendesten Nahrung gesättigt, haben sie das schulpflichtige Alter erreicht.

Der auf Schulgeld angewiesene Lehrer muß, weil sein Bestehen auf diese Einnahme begründet ist, das Gesetz gegen diese Kinder und ihre Aeltern in Anwendung bringen und die zur Zahlung von Schulgeld zwingen, die kaum satt zu essen haben. Die Kinder kommen; aber in welcher Gestalt! in welchem körperlichen und geistigen Zustande! Um sich eine Vorstellung davon machen zu können, muß man gesehen haben, wie sie bisher aufgefüttert worden sind. Kartoffeln sind in der Regel, sobald es nur ein paar Monate auf der Erde eingebürgert ist, eines solchen Kindes fast einzige Nahrung, mit denen es, damit es ruhig ist, so voll, als die Umstände erlauben, gestopft wird., Ist diese Stopfung geschehen, dann wird es, wenn ein solches vorhanden, einem älteren Geschwister übergeben, von dem es, man kann nicht

sagen, hin- und hergetragen, sondern mehr gezerzt und gezogen wird; oder es kriecht allein in der Stube oder auf der Straße herum. Niemand spricht mit ihm; von älterlichem Bildungseinflusse wenig oder gar keine Spur, da Vater und Mutter Tag und Nacht ihre Kraft einem Berufe widmen, der bloß so viel Ertrag liefert, um zwischen Leben und Hungertod einen elenden Zustand zu fristen. Wenn einzelne Weber in dem Kartoffel-Mißjahre saure Schlichte genossen, so kann man einen Schluß auf die Nahrung im Allgemeinen und auf die Kost der Kinder machen. So haben diese sechs Jahr im älterlichen Hause verlebt. Daß ein Geist in ihnen wohnt, der auch, und in dem gedachten Alter, zu wecken, anzuregen und zu nähren ist, daran hat man nicht gedacht; man hatte keine Zeit daran zu denken. Wer Ohren hat, zu hören, der höre! Es giebt Tausende unter uns, die keine Zeit haben, daran zu denken, daß sie Menschen sind und daß sie Menschen erziehen sollen. Das ist fürwahr kein naturgemäßer Zustand.

Der Lehrer beginnt nun den Unterricht mit den sechsjährigen Menschenwesen; aber, was für eine Arbeit! Wer es nicht selbst durchgemacht, nicht mit seinen Augen gesehen, mit seinen Ohren gehört, wird es nimmer glauben, daß solchen Kindern die nächsten Begriffe fehlen, und daß sie eine Spracharmuth – das sprechendste Zeugniß ihres noch in völligem Schlummer liegenden Geistes – besitzen, die aus Unglaubliche gränzt. Was hierbei auch die Schule thun mag es liegt außer ihrer Macht, den Grund, worauf sie weiter zu bauen hat, zu ändern. Sie kann nur den Menschen bilden,

den sie erhält; die Anlagen nur im Verhältniß zu ihre Kräftigkeit entwickeln. Ihre Wirksamkeit würde schon dann eine sehr schwere sein, wenn sie bloß die häusliche Erziehung der ersten sechs Jahr zu überwinden hätte und die Kinder dann in Bran Verhältnissen unter einen günstigen Einfluß gestellt würden; sie muß aber umso schwieriger sein, da die Kinder in denselben Verhältnissen bleiben und dieselben Factoren hemmend auf ihre Entwicklung und geistige Erstarkung einwirken. Daher kommt es auch, daß die Kinder, des anregendsten Unterrichts ungeachtet, in einer passiven Stellung verharren, doch keineswegs in einer solchen, in welcher sie den Unterricht aufnehmen, nein, so, daß sie ihn bloß machträumend ertheilen sehen und hören, ohne daß er sie innerlich berührt. Man trete in eine Schule, in welcher vorherrschend solche Kinder sitzen und beobachte den Unterricht und dessen Erfolg. Der Lehrer behandelt irgend einen Gegenstand auf eine dem Alter und der Fassungskraft der Schüler ganz angemessene Weise: durch zwischen eingestreute Fragen will er sich von der Auffassung überzeugen; aber welches ist das Ergebnis? Läst er die wenigen kräftigen, körperlich und geistig gesunden Schüler schweigen – so herrscht eine tiefe Stille, man glaubt in einem Wachöfiguren-, oder Automaten-Kabinet zu sein. Zehn Fragen und keine Antwort, höchstens ein mattes Ja, oder ein ungewisses, zitterndes, rathendes, mechanisches Nein. Man darf solche Kinder bloß sehen, um den Muth zu verlieren, geistige Ansprüche an sie zu machen.

Schwächer als ihre Fassungskraft ist aber in der Regel noch die ihres Willens. Nun will ich damit nicht sagen, daß

ein tüchtiger Lehrer bei solchen Kindern in dem Zeitraum von acht Jahren nicht eine gewisse Umgestaltung bewirken könnte; im Gegentheil bin ich ganz der Meinung, daß grade auf solche Kinder der Einfluß der Schule von den wohlthätigsten Folgen ist. Sie werden täglich 2 – 4 Stunden aus der engen, dumpfen Sorgenstube, wo die Noth noch schwerer auf den Gemüthern lastet, als die ungesunde Luft, in ein großes, schönes, helles Zimmer¹ geführt, aus dem sorgenbelasteten Familienkreise in den Kreis einer solchen Jugend, der ein besseres Loos zu Theil ward, von der stummen, mechanischen Körperarbeit zu einer den Geist und die Sprache bildenden Thätigkeit. Was möchte auch ohne diesen segnenden Einfluß der Schule, von ihrem Unterrichte hier ganz abgesehen, aus der Jugend jener Armen längst geworden sein! Aber man darf bei der Beurtheilung und richtigen Auffassung sol-

¹ Der große Zweck der Volkserziehung fordert – und grade hier spricht sich die Nothwendigkeit recht gebieterisch aus – daß jede, auch die kleinste und ärmste Gemeinde ein freundliches und geschmackvolles Schulhaus besitze; daß das Lehrzimmer geräumig, licht, rein, daß seine Wände durch geschmackbildende Abbildungen sinnig geschmückt seien. Es bleibt hier noch viel zu wünschen. Viele Zimmer werden nicht einmal rein gefegt; und selbst Stadtgemeinden kargen oft am unrechten Orte mit den Pfennigen, die das Weiße (das Grünen ist gesundheitspolizeiliche Vorschrift) der Lehrzimmer kostet, indem sie nicht eher dazu schreiten, bis die Wände beinahe förmlich schwarz sind. Beiläufig erlaube ich mir auch, ihnen mehr Sorgfalt bei Anstellung der Hauswärter für ihre Schulen zu empfehlen. Beim Reinigen der Lehrzimmer ist ferner ein wesentlicher Unterschied zwischen: den Staub aufrühren, daß er sich dann auf die Kinder oder Sachen niederläßt, und ihn ausfegen.

cher Schulen durchaus nicht vergessen, die physische Erziehung der Kinder bis zum Schuleintritt, die Atmosphäre, in der sie leben, wie ihre ganze Persönlichkeit mit in Rechnung zu sehen, wenn man anders denselben nicht in einen oder der andern Weise zu nahe treten will. In den Gemeinden, wo die Noth besonders sich geltend gemacht hat, möchte daher ein fremder Schulrevisor, z. B. der Regierungs-Schulrath, wohlthun, bevor er in die Schule tritt, einige prüfende Blicke auf die häuslichen Verhältnisse der Kinder zu werfen, denn erst dann dürfte er die Wirksamkeit der Schule, weil er deren schwierige Stellung kennt, richtig zu würdigen im Stande sein. Wiederum wird er von dem geistigen Zustande der Kinder, ihrem Aussehen, ihrer Haltung und Kleidung keine ganz ungenauen Schlüsse auf den Zustand der Gemeinde machen können.

Vielleicht könnte Jemand aus dem Gesagten folgern, als wolle der Verfasser dies zum Schutze pflichtsäumiger Lehrer gesagt haben; allein dieser Jemand würde sich sehr irren. Wenn ich von dem nachtheiligen Einflusse äußerer Noth auf das Gedeihen des Schulwesens rede, so sehe ich dabei voraus, daß die Lehranstalten mit tüchtigen und ihren Beruf treu erfüllenden Männern besetzt sind. Es ist nicht mein Zweck, hier von den Nachtheilen für die Schule zu reden, welche durch das Verschulden ungenügender Lehrer herbeigeführt werden. Ich sehe vielmehr voraus, daß die oben geschilderte Jugend Männern zur Bildung anvertraut worden, welche ihres Berufes gewachsen sind und für denselben leben. Allein wo Nichts zu gebären ist, da ist die Kunst der geschicktesten Hebamme eitel.

| **Die**
Einflüsse des Wohllebens und Nothlebens auf
unser Schulwesen und unsere Volksbildung.

Von
K. F. W. Wander,
(Beschluß)

So viel mir bekannt, hat man die Noth unserer Spinner- und Wederdörfer von ihrem pädagogischen, volkserziehlischen Gesichtspunkte noch nicht ins Auge gefaßt. Durch das Gesagte will ich nur die Aufmerksamkeit darauf lenken und Andere zur Mittheilung ihrer Ansichten und Erfahrungen darüber veranlassen.

Ich wende mich nun zum Gegensatze, zu dem Einflusse des Wohllebens auf unser Schulwesen, Die Schauplätze wechseln. Während die Noth in ihren grellsten Farben gegenwärtig in den Dörfern herrscht, wo Spinnerei und Weberei als Hauptnahrungszweige gelten, hat das Wohlleben, insofern es einen bedenklichen Einfluß auf die Bildung des kommenden Geschlechts äußert, vorzugsweise in den Städten seinen Boden. Ich verstehe aber unter Wohlleben den Zustand, in welchem der Sinnengenuß, sei er ein niederer materieller, oder ein höherer Kunstgenuß, nicht mehr Mittel, sondern Lebenszweck ist; wo er nicht im Dienste ernster Lebensaufgaben steht, sondern selbst einzig und allein Lebensaufgabe ist und darum alle Kräfte und Lebensbestrebungen in seinen Dienst genommen, sich untergeordnet hat. Dieser Zustand herrscht, wie keinem aufmerksamen Beobachter entgangen sein kann, in unsern Städten, großen, wie kleinen,

hier mäßiger, dort greller hervorkreidend, je nach Maßgabe der Mittel, der Umstände, der Oertlichkeit. Die Noth der Armen erreicht hier bei Weitem nicht den Grad, wie in den Dörfern der bezeichneten Gattung, weder hinsichtlich ihres Umfanges, noch ihrer Stärke, da eine geordnete Armenpflege, welche in den eine Landgemeinde-Ordnung ersiehenden Dorfschaften fehlt, von den wohlthätigsten Folgen ist. In den Dörfern sind auch in der Regel nur einige wenige wohlhabende Familien, welche Unmöglich, wenn sie auch ihren Leib brennen ließen und ihre ganze Habe den Armen gäben, der Noth Herr werden würden, während in den Städten eine bedeutendere Anzahl Wohlhabender sich in das Werk der Armenversorgung erfolgreicher theilen. Auch in den Stadtschulen macht zwar die Noth ihren Einfluß geltend, wie das Bedürfniß der Armenschulen beweist, aber doch nicht in dem Umfang, wie das Wohlleben, das in dem von mir oben angegebenen Sinne nicht etwa bloß in den höheren Stränden herrscht, sondern in seiner Weise sich auch des Mittelstandes bemächtigt hat, und dessen pädagogische Folgen denen des Nothlebens oft so ähnlich sind, wie ein Ei dem andern, nicht selten sie noch übertreffen. Körperlich schwach werden im Wohlleben, wie im Nothleben die Kinder geboren. Dort wie hier, kann die Mutter ihre ersten Pflichten nicht erfüllen. Dort wie hier werden ihm durch ungesunde Nahrung die Lebenssäfte, dort mit Kartoffeln, hier mit Leckereien verdorben. Dort wie hier ist es nicht selten ohne älterliche Aufsicht; dort, weil Nahrungssorgen, hier, weil Vergnügungen und Zerstreungen der Aeltern nicht er-

lauben, sich der Erziehung der Kinder zu widmen. Dort findet der Unterricht der Schule keinen Boden, weil der Kummer, hier, weil die Lust und der Genuß das Kind wie ein Kometschweif zur Schule begleitet. Dort fehlt das Interesse an den Gegenständen des Unterrichts, weil das Haus bloß von der Brotsorge; hier, weil es von der Genußjagd beherrscht wird. Dort versäumen sie den Unterricht, weil sie in den Busch, hier, weil sie auf den Ball gehen müssen. Dort können sie sich nicht vorbereiten, weil sie spinnen, spulen, Kinder warten, häusliche Geschäfte etc. besorgen müssen; hier, weil sie spazieren gehen, einen Geburtstag feiern etc. müssen. Dort kommen sie spät in die Stunde, weil sie nichts, hier, weil sie zu viel und zu lange zu essen hatten. Dort sind sie matt aus Hunger, oder weil sie die Nacht gearbeitet haben; hier, aus Ueberfüllung oder weil sie erst am Morgen aus der Ressource, vom Balle etc. gekommen sind. Dort ist die Schule übrig, weil sie die Arbeit, hier, weil sie Festmahl, eine Gesellschaft, einen Spaziergang, eine Lust, einen Genuß stört.

Soll ich die Parallele fortsetzen? Es mag genug sein. Schwer wird es nicht werden, herauszufinden, ob der Einfluß des Noth- oder des Wohllebens der gefährlichere ist. Ich halte den letztern für schlimmer. In den meisten Fällen freuen sich die armen Kinder aus dem engen Sorgenkreise des Hauses heraus in die Gesellschaft eine ihnen an Alter, wie an Lebensregungen gleich stehenden Jugend zu kommen. Isoliert zu Hause, finden sie eine entsprechende Gemeinschaft in der Schule; herrscht dort ein düsteres Schweigen, so hier das lebendige Wort: Die Schule ist „Kindern

solcher Häuser sehr oft das gelobte Land, nah dem sie sich aus der dürren, öden Wüste des Hauses sehnen. Dort fließt ihnen die Milch menschlichen Wohlbefindens und der Honig des erwachenden Menschendewußtseins. Haben sie sich bisher bloß der Gestalt nah für Menschen gehalten, so lernen sie jetzt fühlen, daß sie es ihren Kräften und ihrer Bestimmung nach sind. Sie kommen mit Kindern glücklicherer Verhältnisse zusammen; dem schwachen jugendlichen Lebensdochte strömt durch diesen Umgang, durch das ganze Schulleben „neues Oel“ zu. Kommen solche unter dem Drucke der Noth aufgewachsene Kinder später nach der Confirmation in bessere Verhältnisse, erhält ihr Körper hinreichende und gesunde Nahrung, so entwickelt sich oft auf eine Überraschende Weise mit der Kräftigung des Körpers, als des Trägers, auch der Geist. Bei Weitem weniger günstig stellt sich das Ergebniß, wenn wir die Söhne und Töchter des Wohllebens ins Auge fassen. Ihnen bietet das häusliche Leben eine ununterbrochene Reihe von Genüssen, zu deren süßen Harmonien die Schule mit ihren Ansprüchen nur eine niedrige Dissonanz bildet. Ihnen ist die Schule keine Erholung, sondern eine schwere Arbeit; keine Lust, sondern eine Last.

Um in die Schule zu gehen, müssen sie einen Genuß beschränken; um in der Schule zu sein – einen versäumen: um noch an einem Theil zu nehmen, die Schule abkürzen. Sie haben zwar Schulsehnsucht, aber nicht Sehnsucht nach der Schule, wie die Kinder der Noth, sondern aus derselben, als die des Genusses. In den Frühstunden ist ihre Seele voll von den Erinnerungen an die gestrigen, Nachmittags von den

Hoffnungen auf die unmittelbar nach den langen und einförmigen Schulstunden oder am Abende ihrer harrenden Freunden; früh kauen sie das Genossene wieder, Nachmittags das zu Genießende vor. In den Morgenstunden können sie zum Schläge nicht da sein, weil sie zu früh (im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr) beginnen. Wie könnten sie von den Anstrengungen des gestrigen Abends sich schon so zeitig erholt haben! Wie könnte bis dahin schon ihr Frühstück genossen sein! Wie kann ihnen zugemuthet werden, sich der rauhen Morgenluft unsers Klimas auszusetzen, wegen – einer zuletzt ganz unbedeutenden Lehrstunde. Es ist ja nicht der Charakter, sich im Dienste der Pflicht, sondern des Genusses aufzuopfern. Daher ist dahin, wo der Genuß sein Banner aufgepflanzt, kein Weg zu schlecht, kein Wetter zu rauh, kein Wind zu kalt. Was Weg, Wetter, Wind: diese drei Weh werden von Hermanns Söhnen, von Thusneldens Töchtern überwunden.

Durch den späten Besuch der Lehrestunden drückt man deutlich genug aus, daß an ihnen nichts liegt. „Mag der Lehrer warten, bis es uns gefällig ist, abgespeist zu haben, oder der Form wegen die Stunde nah $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ zu besuchen.“ Ist an dem Tage ein Concert, eine Theegesellschaft, ein Kaffeekränzchen, eine Tanzprüfung, ein Geburtstag – und an welchem Tage wäre in einer Stadt nicht irgendetwas Genanntes oder ihm Verwandtes – so wird dem Zeiger der Uhr oder ihrem Schläge die genaueste Aufmerksamkeit gewidmet, – Die beteiligten Lehrer werden wissen, wie interessant der Unterricht unter solchen Umständen ist. Man lehrt Geographie; sie wird in den Köpfen der Schüler zu Topographie –

Montag ein Fest hei A in B, Dienstag bei C in D, und so alle Straßen der Stadt oder Ortschaften der Umgegend durch. Man lehrt Geschichte, die Schüler wiederholen die gestern durchlebte. Ihre schriftlichen Arbeiten – sind eine Abgabe, die gegeben werden muß; ein Zehent, den man so schlecht wie möglich liefert, so lange sie noch keine Ablösungs-Commission in eine Rente verwandelt hat. – Ich will das Bild nicht weiter ausmalen, sondern zum Schluß eilen. Es ist vorauszusehen, daß mir von Einzelnen der Vorwurf einer zu grellen Darstellung gemacht werden wird. Ich ertrage ihn, indem ich bemerke, daß ich absichtlich mit scharfen Linien die Umrisse habe zeichnen wollen, weil es in meiner Absicht lag, die Aufmerksamkeit auf diese Zustände zu lenken, Widerlegen wird man mich nicht; das ist unmöglich, davon bin ich fest überzeugt. Was ich gesagt, hab‘ ich dem Leben entnommen; aber man würde doch sehr irren, wenn man meinte, ich hätte das hiesige gezeichnet, obgleich es seine Beiträge auch geliefert. Die hier zusammengestellten Züge sind überhaupt nicht Einem Orte entlehnt; sie sind nicht Einfälle von heut und gestern, sondern die Frucht mehrjähriger Beobachtungen; es sind die Erfahrungen nicht Eines, sondern vieler Lehrer. – Fasse ich das Resultat ganz kurz zusammen, so ist es dies: Unserm Volke naht eine Gefahr, wie sie den Völkern gewöhnlich nach langem Frieden droht. Von der einen Seite arbeitet das Elend, von der andern die Genußsucht an seinem Verderben. Die höchste und niedrigste Volksschicht sind von der Nervenschwäche der Völker und von Gleichgültigkeit, Willenlosigkeit, Egoismus und allen den Krebschäden, welche Nationen zu Grunde

richten, bereits sehr gefährlich ergriffen. Der gesunde Mittelstand ist mit seinen beiden Gränzsichten bedenklich bedroht, die Krankheit frißt von beiden Seiten seine gesunden Theile an. Die Lehrer, welche nicht bloß die Stunden abhalten, sondern einen volkserziehlichen Blick haben und das künftige Geschlecht erziehen, haben dies seit einer Reihe von Jahren schon bemerkt. Es hier auszusprechen, war die Aufgabe dieser Blätter. Wer sich von der Wahrheit meiner Schilderung, also von dem Vorhandensein der Krankheit überzeugt haben wird, dem wird es nicht mehr befremdend erscheinen, daß die Männer so selten sind, die sich für das allgemeine Beste aufopfern. Es fehlt an Weibern, die Männer gebären; an Müttern, die Männer erziehen, an Schulen, die sie bilden, an einer Gesellschaft, wo sie gedeihen. Weder das Elend, noch die Genußsucht und Schwelgerei können ein Volk groß und stark machen; aber zu Grunde zu richten vermögen sie.

Welchen Antheil nehmen die Aeltern an den unbefriedigenden Leistungen der Volksschule?

Von
K. F. W. Wander.

Die geringe Wirksamkeit der Schule ist in neuester Zeit ein Gegenstand mehrfacher Besprechungen geworden. Klagen und Rechtfertigungen sind einander gefolgt. Manch wunder Fleck ist im Verlauf der Debatten bloß gelegt worden, und wenn es auch hier und da noch an einem geeigneten Pflaster fehle, so äußert schon die gesunde Luft, von der die Stelle bestrichen wird, einige heilende Kraft. – Ein Uebelstand, wie der beklagte, entspringt nicht aus Einer Quelle; es wirken vielmehr verschiedene Factoren zu dem Produkte mit. Man hat den Grund der geringen Wirksamkeit in der Art der Beaufsichtigung und Leitung der Schulen, in der innern Einrichtung derselben gesucht; man hat den Mangel an Jugendschulen – Fortbildungs-Anstalten für das Alter von 14 Jahren und darüber – als Quelle genannt, und es wird vielleicht Niemand leugnen, daß beide an dem beklagten Produkt theilhaftig sind. Daß man den Lehrern selbst ihr gutes Theil dabei gelassen, muß umso mehr erwähnt werden, je seltener es sonst der Fall ist, daß sie die erste und größte Portion erhalten. Es wäre gewiß auch das sprechendste Zeugniß ihrer gänzlichen Nutzlosigkeit, wenn man sie bei

jenem, wenn auch unerwünschten Produkte nicht betheiligte. Es liegt vielmehr auf offener Hand, daß sie, bewußt oder unbewußt, der Gewalt der Umstände unterliegend, oder gutwillig ihr nahgebend und folgend, dazu mitgewirkt haben. Es wäre aber ungerecht, Alles, was aus ihrer Stellung und mangelhaften Vorbildung entsprungen ist, ihnen direkt zur Last zu legen. Man darf nie vergessen und namentlich mag das Volk selbst sich immer lebendiger davon überzeugen, daß die geringe Wirksamkeit der Schule einen Hauptgrund in der mangelhaften Bildung der Lehrer hat. Viele derselben haben ihre Stellung noch gar nicht begriffen; sie halten ihre Aufgabe für gelöst, wenn sie eine Menge todter Kenntnisse, die bei ihnen nicht zu Erkenntnissen geworden sind, aus einem Gedächtniß in ein anderes schütten. Todt liegt die Masse im Magen des Geistes; wie könnte sie Frucht bringen! Hat die Volksschule keinen andern Zweck, als den Katechismus, Lesen, Schreiben und das Einmaleins mechanisch zu lehren, so muß man über ihre geringe Wirksamkeit nicht klagen, muß sie nicht gegen Uebel der Zeit zu Hilfe rufen; man muß überhaupt so wenig wie möglich von ihr reden. Aber, ich denke, sie soll der Sauerteig sein, den ein Weib nahm und vermischte ihn unter drei Scheffel Mehl; – ein geistig erhebender Factor im Volksleben. Dazu ist aber nöthig, daß ihre Lehrer dies wissen und ihre Zeit verstehen. Wenn das Salz dumm wird: womit soll man würzen? – Ich habe es mir für diesmal nicht zur Aufgabe gemacht, den Gedanken weiter zu entwickeln; ich will auch nicht untersuchen, ob grade die Lehrer, welche eia „geruhiges und stilles Leben führen,“ wenn auch nicht „in aller Gottseligkeit“,

doch in aller Saumseligkeit hier und da den bewegteren Charakteren, die gar nicht im alten Gleise bleiben, sondern vorwärts wollen, von Verbesserungen reden, Mängel aufdecken, Ansprüche machen, vorgezogen werden; das Alles will ich für jetzt nicht. Ich will vielmehr die Frage beantworten: Welchen Antheil die Aeltern oder deren Stellvertreter (die häusliche Erziehung) an den unbefriedigenden Leistungen der Schule haben.

Wenn zu einem Produkt verschiedene Factoren mitzuwirken haben, falls es richtig sein soll, so versteht es sich von selbst, daß es, wenn auch nur einer derselben seine Mitwirkung versagt, oder in ungehöriger Weise operiert, das Produkt nicht das erwünschte sein kann. Die Bildung der Jugend ist aber eine Aufgabe, an der eine Menge Kräfte in geeigneter Weise zu wirken haben, wenn sie gelingen soll. Man sollte es nicht für möglich halten, wenn man sich nicht alle Tage durch Aeüßerungen in dieser Richtung davon überzeugen könnte, daß die Meinung nicht nur noch vorhanden, sondern auch noch sehr verbreitet wäre – zur Bildung der Jugend seien die „Schulen“ ausschließlich bestimmt. Dieser an Unsinn gränzende Irrthum ist eine Hauptursache der geringen Leistungen der Schulen. Jener reiche Kranke, von dem uns Hebel so schön erzählt, forderte von seinem Arzte, ihn gesund zu machen für sein Geld, ohne eigene diätetische Mitwirkung, zu der er keine Lust hatte. Grade so verfahren Tausende von Aeltern. Sie verlangen, die Schule habe ihre Kinder zu bilden, dafür bezahlten sie Schulgeld. Mit den lumpigen Pfennigen, die zu erwerben, Einzelnen ge-

wiß schwer genug werden mag, wollen sie sich für die Mitwirkung an der Bildung ihrer Kinder abfinden. Es ist der Tezelsche Ablaß in anderer Form; sie geben das Geld und absolvieren sich selbst.

Man darf keineswegs annehmen, daß dieser Irrthum bloß in den unteren Ständen, unter den ärmeren Familien, ja, daß er auch nur hauptsächlich dort verbreitet wäre; erscheint im Gegentheil an Stärke mit dem äußern Wohlstande und Range der Familien zuzunehmen oder, was eins ist, mit der Höhe des Schulgeldsatzes zu wachsen, so daß man beinah den Saß aufstellen kann, ohne die Wahrheit bedeutend zu verletzen: Je mehr Schulgeld, desto weniger Theilnahme an der und Mitwirkung für die Schule, Kann man aber wohl von gründlicher Volksbildung sprechen, wenn die sehr nahe liegende Wahrheit noch nicht erkannt wird, daß ohne gewissenhafte Mitwirkung des Hauses die Schule, auch wenn alles Andere, für diesen Zweck Erforderliche geschähe, ihre Aufgabe nicht lösen könne? Noch fehlt der Schule, um ihren Segen zu entfalten, die gehörige Theilnahme des Hauses. Man glaubt genug gethan zu haben, wenn man die Kinder nicht von der Schule abhält, wenn man ihnen, außer dem Schulgelde, noch die, nöthigen Bücher und andern Schulbedürfnisse, obgleich es damit schon zäher hergeht, gewährt. Es ist, wo es geschieht, aller Anerkennung werth; allein ausreichen kann es nicht. Die rechte Theilnahme der Aeltern offenbart sich dadurch, daß sie das ganze Schulleben ihrer Kinder treulich überwachen, Kenntniß von ihren Arbeiten nehmen, ihre Fortschritte und ihre Führung beobachten und in geeigneten Fällen mit dem Leber die nöthige Rücksprache

nehmen. So geschieht es auch von einzelnen Aeltern, und der Lehrer wird sogleich merken, wo es erfolgt. Die Wirkungen sind augenfällig. Diesen Aeltern ist es vorzugsweis mit zuzuschreiben, daß die Schulen noch das Bisherige geleistet haben. Je geringer jene Mitwirkung des Hauses werden würde, desto mehr müßten die Leistungen der Schule abnehmen. Es gibt Familien, in denen das häusliche Leben nur eine Fortsetzung des Schullebens ist, Familien, welche die in der Schule erworbenen Kenntnisse sofort anwenden lehren.

Die Kinder müssen während der Mahlzeit erzählen, wovon in der Schule die Rede gewesen, müssen am Feierabende vorlesen, am Sonntage das in der Woche auswendig Gelernte hersagen, ihre Hefte vorzeigen, kleine Rechnungen fürs Hauswesen besorgen, müssen, wenn die Zeitung gelesen wird, angeben, wo der oder jener Ort |liege etc. Dies zwingt sie in der Schule aufmerksam zu sein, damit sie die Zufriedenheit der Aeltern erwerben; es spornt aber auch ihren innern Lerneifer, weil sie sehen, wie sie sofort von dem Erlernten Gebrauch machen können. Kinder sind Kinder. Wenn sie alle Tage lernen und merken, daß sie nur jährlich Einmal, an der jährlichen Schulprüfung Gelegenheit haben, zu zeigen, ob und daß sie Etwas gelernt, so werden sie lau und meinen, wie es sogar die Ansicht einzelner Lehrer sein soll, für diesen At reiche es vollkommen hin, wenn sie sich etwa vier Wochen vor der Prüfung anstrengen. Daß es aber Familien gibt, in denen das ganze Jahr nicht von der Schule und ihrer Wirksamkeit geredet wird, in denen man sich gar

nicht, weder um die erworbenen Kenntnisse, noch das beobachtete Betragen der Kinder kümmert, ist eine traurige Thatsache. Ich will dahingestellt sein lassen, ob sie die Mehr- oder Minderzahl ausmachen. Aber es kommt vor, leider oft vor, daß die Aeltern die Mühe scheuen, ihren Kindern die am Schlusse der Woche über Fleiß und Betragen gereichte Censurkarte abzunehmen, den Empfang, der Controlle wegen, durch eine einfache Namensunterschrift zu bescheinigen, die Karte zur Vermeidung von Mißbrauch unter Verschluß¹ zu nehmen; es kommt vor, daß halbjährliche Censuren von einem Halbjahr zum andern noch nicht das „Gelesen“ des Aeltern erlangt haben. Solchen Aeltern ist die Schule nichts als eine Last, oder höher hinauf eine eitle Modesache. Es ist Sitte, die Kinder von 6 – 14 Jahr in die Schule zu schicken, und dieser Sitte fügen sie sich. Um der häuslichen Störungen überhoben zu werden, bringen sie dieselben zuweilen schon mit 4 Jahren, wenn sie kaum reden und gehen können. Die neuere Zeit hat die Kleinkinderschulen erfunden, durch welche die Aeltern ihre Kinder noch früher los werden. Es fehlen uns bloß noch Windelschulen, dann sind wir geschult, bis an unser seliges Ende.

Dadurch, daß das Haus von der Mitwirkung an der Schulbildung sich lossagt, wird Alles in der Schule Erworbene außer Zusammenhang mit dem Leben gebracht, und die eingesammelten Kenntnisse liegen, sofern und soweit sie

¹ Es gesteht nämlich zuweilen, daß sich Schüler, die eine schlechte Censurkarte haben, bei einem Mitschüler eine bessere zum Vorzeigen borgen, was aber nicht geschehen könnte, wenn die Karte jedem Schüler sofort genommen würde.

nicht gradezu wieder verloren gehen, als todte Schätze im Gedächtnisse, Kinder, welche täglich, sobald sie aus der Schule im älterlichen Hause angelangt sind, von Diesem und Jenem, was sie gelernt haben, Gebrauch zu machen veranlaßt werden, gewöhnen sich daran, das Erlernte fürs Leben anzuwenden. Ueberdies prägt sich Alles, das man wiederholt und gebraucht, tiefer ein. Und es wird bei solchen Schülern in der Folge weniger vom Vergessen die Rede sein, als bei andern, die nicht so glücklich waren, derartige häusliche Anregungen zu erhalten.

Die Schule bedarf aber keineswegs der häuslichen Mitwirkung bloß zur Erreichung des Unterrichtszweckes, sie bedarf deren in noch erhöhtem Maße in erzieherlicher Hinsicht. Kinder, deren Aeltern ihren Einfluß auch auf das Schulleben derselben ausdehnen, betragen sich in der Regel weit besser, als solche, bei denen dies nicht stattfindet. Ich berufe mich in Betreff dieses Punktes auf das Zeugniß aller Lehrer. Es legt dies auch in der Natur der Sache. Der erzieherliche Einfluß des Hauses darf, wenig die Erziehung nicht gestört werden soll, keine Unterbrechung erleiden, auch durch die Schule nicht. Diese bedarf dessen vielmehr wesentlich zur Erreichung ihrer Aufgabe, welche nur eine ergänzende ist. Die Schule macht das Haus nicht unnöthig; sie ergänzt dessen erzieherliche Wirksamkeit nur in einer bestimmten Richtung, in welcher es auf eine so leichte und zugleich ausreichende Weise, ohne Störung des Lebensberufes für die Aeltern, nicht geschehen könnte. Die Wirksamkeit der Schule, außer aller Verbindung mit der häuslichen Erzie-

hung und nicht von derselben unterstützt, ist ein bloßes kümmerliches Fragment, ein abgehauener Baumstamm, der vielleicht ein paar frische Schößlinge aus zurückgebliebenem Saft treibt, die aber bald genug verwelken werden. Der Schulzweck verkümmert dann zu einer winzigen Aufgabe – – Mittheilung gewissen Kenntnisse und Fertigkeiten. Der Unterricht wird kein erziehlich wirkender sein. Die Schule ist dann etwa eine geistige Garküche, in welche die Kinder täglich auf gewisse Zeit getrieben werden, um sich abfüttern zu lassen, nicht bis sie sagen: wir haben genug und wollen einmal aus einer andern Küche essen, sondern bis sie ein bestimmtes Alter erreicht haben. Die Schule kann ihre Aufgabe ohne häusliche Unterstützung und Mitwirkung nicht lösen; sie weiß das und denkt daran bei Allem, was sie thut, wenn sie auch außer Stande ist, als ein Institut, das für die Gesamtheit wirkt und die Zwecke für das Ganze zu erreichen hat, nicht im Stande ist, die Wünsche jedes einzelnen Hauses zu berücksichtigen. Leichter ist es den Aeltern, an die Arbeiten und Bestrebungen der Schule täglich anzuknüpfen, sie zu unterstützen, auf das Gegebene weiter zu bauen, es praktisch anzuwenden, die Saat mit dem Himmelstau der sich äußernden Freude darüber zu letzen, das Kind dadurch zum Fortschritt anzuspornen und auf dem Wege desselben zu erhalten. Es geschieht dies in der That, wie schon oben erwähnt, von einzelnen Aeltern, namentlich vor solchen, bei denen es noch ein Familienleben gibt, wo der Vater nicht in Weinhaus oder in der Schnapsbude sitzt, oder die Mutter eine Rolle für den dramatischen Verein sich einstudiert, wobei sie von den dummen Dingen, welche die

Kinder für die Schule zu lernen und zu üben haben, nur gestört werden würde. Man überläßt in solchen Häusern die Kinder sich selbst. Mag der Lehrer doch sehen, wie er mit ihnen fertig wird, dafür bezahlt man ihn ja; und in Erwägung des Umstandes, daß die Bildung, die er gibt, nicht einmal so viel taugt, daß sie die entlassenen Schüler mit Anstand auf einem Balle bewegen können, noch viel zu gut. Was unter solchen Umständen die Schule leisten kann, bedarf für den Unbefangenen keiner Darlegung. Sie wird ihren vorge-schriebenen Weg wandeln, um wenigstens äußerlich, der Form nach, ihre Aufgabe zu lösen. Sie muß dieß, weil sonst alle Ordnung aufhören würde. Sie kann ein bestimmtes Pen-sum aufgeben und fordern, daß es gelernt, geübt etc. werde; sie kann, wenn es nicht geschehen ist, strafen, nacharbeiten lassen. Aber sie wird wissen, daß damit lediglich der Form Genüge gethan wird, was zur Erhaltung der Schulordnung geschehen muß. Es steht nicht in der Macht des Lehrers, die Abneigung und Unlust an allen Schularbeiten, welchen der Geist des Hauses nährt, zu bewältigen und zu machen, daß etwas mit Freude geschieht, wo bereits ein innerer Wider-wille herrscht.

Die Schule hat keine schlimmern Schüler, als die aus Häusern, wo das Nichtsthun Hausreligion ist. Alles, was die Schule fordert, erscheint als eine entsetzliche, erdrückende Arbeit. Dagegen sind die Kinder ihr die liebsten, welche sie aus Familien erhält, wo jede Kraft, auch die kleinste, auf eine angemessene Weise beschäftigt wird. Hier erscheint die Schule mit ihren Ansprüchen als ein schöner Garten für

geistige Bewegung. Mit Freude kommen die Kinder aus solchen Häusern ins Lehrzimmer; die Theilnahme für die Genüsse, welche ihnen heut wieder geboten werden sollen, glänzt prophetisch aus dem Auge. Die Schule findet ein Feld für erfolgreiche Thätigkeit, Anders verhält es sich mit, den Kindern aus den Häusern, wo das bloße Vergnügen Königin ist. Die Schulstunde schlägt. Da fängt das gedruckte Herz zu seufzen an. Von dem Tische des Genusses, dem ergötzlichen Spiele in die ernste Schulstube. Wie ein Gähnender eine ganze Gesellschaft gähnen macht, so steckt ein schulmüder Schüler ganze Reihen an. Trifft es sich nun, daß eine Klasse mehrere derselben enthält, so kann sich Jedermann selbst eine Vorstellung von der Arbeit machen, die ein Lehrer hat, um einen regen Geist zu schaffen und zu erhalten. Oft ist es gradezu unmöglich. Wie können Kinder ihre Gedanken bei ernstern Gegenständen haben, wenn ihnen die Vergnügungen und Zerstreungen im Kopfe herumsummen, die ihrer nach dem Schluß der Schulstunde harren, und von denen sie zuweilen schon vor demselben abgerufen, d. h. erlöset werden. Dem Glücklichen schlägt keine Uhr. Aber ihnen kündigt jeder Viertelstundenschlag das, wenn auch zögernde Herannahen der Befreiung aus einem unliebsamen Zustande an. Stets zu langsam dreht sich, wie oft sie auch nach der Uhr blicken, der Zeiger, so daß sie kaum bemerken, wie ihre Nachbarn von dem Gegenstände angesprochen, gefesselt werden. Das ist freilich ein Einfluß des Hauses auf die Schule, aber ein trauriger, wenn auch zum Glück nicht allgemeiner.

Man hört in neuerer Zeit oft die Meinung aussprechen, die Aeltern sollten sich nicht um die Schule bekümmern; es sei weder der Wille der Regierung, noch der Wunsch der Lehrer. Das ist aber ein Irrthum, der eigentlich, weil er als solcher in die Augen springt, gar keine Widerlegung bedarf und verdient. Wer ist denn unmittelbarer bei dem Wohl und Weh der Schulen betheiligt, als die Aeltern? Nur leichtsinnigen, gewissenlosen, oder ganz ungebildeten Aeltern kann der Zustand der Schule gleichgültig sein. Wenn auch in einem Volke der Meter der politischen Bildung noch so tief steht; und wenn es für keinen Gegenstand des Gemeinwohls Theilnahme zeigt: so sind ihm doch seine Schulen und die Lehrer an denselben nicht gleichgültig. Es ist daher als ein trauriges Zeichen der Zeit zu betrachten, wenn gegenwärtig die Bildungsanstalten für die Jugend weniger ein Gegenstand der Beachtung der Bürger, besonders der Aeltern sind. Es ist kein Gesetz vorhanden, das die Aeltern veranlassen könnte, nicht theilnehmend den Schulbesuch ihrer Kinder zu überwachen und ihn fruchtbar zu machen. Es gibt gewiß keinen Lehrer, dem eine angemessene häusliche Unterstützung seiner Wirksamkeit unerfreulich sein sollte. Aber es gibt Aeltern, die ihre Theilnahme für die Schule auf eine sehr eigenthümliche Weise zeigen, eine Weise, die freilich weder von den Gesetzen gestattet ist, noch von den Lehrern gewünscht werden kann. Bald verlangen sie eigene mächtig, daß Dies oder Jenes in der Schule so eingerichtet, oder abgestellt werde, wie sie es wünschen, ohne zu erwägen, daß weder die vorgesetzte Behörde stets im Stande, noch viel

weniger der Lehrer immer befugt ist, die Anstalt einzurichten, wie Einzelne wollen und fordern. Die Art und Weise ist auch zuweilen so ungestüm, daß eine solche Theilnahmsäußerung im Interesse des Ganzen abgelehnt werden muß. Andere legen dem Lehrer es ohne Weiteres zur Last, wenn ihre Kinder unwissend bleiben, ohne zu bedenken, daß die geistigen Hebammendienste des Lehrers, wie die leiblichen von Sokrates Mutter da erfolglos bleiben müssen, wo die Natur nichts zu gebären hat, oder wo seine Wirksamkeit auf der einen Seite nicht unterstützt, von der andern gehemmt, zuweilen gradezu aufgehoben wird. Noch andere – und dies ist die Mehrzahl – schreiten in Disciplinar-Angelegenheiten ein.

Ich rede hier, wie sich aus dem Zusammenhange ergibt, nicht von den Aeltern, welche in Betreff der Bestrafung mit dem Lehrer Rücksprache nehmen, um ihm über das Eine oder Andere nähere Aufschlüsse zu geben, ihn zu unterstützen, damit die Schulstrafe umso wirksamer werde; sondern vielmehr von denen, welche sofort als die höhere Macht, an welche die Schüler appelliert haben, einschreiten und den Lehrer, oft im Angesicht des Schülers oder der ganzen Klasse, über sein Unrecht belehren, – noch das Glimpflichste, – zurechtweisen, verurtheilen, oft in Formen, aus denen sofort hervorgeht, daß ihnen Knigge's Umgang mit Menschen und v. Rumohr's Schule der Höflichkeit noch nicht zugänglich gewesen sind. Besonders zeichnen sich die weiblichen Vorträge in dieser Richtung, sowohl durch romantisches Gepräge, als lebendige Färbung und – Länge.

aus, wie denn auch die Wahl der Zeit, welche sie dafür treffen, hervorgehoben zu werden verdient. In der Regel fallen sie gradezu in die Lehrstunden; und da eine von ihrem Gegenstande erfüllte und davon ergriffene weibliche Seele nicht zu bestimmen ist, ihre Darlegung zu vertagen, so muß der Lehrer gewähren lassen; oder sie treffen in das Mittagessen, ebenfalls eine wohlgewählte Zeit, besonders, wenn der Lehrer um 12 Uhr wieder Stunde hat, also bis dahin Suppe und Vortrag zugleich verdauen muß. Diese älterlichen Theilnahmebezeigungen kommen, sofern sie sich auf die Disciplin des Lehrers beziehen, in einem Punkte überein; darin, daß sie als Obersatz die Unschuld des bestraften Kindes und die Schuld des strafenden Lehrers hinstellen und von diesem Satze aus logisch weiter operieren. Wenn es nicht meine Absicht wäre, zu seiner Zeit die Schuldisziplin einmal besonders zu besprechen, so würde ich hier schon zeigen, wie es im Himmel und auf Erden in allen Köpfen der Pädagogen und in allen Systemen der Pädagogik nicht Eine Strafe gibt, welche nicht angefochten wird.

Das ist die Theilnahme und der Einfluß des Hauses, gegen den die Schule sich unwillig zeigt, der ihr unbehaglich erscheint.

Schließlich könnte ich noch die Frage auswerfen, woraus die hier zuletzt besprochene und nicht gewünschte Theilnahme, sowie die als mangelnd oben erwähnte Nichttheilnahme so vieler Altern entspringt. Es ließen sich, wenn man den Zerspaltungsweg betreten wollte, eine Menge Quellen nachweisen. Indeß will ich nur eine angeben, weil ich sie als Hauptquelle betrachte – die Schaffheit unserer

Zeit, die größtentheils noch vor jedem ernstlichen Bestreben zurückschreckt. Hier ist die strenge Ordnung, welche die Schule fordert, der verhätschelnden Erziehung zuwider und man tritt der Anstalt entgegen; dort läßt man, in Folge einer andern Form der Schlaffheit, aus purer Bequemlichkeit Alles gehen, wie es geht. Man will seine Ruhe nicht stören lassen. Aus diesem Grunde liest man auch Censuren nicht gern, wenn sie nicht besondere Muster des Stils sind, d. h. den Wermuth der Wahrheit in eine so dicke Honigform kleiden, daß die feinste Zunge davon nichts schmecke.

Wenn unsere Schule eine höhere Wirksamkeit erhalten soll, so müssen sie von Seiten der häuslichen Erziehung lebendig unterstützt werden. Wie die Schule auf den vom Hause gelegten Grund fortbaut, so muß das Haus das Wirken der Schule in jeder Weise fördern. Die Schule indie fortgesetzte Erziehung des Hauses, das Haus sei die fortgesetzte Schule, durch Vorbereitung, Wiederholung, Anwendung. Man wolle es versuchen und die Wirkungen zuversichtlich erwarten. Es wird sich manche Frucht zeigen, die man bisher vergeblich von den Schulen erwartet hat.

Ueber den Unglauben Pestalozzi's. Ein Schußwort

von

K. F. W. Wander.

„Eure Bahnen sind nicht meine Bahnen;
mein Glaube wächst im Freien wild,
der Hauen Blume gleich im Korngefeld,
Ich zieh ihn nicht zur Augenlust
des bibelfesten, frömmelnden Gewimmels,.
(Karl Beck, Lieder vom armen Mann.)

Männer, welche das Unglück haben, einen Schritt weiter zu sehen, als der Blick ihrer Zeitgenossen reiht; welche sich erlauben, von der Heerstraße abzugehen und einen eignen Weg zu wandeln, werden von der Menge verkannt, im bessern Falle für Thoren oder Schwärmer, oft aber auch für unruhige Köpfe, Neuerer, für Verkündiger „hohler Theorien“ und Anhänger „destructiver Tendenzen“ gehalten, Sie müssen sich das Brot betteln lassen, wie Camoens, müssen ihre Irrthümer vor frommen, erleuchteten Männern abschwören und zu ihrem Besten Bußpsalmen beten, wie Galilei; oder sie sterben auf Stroh wie Keppler, nehmen ihre Ketten mit ins Grab wie Colombo, werden verbrannt wie Huß, oder werden auf die Festung gebracht, wie A, B, C bis Z. Nach ihrem Tode, zehn, hundert oder mehrere hundert Jahre,

kommt die Geschichte und revidierte ihren Prozeß; dann wird ihnen, damit der Staub nicht ungedrückt bleibt und „destructiven Tendenzen“ huldigt, ein Denkstein auf das Grab gesetzt, wenn man es noch – findet.

Am besten hierbei ist Pestalozzi noch weggekommen; er wurde von den Einigen bloß als gutmüthiger Schwärmer verlacht und von Andern als ein Ungläubiger verschrien. Ein Denkmal soll ihm auch gestiftet werden; aber es ist wenigstens erfreulich, daß es kein Stein, sondern eine in seinem Geiste wirkende Anstalt sein soll. Ob sie in dem „einigen“ Deutschland zu Stande kommen wird, ist noch sehr die Frage; daß sich die Schweiz absondert und ein besonderes „Gedächtniß“ stiften will, erscheint grade nicht auffällig: gehört sie doch nicht zum deutschen Staatenbunde. Allein schon reden hie Koblenzer davon, etwas Eigenes zu gründen für den Rhein, die Sachsen wollen eine besondere Stiftung für ihr Königreich, und so, denk‘ ich, wird es wohl durch die verschiedenen Deutschländer fortgehen.

Es ist nicht meine Absicht, davon zu reden; ich will vielmehr des Marnnes, der auch auf das Schulwesen Schlesiens den größten Einfluß gehabt hat, in diesen Blättern, welche von jeher in unsrer Provinz eines der bedeutendsten Organe für Volksbildung gewesen sind, nur gedenken, um die Säcularfeier durch einige Worte einzutragen.

Ich habe nun in den ersten Sätzen gesagt, daß ausgezeichnete Männer „ohne Anfechtung nicht bleiben,“ damit sie Gelegenheit erhalten, sich zu „bewähren.“ Dies Schicksal hat auch Pestalozzi gehabt, wie ich oben angedeutet

habe. Hier will ich nur einer Anklage gedenken. Man beschuldigte ihn des Unglaubens, eine Beschuldigung, die in unsern Tagen wirklich nicht zu den Seltenheiten gehört. Wenn ich daher jetzt, wo man eben die hundertjährige Säkularfeier Pestalozzi's (am 12. Januar 1846) begangen hat, von dem Unglauben des Gefeierten rede, so glaube ich eine zeitgemäße Seite aufgesucht zu haben.

Wenn Jemandem die Tugend abgesprochen wird, so hat das in den Augen der modernen Frömmigkeit, falls es gestattet ist, ihr Augen beizulegen, wenig zu sagen, weil die Tugend auf dem Bewußtsein sittlicher Menschen würde beruht, ein Bewußtsein, das eben zur Gnüge zeigt, wie sehr noch das heidnische Element vorherrscht; allein wenn von Jemanden behauptet wird, daß ihm der Glaube fehle, so ist das etwas Entsetzliches. Der Unwissenheit und Dummheit gegenüber reicht es hin, mit diesem Vorwurf einen Menschen zu einem halben Ungeheuer zu machen und Alles, was er sonst ist und leistet, für Nichts zu erklären. Legte die beschränkte Menge nicht ein besonderes Gewicht darauf, wenn Jemand für ungläubig erklärt wird, so würde man solche einfältige Beschuldigungen gar nicht zu beachten haben; denn sie verdienen ihrer Natur nach keine Beachtung. Würden wir sämtlich nicht in den Augen der alten Aegyptier Ungläubige heißen, wenn sie unser religiöses Bewußtsein mit ihren Religionsgesetzen zusammenhielten? Und ich frage, wer von uns ist wohl Schuld, daß er nicht mehr an den Ochsen Apis, an die heilige Katze und an ander heiliges Vieh glauben kann?

Wir können nicht glauben, was wir wollen, wir glauben, was wir glauben müssen, und glauben nicht, was wir nicht glauben können. Versuche es einmal Jemand, ein Stück Eis in die Hand zu nehmen und zu glauben, daß es heiß ist, während ihn sein Gefühl vom Gegentheil überzeugt. Nehme er einmal einen Würfel und glaube an die Eckenlosigkeit desselben.¹ Man hat auch mir schon den Vorwurf des Unglaubens gemacht, und ich habe daher keine Mühe gescheut, mich im Glauben zu üben; aber ich würde den Lesern etwas Unwahres beachten, wenn ich behaupten wollte, daß es mit besonderem Erfolge geschehen sei. Noch erinnere ich mich sehr gut der Anstrengung, die ich umsonst darauf verwandt habe, vor zwei Jahren an die Wunderkraft des heiligen Rockes zu Trier zu glauben. Eines ganzen Sonntag hab' ich mich damit geplagt; am Abende hatte ich zwar Kopfschmerzen, aber keinen Glauben.

Der Gedanke, Pestalozzi gegen den Vorwurf des Unglaubens zu vertheidigen, bewegt meine Seele schon mehr den zwei Jahrzehende. Als Seminarist hatte ich ein paar Lehrer, welche unmittelbare Jünger P's waren. Der eine nannte selten seinen Namen, aber in ihm lebte der pestalozzische Geist. Er hat bereits sein Tagewerk vollendet – es war Dreist, als Seminarlehrer eine äußerst seltene Erscheinung,

¹ Glauben können. So eben lese ich: Für christkatholisches Leben von Dr. Behnsch. 2. Bd, 18 Heft S. 6 f. Dort sagt der jetzige christkatholische Prediger Hofferichter in der Prediger Conferenz zu Perschütz-Lossen zu dem Superint. Schneider, der ihm in Betreff eines Dogma's gesagt: er müsse glauben, glauben, glauben! „Gern würde ich glauben, wenn es mir nur nicht schlechterdings unmöglich wäre.“

Wenn der Lehrer wirken soll, so muß er seine Zöglinge durch eine sympathetische wunderbare Macht an sich fesseln; eine solche geistige Macht besaß Dreist. Wenn er sein freundliches Auge aufschlug und sein milder Blick die Klasse traf, so hing jedes Auge an seinem Auge und alle Herzen schlugen ihm. Er war fromm, aber er quälte Niemanden mit seiner Frömmigkeit und seinem Glauben.

Sollte ich als Lehrer irgendwie wohlthätig gewirkt haben, so kommt dies in Betreff jenes Geistes auf Dreist's Rechnung, was ich bei dieser Veranlassung, ihm ein Zeichen des Dankes, öffentlich ausspreche. So viel ich mich erinnere, ist es noch nicht ausgesprochen worden, was ihm unsere schlesischen Volksschulen, eben durch den von ihm ausgeströmten Geist, verdanken. Diejenigen seiner Zöglinge, welche noch leben, werden sicher mit mir darin übereinstimmen. Hier muß ich aber auch des Oberlehrers Karow I. gedenken, der auf meine Bildung zum Lehrer, durch die Gewöhnung ganz, die strengste Ordnung und Pünktlichkeit einerseits, sowie durch seine musterhaste Klarheit im Unterricht andererseits, den entschiedensten Einfluß gehabt hat. Seine Strenge ist Dreist'sche Liebe in einer andern Form. Ich schulde diesen Männern viel. Und warum sollte ich es hier nicht gelegentlich aussprechen, zu einer Zeit, wo wir das Säkularfest des edlen Schweizers feiern?

Was mich zunächst dazu veranlaßt hat, ist ein anderer meiner Lehrer, der viel von Pestalozzi sprach, oft von ihm erzählte, ihn auch hoch verehrte, aber in der Regel seine Reden mit dem Satze schloß: „Leider fehlte ihm der Glaube!

Oder: schade, daß er nicht glaubig war !² Dieser Satz verdroß mich schon damals (1822 – 24) so, daß ich die Stunden mit Widerwillen besuchte. Und ich habe diese Urtheile über das innerste Seelenleben eines ausgezeichneten Menschen nie vergessen. Seitdem habe ich diese Klage, und namentlich in der Gegenwart, wiederholentlich vernommen, Es ist daher gewiß an der Zeit, darauf zu antworten.

Muß Jemand Alles glauben, wenn ihn nicht der Vorwurf treffen soll, ungläubig zu sein? Nein, das wird nicht gefordert, nur gewisse Sachen und Sätze muß er für wahr annehmen, solche, welche von bestimmten Personen auch angenommen werden. Ist es ihm unmöglich, sie als wahr anzuerkennen, so ist er in ihren Augen ein Ungläubiger. Ich will nun, da ich die bezeichnete Methode als berechtigt nicht anerkenne, das Leben P's mit dem Leben und Aussprüchen Jesu vergleichen und den Lesern selbst die Beantwortung der Frage, ob Pestalozzi ein Ungläubiger sei, überlassen.

Der Maßstab der Beurtheilung ist in den Worten gegeben: „An den Früchten sollt ihr sie erkennen. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen.“ Man kann daher auch von den Früchten auf den Baum und zwar noch sicherer als umgekehrt schließen. Wenn die Frucht gut ist, so

² Es sind ihrer Etliche, sagt Prof. Kalisch in: „Die Feier des hundertsten Geburtstages J. H. Pestalozzi's am 12. Januar 1846 (Berlin 1846), auch derer, die seine Schüler, seine Zöglinge, seine Gehülfen waren, die mit sehenden Augen vor ihm standen, die ihm ins Auge sahen und doch die christliche Praxis in ihm nicht von der Technik des Christenthums zu unterscheiden vermochten. Ja und diese Etliche wirken statt für P's Idee in seinem Geiste, mit hohem, frömmelndem Wortgeklingel. Ich habe deren sogar am Seminar.

müssen auch die Säfte des Baumes gut sein, Was ist der Saft der Handlung anders als der Glaube. Und sind die Thaten nicht die Früchte?

„Nichts ist der Geist, der ohne That geblieben,
Vor Gott die That nur ist des Geistes Wesen.!

Fr. v. Saller.

Das Leben des Menschen ist kein bloßer Verdauungsprozeß, Wirken und Handeln heißt Leben. Derselbe Dichter sagt daher an einer andern Stelle:

Wo Ihr kein schöpferisches Wirken findet,
Das durch der Zeiten Kranz sich mit dem Schmuck
gereifter Früchte windet,
Da sitzt der Tod im Kern trotz Prunk und Glanz,“

Betrachten wir das Leben Pestalozzi's! Jesus sagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Und: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“ Als sich P. 1798 mit seiner Gattin Anna geb. Schultheß auf seinem Güthen Neuhof bei Lenzburg niedergelassen hatte, lernte er die Verwahrlosung der niedern Volksklassen kennen und nahm 1775 eine Menge Bettelkinder von der Straße in sein Haus auf, denen er, so unzureichend seine Geldmittel schon zur Bewirthschaftung seines Gutes waren und so sehr er sich schon in dieser Hinsicht in Verlegenheit befand, Kost und Pflege gewährte, mit denen er auf dem Felde und zu Hause

arbeitete und die Arbeit zur Schule machte. Dies ist der Anfang und Grund der pestalozzischen Pädagogik. Mehr als 100 arme Kinder derselben hat er der Welt gerettet.

„Und wer Eins aufnimmt, der nimmt ihn auf.“ Als im Jahre 1798 die Revolutionskriege Frankreichs auch die Schweiz erreichten, da sammelte er, wie Prof. Kalisch sagt, wie der Adler seine Beute, auf dem Schlachtfelde die flüchtigen, verarmten und verlassenen Kinder und gründete auf den noch rauchenden Trümmern von Stanz sein Waisenhaus. Er begann ohne Geldmittel, nur in der Hoffnung, daß das begonnene Werk, als im Dienste der Menschheit stehend, Fortgang haben müsse.

Von diesem Manne, der mit seinem Glauben über alle Schwierigkeiten und Hindernisse schritt, spricht die Zunft der Maulgläubigen: Er hatte keinen Glauben, Jesus sagt: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern, daß er diene, und gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele.“

Nachdem P. in Stanz die älternlosen verlassenen Kinder um sich gesammelt hatte, begann er seine häusliche Einrichtung nur mit Unterstützung einer Magd, Kalisch erzählt von ihm: „Nicht bloß, daß er Tag und Nacht mit ihnen war und über sie wachte, er that an ihnen Dienste, welche Aeltern, wo sie können, der Magd überlassen. Er wusch und reinigte sie von dem Schmutz der Verwahrlosung, kleidete sie und lehrte sie einander Beistand leisten. Er war ihr Krankenpfleger und ihr Schulmeister.“ Aber, sagen die Frommen, dem Manne fehlt der Glaube!

Diese armen Kinder waren obdachlos, er hat sie beherbergt; sie waren hungrig, er gab ihnen zu essen; sie waren nackt, er hat sie gekleidet; sie waren krank, er hat sie gepflegt; ach, sie waren gefangen, ihre geistigen Kräfte lagen in Banden, er hat sie entfesselt, erlöst. P. ist nicht in die Welt gekommen, um sich dienen zu lassen, ein vornehmes, gemächliches Leben zu führen, sondern er kam, um zu dienen. Er hat sein Leben hingegeben zur Erlösung für Viele. Jeder Tag war dem Dienste der Menschheit geweiht. Aber der Arme – es fehlte ihm der Glaube!

„Des Menschen Sohn,“ sagt wieder Jesus, „ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“ Was that P? Nahm er etwa, wie Basedow, Salzmann u. a, Erzieher, die Söhne der Reichen und Wohlhabenden in sein Haus auf und ließ sich hohe Pensionen zahlen? Nein, er suchte die verlassenen Waisen, die größtentheils sehr verwilderten und verwaarloseten Bettelkinder; sie, die in Wirklichkeit oder in Aussicht verloren, suchte er, um die zu rechten und durch das Bewußtsein, tüchtige, gute Menschen zu sein, selig zu machen. Aber dem Armen fehlte der Glaube!

Des Menschen Sohn hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegen konnte.“ So konnte P. lange genug keine Stätte des Wirkens finden. Ex wollte seine Kraft seinen Brüdern opfern, aber er mußte sich erst den Platz dazu erbetteln. Als er 1798 in Stanz sich kaum eingerichtet, als er kaum die Liebe und das Vertrauen der gesammelten Kinder erworben und das Schwerste überwunden hatte, ward im folgenden Jahre seine Heerde durch die Kriegsunruhen zerstreut. Er ging nach Burgdorf, wo er als Jugenderzieher wirken wollte: nicht

etwa eine Anstellung mit Gehalt, sondern die Erlaubniß, in einer Abc-Schule als Unterlehrer zu wirken, erhielt er. Sie wurde ihm aber bald genug wieder entzogen; denn der Hauptlehrer harte ihn im Einverständnis mit den Angehörigen der Kinder für einen unwissenden und ungeschickten Mann erklärt, der außerdem – und dies war sicher der Hauptpunkt – „dem Heidelberger Katechismus nicht die gebührende Ehrfurcht beweise.“ Gewiß ist, daß ihm die Menschennatur mit ihren Kräften höher stand, wie der Heidelberger Katechismus, samt allen andern Katechismen. Allein, wenn Du mit Menschen- und Engelzungen redest, wenn Du weissagen kannst und besitzest die Weisheit der Weisen Indiens und Griechenlands, wenn Du alle Deine Habe den Armen gibst und lässest Deinen Leib brennen, darben, frieren; wenn Du mit Deiner Kraft Gebirge von Schwierigkeiten und Hindernissen versetzest und Du glaubst nicht an den Heidelberger oder lutherischen Katechismus, oder nach Umständen an den des Canisius: so giltst Du in den Augen der „Gläubigen, der „modernen Frommen“ mit all Deiner Liebe, Aufopferung, Weisheit etc. Nichts; Du bist höchstens ein tugendhafter Heide, nicht einmal ein lasterhafter Christ.

Jesu Lebensberuf wird kurz in die Worte gedrängt: „Er ist umhergegangen, hat wohl gethan und gesund gemacht Alte, die vom Teufel überwältigt waren.“ Wie anders laßt sich das Leben Pestalozzis bezeichnen? Im Jahre 1775 eröffnete er seine Wirksamkeit mit Aufnahme von 50 Bettelkindern in Neuhof, 1798 gründete er das Waisenhaus in Stanz; 1799 fing er aufs Neue sein Wirken in Burgdorf an; 1804 zog er nach München-Buchsee, später nah Yverdon.

Sein Alter war stürmisch wie seine Jugend. In Brugg starb er. Ich frage: Wo hat er nicht wohlgethan? – Aber – es fehlte ihm der Glaube!

Wiederum sagt Jesus: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gieb’s den Armen,“ (Matth, 17, 21,) P. hat dies nicht nur im uneigentlichen, sondern in der buchstäblichsten Bedeutung des Wortes gethan, „Nicht bloß die Güter, die er besaß, opferte er den armen Brüdern, er that mehr. Er stürzte sich in Noth, Kummer, in tausend Sorgen für sie; er arbeitete nur zu ihrem Besten. Der Ertrag seiner Werke war zur Gründung einer Anstalt zur Erziehung armer Kinder bestimmt, „Ich bestimme,“ schreibt er, „die Summe von 50 000 Fr. Livres, welche die Subscription auf mein Werk mir abtragen wird, als ein ewig unveräußerliches Kapital für die Zwecke der Volksbildung,“ „Ich verlor,“ schrieb er in seinem fünfzigsten Lebensjahre, „in dem Streben für Volksbildung und Volksversorgung mein Vermögen und lebte mit meiner sich für meine Zwecke aufopfernden Gattin eine lange, lange Reihe von Jahren in namenlosem Elend, ja in namenloser Mißkennung.“ In der vollsten Ausdehnung hat P. das Gebot Jesu erfüllt; aber – es fehlte ihm der Glaube!

Jesu Jünger sprachen zu ihrem Meister: „Siehe, wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolget; was wird uns dafür (Matth, 19, 27)? – Wenn P. all das Seine und sich selbst hingab, um seine Mitbrüder vom physischen und geistigen Elende zu erlösen, so hat er nie gefragt: „Was wird mir dafür.“ In der Handlung selbst fand er seine Seligkeit. Sein

Wirken war nur die Aeüßerung seiner edlen Natur. Aber – es fehlte ihm der Glaube!

„Wer sich selbst erniedrigt, wie dies Kind,“ sprach Jesus, „der ist der Größeste im Himmelreich.“ Wenn irgend Jemand, so ist P. ein Kind geworden, um sie zu Menschen: heranzubilden; er ist ein Bettler geworden, um Bettelkindern ein menschliches Leben zu lehren und zu bereiten. Aber – es fehlte ihm der Glaube!

Jesus sprach: „Wer von den Kleinen eins ärgert, dem wäre besser etc.“ Wie Jesu, war auch P, die Kindesnatur heilig, Im 2. Bd, seiner sämtlichen Werke lesen wir: „Könnte ich die ganze Welt gewinnen, litte aber Schaden an meinem Kinde, was würde ich mit allem dem zum Gegenwerthe besitzen!“ Wenn es auf Gesinnungen und Handlungen ankäme, so wäre P, unstreitig ein ächter Jünger Jesu; aber er hat, wie unsere Frommen sagen, den Glauben nicht.

Niemand war Jesu, außer der pharisäischen Heuchlerzunft, mehr zuwider als die Schriftgelehrten, die über Jegliches ihren gelehrten Wortschwall verbreiteten und die einfachsten Dinge durch ihre spitzfindigen Fragen verwirrten, „Er sagt: „Gehe hin und thue das, so wirst du leben.“

Eben so fand Pestalozzi, wie Bandlin³ ihn schildert, an dem Wortkrame und dem dürren Baume der Stubengelehrsamkeit, an schulfuchsenden Haarspaltereien, am Dreschen des leeren Strohes sophistischer Spekulationen, an der Maulbraucherei und dem Auftischen irrlichtartiger Hypothesen, am Nußschalenzählen, Zerpressen ausgetrockneter

³ In seiner trefflichen, jedem Lesevereine zu empfehlenden Schrift: Pestalozzi, seine Schicksale und sein Wirken. Schaffhausen 1843.

Citronenhülsen, an grund-, boden- und gehaltlosen Theorien, am Aufwärmen des schimmlichten Breies und Umkneten des alten Sauerteigs durchaus keinen Wohlgefallen. All dies war ihm in der Seele zuwider. Deßwegen bemerkte er denn in seinem vorgerückten Alter auch, als sich in einer Abendgesellschaft bei ihm eine Menge solcher Buchstabenritter darüber stritten, welches wohl die größten Esel sein möchten: „Die Maulesel, die Maulesel, meine Herren!“ P. war ein Mann des Handelns aber dem Armen fehlte – der Glaube.

Wie Jesus damals sagte: „So Ihr solches wisset, selig seid Ihr, so ihr es thut; so sah P. in seine Bildungsweise nicht sowohl auf vieles Wissen, als auf Bildung der Kraft und Anwendung derselben. Wissen und Können sollte bei seinen Zöglingen Eins sein.

Wie Jesus seinen Jüngern zurief: Wachtet! wachtet! so wollte P., daß alles Schlafende in seinen Zöglingen erwache und sich emporbilde zur Selbstthätigkeit. Kraftweckung und Anschauung sind die wesentlichsten Momente seiner Bildungsweise. Und Jesus: „Jüngling, ich sag dir, stehe auf“ – „Hephata, d. h. thue dich auf! Sehet die Vögel unter dem Himmel an! – Schauet die Lilien auf dem Felde!“ Welche Uebereinstimmung. – Jesus rührte die Kindlein an, P. rührte sie an.⁴

P. hatte, sagt Bandlin S. 38 d. a. Schr.: „von der Hoheit und Würde der geistigen Menschennatur dieselbe Ansicht,

⁴ Ueber das „Anrühren“, spreche ich, wie ich früher schon bemerkt habe, einmal besonders.

welche Jesus von ihr harte und sie aussprach mit den Worten: Wer in der Liebe ist, der ist in Gott und Gott in ihm. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Seid heilig, denn euer Gott ist heilig; in ihm leben, weben und sind wir!“ Aber P. hatte ja nicht den rechten Glaube!

Thränen im Auge, stand Jesus vor Jerusalem und weinete über die Stadt, da er mit dem Seherblicke eines Weisen das Elend bereits sah, das über sie noch hereinbrechen sollte. Er weinte über sie und ihre Kinder, daß er sie nicht retten konnte, weil sie nicht gerettet sein wollten. Und Pestalozzi? Von ihm lesen wir im II. Bd. seiner sämtlichen Werke S. 302: „Ich blicke zurück in diese früheren Tage – sie sind meinem Herzen heilig. Da umschattete mich das Dunkel der Welt; in tiefen Nöthen lebte ich einsam, vergessen, veraltet, gedrückt; aber mein Herz seufzte nicht mehr nach meiner Rettung, als nach der Rettung Derer, die mich höhnten, und nach der Rettung ihrer Kinder. Das Elend des Lebens war mir leicht. Ich war froh und trotzte dem Elend; aber ich verging fast vor Jammer, daß ich sterben sollte, ohne der Menschheit zu dienen.“ Allein es fehlte ihm der rechte Glaube!

Die Maulgläubigen jener Zeit riefen in Bezug auf Jesum: Er hat Andern geholfen und kam sich selber nicht helfen? „Bist Du Gottes Sohn, so hilf dir selbst!“ So ist es noch jedem Gottessohne, der ein Heiland seiner Brüder erscheint, ergangen; und auch P. entging diesem Schicksale nicht, „Kalthertzige Menschen zuckten die Achseln und verspottete-

ten den Mann, der nach ihrer Ansicht thöricht und schwärmerisch genug gewesen war, sein Vermögen und seine Zeit dem Wohle der Menschheit aufzuopfern. – „Er hat es verdient. Warum verwendete er nicht sein Vermögen für Reiche, Feste zu veranstalten und zu glänzen, statt nackte, hungrige, verwahrlosete Bettelkinder zu kleiden, speisen, bilden und selbst wie ein Bettler zu leben, um Bettler zu lehren, wie Menschen zu leben? – Mitten unter diesem Ringen mit Schmach von Außen und Noth im Hause kamen die merkwürdigen Erfahrungen über die Quellen des Elends in den niedern Ständen, die fruchtbaren Ideen und Vorschläge zur Rettung dieser vernachlässigten Menschenklasse zur Reife, welche er in seinem originellen Volksroman: „Lienhard und Gertrud“ (zuerst 1781 in 4 Bdn.) mit einer Kraft und Innigkeit, wie Keiner vor und nach ihm, dargelegt hat,“ – Allein – es fehlt ihm der Glaube!

Jesus bewegte sich vorzugsweise in den Kreisen der Niedern und Armen. Er verschmähte es nicht, bei einem Reichen von wackerer Gesinnung einzukehren; aber er lebte nicht in ihren vornehmen Zirkeln, weil er dann die Noth der Armen vergessen hätte. So sah P. auch nur den Mann und nicht sein Kleid an, und wollte ebenfalls so angesehen sein. Stets war sein Streben nur auf das Geistige gerichtet. Das Aeußere hielt er für nichtig, vergänglich und werthlos. Daher faßte er seinen Widerwillen gegen die sogenannte große Welt, und der Haß gegen alles Vornehmthun, leere Gebräuche, höfisches Wesen und Prahlerei wurzelte tief bei ihm.

„Ich muß wirken, sagte Jesus, weil es Tag ist; weil die Nacht kommt, wo Niemand wirken kann.“ Uneigennütziges

Wirken, so lange es für ihn noch tagte; sich hingeben und nach Kräften Alles sein im großen heiligen Dienste der Menschheit, war P's Bestreben bis ins Greisenalter hinauf. Aber der Glaube fehlte ihm!

Jesus war ein treuer Freund, und seine Liebe war eine warme thätige Liebe: Thränen im Auge, stehen wir ihn an Lazarus Grabe, theilnehmend finden wir ihn im stillen Familienkreise zu Bethanien und Kana. Wer zweifelt an P's Freundschaft und Menschenfreundlichkeit! Er weihte sich ganz Denen, welche ihn umgaben, liebte sie mit vollster Seele, theilte mit ihnen, was und so lange er hatte, und war zu jedem ihm möglichen Opfer stets bereit, sowie Einer etwas bedurfte. Aber – der Glaube fehlte ihm!

Jesus bildete einen Kreis von Männern um sich, welche später den Zweck seines Wirkens weiter verfolgen sollten. Er sah ihnen ins Auge und sprach: Folget mir nach! und sie verließen Alles und folgten ihm nach. Und Pestalozzi? „Von Nord und Süd,“ sagt Bandlin, „von Ost und West, ja aus allen Erdtheilen strömten Jünglinge und Männer herbei, um in den Geist seiner Methode eingeweiht, zu werden. Viele junge Gelehrte, von denen noch eine große Anzahl entweder als Pädagogen und Philosophen lehrend und schriftstellernd oder als Beamte und in andern Lebenskreisen mit gesegnetem Erfolge wirken, kamen theils von den Regierungen ihres Vaterlandes gesendet und unterstützt, theils aus eigenem Antriebe und auf eigene Kosten nah Jfferten, um das schöpferische Werk? des edlen Menschenbildners seinem tiefen Wesen und seiner ganzen Form nach kennen zu lernen. Selbst Fürsten kamen zu ihm oder sandten ausgezeichnete

Männer, um sich mit seiner Idee über Erziehung und Bildung und deren praktische Ausführung bekannt zu machen. So viele, die von ihm begeistert wurden zu dem, was gut, wahr, schön und recht ist, wirken nun fast in allen Theilen und Gebieten unseres Planeten.“ Doch es fehle dem Manne der Glaube!

„Gehet hin und lehret alle Völker,“ sagte Jesus zu seinen Schülern. P's Gehilfen und Zöglinge verbreiteten den Geist seiner Methode beinah über die ganze gebildete Erde; sie errichteten Anstalten in Neapel, Petersburg, England, Nordamerika. Mit ihm eröffnet sich eine neue Aera der Menschenbildung, Aber der rechte Glaube fehlt dem armen Manne!

Der fromme Greis Simeon freute sich zu Jerusalem, daß er die Geburt Jesu erlebt habe. Der im Erziehungswesen grau gewordene ehrliche Veteran Trapp sagt in der Berl. Monatsschr. 1804: „Daß sich mir P's Schule zuleßt noch aufthat, erheitert den Abend meines Lebens, ich kann nicht sagen, wie sehr.“ Ich gehe in meinem Alter noch ebenso willig bei ihm in die Schule, als ich es vor dreißig Jahren bei Rochow, Resewiß, Basedow und Wolke. Und Lavater sprach von ihm:

„Einzigster oft Mißkanter, doch hoch bewunderter von Vielen;
schneller Versucher dessen, was vor dir Niemand versucht;
schenke Gelingen dir Gott,
und kröne dein Alter mit Ruhe!“

Wie aus einer obigen Bemerkung hervorgeht, hat sich der lebte Wunsch nicht erfüllt, Stürmisch war sein Alter, wie sein Leben!

Wo würde ich ein Ende finden, wenn ich sein Leben und Wirken, wie es uns vorliegt, mit dem Leben und den Lehren Jesu vollständig vergleichen wollte, um zu zeigen, daß Er in Gesinnung und Wandel ein würdiger Jünger seines Meisters ist. Ich habe nur Einzelnes hervorheben können und will mit folgenden Zügen das Bild schließen: Jesus wollte den Menschen in einen besseren Zustand versetzen; besonders lag ihm das Schicksal der niedern Volksklassen am Herzen. Mit ihnen und besonders solchen, die der Hilfe am meisten bedurften, ging er daher vorzüglich um. Er mußte deshalb von dem Pharisäerthume jener Zeit den Vorwurf hören: „Er gehet zu den Zöllnern und Sündern und isset mit ihnen,“ Auch P's Lebensaufgabe war, dem Volke in seiner untersten Klasse geistig und sittlich emporzuhelfen. „Um nun den Volkscharakter,“ sagt Bandlin, „die Sprech- und Denkart der Bauern aufs genaueste kennen zu lernen, schlich er sich bisweilen in volle Trinkstuben, legte sich da auf oder hinter den Ofen und belauschte, hinter den Vorhängen versteckt, die Gespräche der Zecher. Dieses Buch, ein hoher Strahl seines Geistes, erwarb ihm einen Namen in Frankreich und Deutschland.“ – Jesu Leben war ein Kampf mit den Pharisäern, Sadducäern und Schriftgelehrten. Wenn er den Einen das Maul gestopft hatte, so traten die Andern zu ihm, entweder ihn versuchend oder verspottend. So erging es P. Als er in den zwanziger Jahren seine „Lebensschicksale“ geschrieben und herausgegeben, in denen er in ungeschminkter Darstellung den verfehlten Zweck seines Lebens schildert – seine erste Armenschule, war durch seine ökonomischen Jugendversuche, die zweite durch den Krieg, die dritte durch

Zwietracht seiner Gehilfen zu Grunde gegangen, – da freuten sich darob die Sadducäer und Pharisäer. Hatten wir es ihm nicht vorausgesagt, riefen jene. „Er konnte, wenn er Alles gehen ließ, wie es ging, zu Reichthum und Ehren kommen.“ Die letztern aber sprachen: Seht Ihr, das hat er von, seiner Mißachtung über den Heidelberger Katechismus.“

In seinem engsten Schülerkreise mußte Jesus die traurigste Erfahrung, die einem Lehrer werden kann, machen. Einer der Zwölf liebte die Silberlinge mehr, als ihn. Hören wir, was Bandlin von P. sagt. „Eine Kalibansnatur mit mephistophelischer Stärke und Kniff der Eifer- und Verfolgungssucht unter des greisen Meisters Gehilfen auszustreuen. Weinend wich der Engel des Friedens und der Genius der Menschheit wandte sein Angesicht von solcher Stätte des Zerwürfnisses und Haders ab. Wehe denjenigen, die das heilige Herz des ehrwürdigen Vaters der Waisen und Leidenden gebrochen, und Schande, ewige Schmach und Verachtung über diejenigen, die sich von seinen Feinden durch Versprechung oder Geld bewegen lassen konnten, ihn durch Wort und Schrift mit Koth zu bewerfen! Wie Jesus hat er gelebt und geliebt, ist er umhergezogen, hat wohlgethan und gesund gemacht gar Viele, die von dem Teufel der Unwissenheit, der Rohheit, der Unsittlichkeit überwältigt waren; wie Jesus ist er an der Welt und für die Welt gestorben. Aber es fehlte ihm der rechte „Glaube!

Man hat Jesum mißverstanden und, anstatt seinen Geist aufzufassen, sich mit seinen Worten begnügt. So ist es P. ergangen und er klagt: „Ich weiß es, die arme Hülle meiner Formen – wird von Tausenden lange, lange als ihr Wesen

angesehen werden, wenn sie nämlich Menschen in die Hände fallen, die ihren Geist nicht ahnen und nicht suchen, Ihre Wirkung selbst wird in den Händen dieser Menschen sich verlieren – sie werden in diesem Fall unbedingt todt lassen, was sie als Geistestodte an den Tod ihres Geistes aus den Formen ankleben.“

„Aber laßt sie! Der Geist ist’s, der da lebendig macht – der Geist der Methode wird sich rächen – und wird, wenn er sich rächt, dann auch tödten – so gewiß er lebendig macht, so gewiß wird er auch tödten, er wird es, er muß es, oder selbst nicht leben, selbst nicht bleiben.

Bandlin sagt S. 56 seiner Schrift: „In Ansehung der sittlichen und religiösen Bildung hat Pestalozzi ganz den Weg eingeschlagen, welchen der Geist des Christenthums vorzeichnet. Er benützt zum Unterricht in der Sittenlehre vorzüglich die Bergpredigt und in der Religionslehre das Evangelium Johannis.“ Und P. selbst sagt in dem Bericht an die Aeltern und an das Publikum (Wochenschrift 2. Bd. 1s Heft): „Wir suchen an Christus, an seinem Beispiele und an seiner Art, wie er die Dinge, die Menschen und deren Verhältnisse ansah und behandelte, das im unwandelbaren Wesen der Religion gegründete Sein und Handeln, Glauben und Hoffen den Kindern anschaulich zu machen und sie durch die Entwicklung dessen, wie sich der Vater in ihm erklärte, zu einem solchen Sinn und Wandel zu erheben, daß sich Gott in ihnen auch verkläre.“

Schon sehe ich, wie die maulfrommen Gläubigen mit ihren heiligen Zähnen knirschen ob dieser Parallelen. „Er hat,“

rufen sie in ihren frommen Sitzungen, „den Heiland herabgezogen zu einem schweizer Menschen.“ Wäre dies auch meine Absicht, fürwahr ich erschräke nicht, ist er doch selber, wie die Bibel sagt, herabgekommen, ein Menschensohn. Aber ich habe dies hier weder gewollt, noch gethan; ich habe vielmehr den edlen Schweizer hinauf gestellt zu ihm, der uns ein Vorbild gelassen hat, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußstapfen. Ich habe gezeigt, daß P. dies gethan hat. Und von ihm sagt man, er habe den Glauben nicht? Euern Glauben hat er nicht, die Ihr Euch vorzugsweise die Gläubigen nennt. Aber er hatte einen anderen, schöneren, herrlicheren; er glaubte an den Adel der Menschennatur, er glaubte an die Liebe, die wie die Himmelssonne über alle aufgeht und auch der Noth der ärmern Brüder sich annimmt; er glaubte, daß die untern Volksklassen aus ihrem physischen und moralischen Elende erlöst werden könnten und erlöst zu werden verdienten, und dazu berechtigt wären; er glaubte, daß eine menschliche Erziehung zur Umgestaltung der vorhandenen Zustände ein sehr bedeutender Factor sei; er glaubte, daß die armen Leute au Menschen seien, und opferte sich auf, um ihnen zu einem menschlichen Dasein zu verhelfen; er glaubte an die erlösende Kraft der Liebe, an die Gewalt der Wahrheit, an die Zukunft seiner Jdee; er glaubte von Anfang seines pädagogischen Wirkens in Neuhof durch alle Phasen seines vielbewegten Lebens hindurch, bis er als Greis sein Auge schloß.

Doch mir wird so eben eingewandt: „Ich habe seine Werke gelesen, überall ist nur von Form, Zahl, Sprache als

Bildungsmittel die Rede; wo bleibt das apostolische, nicäische und athanasische Symbolum? Wo die Augsburgerische Confession mit ihrer Apologie, die Conkordienformel? Wo findet man die schmalkaldischen Artikel mit ihren Zusagen und endlich vor allen Dingen die beiden lutherischen oder andern Katechismen? Wo ist von diesen oder den Symbolen der schweizer Kirche die Rede?" Nun ja, auf diese hat P. allerdings seine Methode nicht gegründet. Aber sage mir doch, Du, der Du so fragst, in welchen der kanonischen Evangelien erzählt wird, daß Jesus an diese Schriften geglaubt und darauf seine Vorträge und sein Wirken gebaut habe. Würde Jesus, wenn er unter uns wieder erschiene, nicht für ungläubig, vielleicht für ein „protestantischer Lichtfreund" erklärt werden; zumal er kein sonderlicher Freund der Nacht war? O, ich sag' Euch mit Bened, Dalei in seinen schwarzen Liedern:

„All Euer Glaube ist Lüge,
sobald er die Menschen verkennt!“

Wir, die Ihr als ungläubig verschreit, glauben auch. Wir glauben, daß der Anhalt mehr ist, als das Gefäß; daß das Recht länger dauert, als das Unrecht; daß die Wahrheit bleibt, wenn auch ihre Vertheidiger, sei es in den Kerkern schmachten, auf dem Scheiterhaufen brennen, oder am Kreuze bluten; daß der Geist frei über die Erde wandelt und zu immer neuen Siegen schreitet, trotz des barbarischen Knuten- und des verdummenden Pfaffenthumes.

Diesen Glauben hatte Pestalozzi, Er glaubte an die Lebenskraft des in ihm wehnenden Hochgedankens, denn er war von dessen Unsterblichkeit überzeugt. Und er hat sich nicht getäuscht! Seine irdische Hülle ist zerfallen. Die seines Meisters Jesu sollte an der Schädelstätte begraben werden, so wollten es seine Feinde. Die seinige ruht unter einer Dachtraufe zu Bier. Und seine Feinde wollten ihm gegenwärtig ein Denkmal errichten unter dem Galgen.⁵ Aber sein Geist lebt überall, wo man für Menschenbildung und Menschenwohl gewirkt. Bald wird er aus neuen, zu seinem Namens-Gedächtniß gestifteten Anstalten ausgehen; auf immer neue Geschlechter wird er seine bildenden Einflüsse ausströmen. Er glaubte daran, als die Buchstabengläubigen ihn verspotteten; sie plappern zwar den Spruch: „Selig sind die, welche nicht sehen und doch glauben,“ wenden ihn aber nicht an. Wir handeln darnach und mit uns Pestalozzi. Wir sehen die Kraft der Wahrheit, den Sieg einer reformierenden Idee nicht, aber wir glauben daran. Wie sie in der Geschichte sich entfaltet haben, so werden sie ferner ihre Schöpfungen erzeugen. –

Wir glauben, daß die Wahrheit mit den eigenen geistigen Waffen, sei es auch noch so langsam, siegt; wir glauben, daß „aus den nothwendigen Niederlagen des ersten Geschlechts nothwendig der Sieg des kommenden hervorgehe“; wir glauben endlich, daß es „besser ist, als ehrlicher Kämpfer zu Grunde zu gehen, denn als unredlicher das Ziel zu erreichen.“

⁵ Das hat der „Bote aus der Urschweiz“, ein Blatt der „wahrhaft guten Presse“, vorgeschlagen.

Schlesische Provinzialblätter
1846, Band 123, S. 383

**Die
deutsche Leinwandfrage aus dem volks-
pädagogischen Gesichtspunkte.**

Von
K. F. W. Wander.

„Was durch eine mechanische Kraft geschehen kann,
darf durch keine menschliche verrichtet werden.“

Mit diesen Worten beginnt Ed. Pelz seine neueste Schrift: „Noch ein Wort über die deutsche Leinwandfrage,“ welche 1845 in Commission des Verlags-Comptoirs zu Breslau (47 S. 8) erschienen ist. Es dürfte kaum geläugnet werden, daß in unserer frageneichen Zeit die Leinwandfrage diejenige ist, welche die Aufmerksamkeit, wenigstens des Schlesiers, in einem besonderen Maße in Anspruch nimmt. Dieser Umstand wird eine Besprechung in diesen Blättern nicht nur entschuldigen, sondern wünschenswerth erscheinen lassen. Wir legen dabei die eben angeführte Pelz'sche Schrift zum Grunde.

Lassen wir die über diesen Gegenstand vorhandenen Ansichten an uns vorübergehen, so werden wir bemerken, daß sie in drei verschiedene Richtungen sich trennen. Die Einen sagen: Die deutsche Leinwand hat, insofern sie auf

Handgespinnst beruht, ihre Zeit gehabt, an eine Wiederherstellung des alten Verhältnisses und Zustandes ist nicht zu denken; was einmal todt ist, das ist todt. Jedes Opfer an Geld, Zeit, Kraft, das dafür gebracht wird, ist verloren. Vorwärts müssen wir mit den bereits vorangerückten Völkern. Man könnte sie, der Kürze wegen, die Radikalen dieser Frage nennen. – Ihnen schnurstracks entgegengesetzt behaupten Andere: Den niedern Volksklassen kann nur dadurch geholfen werden, daß die Handspinnerei wieder zu Ehren gelangt; „nur in Geltendmachung der Vorzüge ächter Leinwand aus Handgespinnst beruht das ganze Heil der niedern Volksklassen.“ Da sie vorhandene Uebelstände beseitigt und den ursprünglichen Zustand mit mancherlei Verbesserungen wieder hergestellt wissen wollen, so wird man sie Reformer nennen können, falls man sie nicht Retrograde heißen will. Wie überall zwischen den Extremen, so gibt es auch hier eine vermittelnde dritte Richtung, welche weder will, daß nun plötzlich die Handspinnerei ganz aufhören soll, noch glaubt, daß ein früher bestandener Zustand wieder hergestellt werden könne. So der Name die Sache bezeichnet, so wollen wir sie doch ihrer Stellung zu den beiden anderen Richtungen nah das Justemilieu, die Mittelrichtung, nennen, obgleich sie eigentlich diejenigen sind, welche den Fortschritt auf geschichtlichen Unterlagen vertreten, die wahren Progressiven. Die zweite oder wiederherstellende Richtung wird durch Ed. Pelz entschieden vertreten, Ich selbst bekenne mich zu dem Grundsatz, den ich dieser Abhandlung als Motto gegeben habe, und den Pelz als den Satz an die Spitze seiner Schrift gestellt hat, den er mit allen ihm

zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen sucht und in seinen Folgerungen bekämpft. Damit hab' ich gleichzeitig den Standpunkt bezeichnet, von dem aus ich die Pelz'sche Schrift besprechen werde. Es versteht sh von vornherein, daß es sie hier nicht um persönliche Bekämpfung handelt, ich achte P, viel zu hoch, um einen solchen Gedanken nur zu denken. Aber wir sind durch das Princip geschieden; darum kann, was den Gegenstand selber betrifft, zwischen uns nie eine Einigung stattfinden, obgleich unsere Absicht dieselbe ist. Er will das Wohl des Volks, ich auch; wie ich, will er die Noth der Armen, besonders der Weber und Spinner, beseitigt und will dies, worin ich mit ihm vollkommen einverstanden bin, nicht durch Almosen, sondern durch die einzige wahre Wohlthat – Arbeit, Aber ex behauptet, dies sei nur dadurch zu erreichen, daß ein Industriezweig, der zu seiner Zeit einmal geblüht habe, wieder in seiner Blüthe hergestellt werde, und erwartet davon alles Heil. Das glaube ich nicht; ich kann es nicht glauben, so gern ich es mich überreden möchte.

P. wird mich den Theoretikern zuzählen und meine Rede, als nicht aus der Erfahrung hervorgegangen, nur für leere Worte erklären. Es ist wahr, ich bin weder ein Spinner und Weber, noch ein Kaufmann und Fabrikbesitzer, aber deßhalb nicht vollkommen erfahrungslos; denn fürs Erste hab' ich eher gesponnen als geschrieben, wenn dies überhaupt von Gewicht sein könnte; dann ist es gewiß nicht nothwendig, daß man Alles selbst erfährt, man kann auch die Erfahrungen Anderer benützen; endlich ist es zwar bekannt, daß manches theoretish vorhanden sein kann, ohne

daß es praktisch ausführbar ist; allein, was in der Theorie unmöglich ist, das ist es sicher auch in der Praxis. Undenkbar aber ist es, daß einmal untergegangene Weltverhältnisse in derselben wiederkehren. Die Geschichte legt alte Perioden nie wieder auf: was sie einmal gerichtet hat, das ist gerichtet; was in ihren Strom hinunter gerissen ist, das kann wohl noch einmal heraufkommen und auf der Oberfläche zappeln, aber ein neues Dasein kann es sich nicht mehr in alter Weise erringen, In der Geschichte gibt es keine neue Auflage alter Zustände. Zwar fehlt es nicht an Leuten, die sie veranstalten möchten; allein, die Restauration, die sie liefern, und elende kümmerliche Nachdrücke voller Druckfehler, über die der zu Gericht sitzende Weltgeist sein Vernichtungsurtheil fällt.

Ohne eine solche Wiederkehr untergegangener Weltverhältnisse ist eine Wiederherstellung des frühern Flors des Linnenhandels und durch ihn der Weberei und Spinnerei nicht denkbar. Jedes Anstreben nah diesem Ziele halte ich, insofern die Pelz'schen Hoffnungen daran geknüpft werden, für erfolglos. Dem Hrn. P. erscheint die Sache zwar sehr einfach, aber die Erfahrung wird zeigen, ob sie es in der That ist. Seine Schlußfolge ist die: Es ist unläugbar und durch die Erfahrung bewährt, daß die ächte Leinwand aus Handgespinnst weit fester ist, als die aus Maschinengespinnst. Darauf muß man die Käufer aufmerksam machen und das Bedürfniß nach ächten Linnen aus Handgespinnst wieder wecken. Ist dies wieder vorhanden, so wird die Waare nicht nur Absatz finden, sondern auch im Preise steigen. Dadurch werden die Kaufleute in Stand gesetzt werden, den Webern

höhere Preise zu zahlen; so werden nicht allein diese, sondern auch die Spinner wieder ihren angemessenen Verdienst erhalten, und die Noth, welche jetzt Tausende drückt, wird nicht mehr sein.

Wer sollte sich darüber nicht freuen! Es lies't gut und ein Satz folgt natürlich aus dem andern. Aber wo ist dem die Macht, welche uns die Märkte schaffen wird, welche Schlesien, welche Deutschland für seine Linnen hatte, als dieser Industriezweig in seiner Blüthe fand? Wo sind denn die Kräfte, welche mit einem Zauberschlage die alten Bedürfnisse hervorrufen werden? Wo sind die Millionen, die sie für einen Gedanken hingeben werden, dessen Unausführbarkeit dem unbefangenen Beurtheiler schon von vornherein einleuchtet? P. spricht von dem Unpraktischen der meisten Vorschläge des Reg.-Assess. Schneer. Mag man ihnen den Vorwurf machen, daß sie die Nothstände nicht sofort durch einen Machtspruch beseitigen, daß sie die bedrängten Volksklassen nicht ohne Weiteres auf eine geträumte Glückseligkeitsstufe, wie sie auch zur Zeit der höchsten Blüthe unserer Linnenindustrie nicht da gewesen ist, haben werden; aber sie sind sicher eher ausführbar, als der Gedanke, „durch Geltendmachung der Vorzüge ächter Leinwand aus Handgespinnst“ das „ganze Heil unserer niedern Volksklassen zu gründen.“

Die Vorzüge der Leinwand aus Handgespinnst sind leicht aufzufinden und auch gar nicht so verborgen; sie ist haltbarer und sagt dem südlichen Klima mehr zu. Der letztere Vorzug ist der wichtigere und einflußreichere, weil er

dem Fabrikat einen Markt sichert, der ihm durch die Baumwolle nicht entzogen werden kann, Weit gleichgültiger ist der erstere; denn wenn zwei Hemden aus Baumwolle oder Maschinengespinnt ebenso wohlfeil herzustellen sind, als eins aus Handgespinnt, so hat jener Vorzug aufgehört.

Hat nun die Leinwand aus Handgespinnt klimatische Vorzüge, wenn ich so sagen darf, so müssen diese von; den Bewohnern jener Länder zunächst empfunden werden, dann wird das Bedürfniß nah der Waare von selbst in ihnen entstehen, sie werden dieselbe fordern, und unsere Kaufleute dürfen sie ihnen nur ächt und unverfälscht, durch keine chemische Schnellbleiche zerstört, liefern; und es wird geschehen, was „unter den gegenwärtigen Verhältnissen geschehen kann, Aber man müßte sehr sanguisches Blut haben, wenn man hoffen sollte, daß dadurch unsern untern Volksklassen gründlich geholfen werden würde.

Niemand wird leugnen, daß den betreffenden Regierungen gewiß selbst sehr viel daran liegen werde, ihre armen Volksklassen in wohlhabende zu verwandeln und auf diese Weise glücklich zu machen. Warum thun sie es nicht? Warum haben sie es nicht schon längst gethan? Bloß darum, weil sie nicht können, Denken wir uns die sämtlichen Handels-Minister und Commerzienräthe der Erde zu einem Congreß versammelt und mit aller Gewalt ausgerüstet: werden sie vermögen, dieselben Verhältnisse wieder herzustellen, unter denen die Handgespinnt-Leinwand ihre Blütenperiode lebte? Jede Erscheinung in der Geschichte ist ein Produkt aus einer Menge Faktoren, die eben alle zusammenwir-

ken müssen, wenn es entstehen soll. Wie wäre es uns möglich, dieses Produkt wieder herzustellen, wenn wir nicht alle Faktoren vereint wirken lassen können und sie nicht einmal der Zahl nach kennen? Wer mag sich vermessen, zu behaupten, er sei hinabgestiegen in die geheime Werkstätte, in das allerheilige Laboratorium, wo die Geschichte ihre Resultate bereitet? Und wir wollten versuchen, das, was sie einmal hat untergehen oder verblühen lassen, wieder in alter Weise hervorzurufen? Wenn der Boden nicht mehr da ist, worin der Baum wurzelte und blühte: wie kann man erwarten, daß er noch einmal blühen und Früchte tragen soll! Der Boden aber, auf dem die Handspinnerei als Baum im Flor gestanden, ist dahin; sie kann fortbestehen als Pflanze, Sträuchlein oder Staude, aber es muß ihr nicht in den Sinn kommen, ein Baum werden zu wollen, unter dessen Schatten die Völker der Erde Markt halten. Denn in einem Napfe kann ein solcher Baum nicht gedeihen. Was zu einer Zeit möglich war, als die Spindel die vollkommenste Spinnmaschine war, zu einer Zeit, als Alles, von der Königin bis zur niedrigsten Dorfmaid herab, mit diesem Werkzeug Faden drehte; ja selbst dann, als Jürgens durch die Erfindung des Spinnrädchens den Grund zum Untergange dieser Spinnperiode, welche aus den homerischen Zeiten bis auf den Braunschweiger Revolutionair im Reiche der Fäden herauf gedauert hat: das kann, was gewiß Jedem einleuchtet, heut nicht mehr möglich sein, in einer Zeit, wo Maschinen wirken, vor denen der Mensch in Bewunderung erstarrt.

Aber eben diese Maschinen haben die vorhandene Noth erzeugt, behaupten Viele; nur durch Vernichtung dieser Maschinen kann die alte gute Zeit wieder herbeigeführt werden, fügt man hinzu, Darum hat die kurzsichtige Menge in thörichter Verblendung den Maschinen den Vernichtungskrieg erklärt. P. gehört nun keineswegs dieser extremen Ansicht an, dazu sieht er an Bildung viel zu hoch; allein er will den Maschinen, wenn er ihnen auch die Wollspinn- und Weberei lassen will, doch das Spinnen des Flachses entzogen wissen. Daß wir uns haben verleiten lassen, unsern Flachs der Handspinnerei zu entziehen, darin, sagt er S. 7, liegt eine unverantwortliche Thorheit? Und warum? P. antwortet: Nicht nur, weil wir dabei ein naturgemäßes Händebeschäftigungs- und Broterwerbsmittel verlieren, sondern, weil durch die Verarbeitung der Maschinen im Großen dem Flachse die Eigenthümlichkeiten verloren gehen, die denselben eben von der Wolle und Baumwolle unterscheiden, ihm also seine relativen Vorzüge rauben.

Betrachten wir einmal die beiden Gründe und fangen beim letzten an. Angenommen, aber in der Pelz'schen Ausdehnung nicht zugegeben, die Maschinen raubten dem Flachse seine Eigenthümlichkeit: so folgt zwar daraus, daß sie noch unvollkommen sind und daß ununterbrochen an ihrer Vervollkommnung gearbeitet werden muß; aber nimmermehr, daß die Menschen Spinnmaschinen bleiben müssen. Vielleicht entgegnet man: das geht nicht. Das soll mich aber feinen Augenblick irre machen. Wer vor hundert Jahren davon geredet hätte, eine Maschine herzustellen, die tausend Fäden zugleich spanne, den hätte man als einen Schwärmer

ausgelacht. Vom einfachen Spinnrädchen, das Einen Faden spinnt, bis zur tausendfädigen Maschine unserer Zeit scheint mir der Schritt ein weit bedeutenderer zu sein, als von dem gegenwärtigen breiten Flachsfaden der Maschine zu dem runden und haltbareren der Spindel. Diesem Ziele wird man nachstreben, wird man sie allmählich nähern müssen, bis es endlich erreicht ist. Aber nimmermehr darf man tausend Menschen mähen lassen, was eine einzige Maschine verrichten kann. Denn, was durch mechanische Kraft geschehen kann, darf durch keine menschliche verrichtet werden.

Ich bin hier auf dem Punkte angekommen, um den Boden zu bezeichnen, von dem aus ich den Gegenstand betrachte; es ist der pädagogische, der volkspädagogische. Vielleicht hat sich schon ein oder der andere Lehrer gewundert, wie ich als Lehrer dazu komme, die deutsche Leinwandfrage zu besprechen; denen sei aber hiermit gesagt, daß ich mich ganz auf meinem Gebiet befinde. Ich sah in der Pelz'schen Broschüre: „Die deutsche Leinwandfrage“ pädagogische Elemente und ergriff sie. Ich denke, es wird sich Niemand daran stoßen, wenn mein pädagogischer Boden ein breiterer ist, als der vieler Schulmeister des vorigen Jahrhunderts und noch etlicher des gegenwärtigen. Mir ist jede Erscheinung eine pädagogische, die es mit der Entwicklung des Menschen zu thun hat, entweder fördernd oder hemmend; aber ich betrachte sie, ob sie auf dem kaufmännischen oder politischen Felde hervorgegangen, nicht sowohl als eine merkantile und politische, sondern vielmehr als eine pädagogische, wenn auch im weitern Sinne.

Die deutsche Leinwandfrage aus dem volks- pädagogischen Gesichtspunkte.

Von

K. F. W. Wander.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Womit hat es denn die Pädagogik zu thun? Damit, den Menschegeist ins Bewußtsein zu rufen; dahin zu wirken, daß der Mensch seine Aufgabe als Mensch zu lösen vermöge, daß er ein wahrhaft menschliches Leben zu führen im Stande sei, Mag man nun die ersten geistigen Belebungsversuche der Mutter ins Auge fassen, die sie mit dem Kindlein anstellt, oder die Schulen in ihrer mannigfachen Wirksamkeit, oder das Leben mit seinen tausend von Erscheinungen und Verhältnissen, immer solches dasselbe Ziel sein, das verfolgt wird – die Emancipation des Menschegeistes, Der Mensch soll herrschen über die Erde und die Kräfte der Natur sollen ihm dienen; aber er soll nimmer ihr Sklave sein. Die Culturgeschichte der Völker, die Geschichte ihrer Erfindungen, von dem einfachsten Werkzeuge bis zur künstlichsten Maschine, die der Wahwitz zu zertrümmern droht, ist die Geschichte der Entwicklung des Geistes; die Geschichte seines Kampfes mit der Materie, die Geschichte seines Freiheitskrieges. Wenn der Mensch wieder irgend eine Naturkraft in seinen Dienst gezogen hat, so ist er seinem Ziele wieder einen Schritt näher gerückt. Man betraute nur das Leben der maschinenfreien Völker der untersten Kulturstufe und stelle es neben das Leben der Völker, die

unzählige der sinnreichsten Erfindungen in ihrem Dienste haben, Welches von beiden ist denn ein wahrhaft menschliches Leben? Welches ist denn dem Menschen, der den Geist auf der Erde repräsentiert, würdiger, eine mechanische Kraft arbeiten zu lassen und sie mit seinem Geiste zu beherrschen, oder selbst als Maschine zu wirken? Ihr Wiederhersteller der Spindelperiode, denkt Euch nun eine Maschine, die tausend Fäden spinnt, und ihr gegenüber tausend Menschen mit der Spille, von denen jeder Einen Faden dreht, und sagt mir, welche von beiden Spinnweisen die dem Menschen angemessenere ist!

Zwar höre ich sagen, was schon oben den Maschinen zur Last gelegt worden ist: sie verderben den Flachs und konnten nicht so feste Fäden, wie die Menschen, spinnen; allein ich habe schon bemerkt, daß die Maschinen an dem nie rastenden Menschengenossen eine so gute Erziehung genießen, in eine so treffliche Schule gehen, daß, wenn sie werden so lange gesponnen haben, als die menschlichen Spinner, sie gewiß ebenso gute Fäden liefern werden. Das Garn unserer Spinner läßt ja ebenfalls, obgleich sie schon ein paar Jahrtausende spinnen, noch viel zu wünschen übrig; schon jetzt hat das Maschinengarn vor dem ihrigen verschiedene Vorzüge.

Ich höre ferner sagen: die Maschinen rauben einer bedeutenden Volksklasse die Erwerbsmittel und geben sie einer drückenden Noth preis. Das ist eine harte, leider schon unzählige Mal und in allen Formen wiederholte Klage. Aber wir klagen damit nur uns, unsern Unverstand an. Jede Maschine, welche mechanische Arbeiten übernimmt, die bisher

von Menschen verrichtet worden sind, macht einige Menschenkräfte aus dem Dienste der Materie frei und stellt sie der Menschheit wieder für andere Zwecke zur Verfügung. Würden nun die also freigewordenen Kräfte sofort angemessen verwandt, so wäre eine Noth nicht möglich, die übrigens nicht sowohl durch die Maschinen, als durch unser Sträuben gegen sie diesen Höhenpunkt erreicht hat. Darum halte ich auch die Bestrebungen P's, in der Ausdehnung wenigstens, die sein Plan zeigt, nicht bloß für erfolglos, sondern auch für nachtheilig.

Es ist hier der Ort, in Betreff meines Standpunktes, zwischen den beiden oben angedeuteten extremen Ansichten mich über die Leinwand aus Handgespinnst zu erklären. Nach meiner Ueberzeugung und nach den Urtheilen, die ich von Sachverständigen eingesammelt habe, kann die Leinwand aus Handgespinnst stets ein besonderer Industriezweig neben dem Linnen aus Maschinengarn bleiben, da jene zur Zeit noch Vorzüge vor dem letztern hat und daher für gewisse Zwecke brauchbarer als dieses ist. Es wird dann nur dafür gesorgt werden müssen, daß der Käufer, welcher die höheren Preise für das Linnen aus Handgespinnst zahlt, auch wirklich solches erhält. Man mag immerhin – ich halte es für sehr wohlthätig – dafür sorgen, daß durch Spinnschulen wie auf jede andere Weise die Handspinnerei zeitgemäß vervollkommnet, daß die durch dasselbe gewonnene Leinwand durch schlechte Bleichen nicht verdorben werde; allein man vergißt von vornherein darauf, ihrer Production einen Umfang und ihm selbst eine Verbreitung zu geben, wie

sie dieselbe in einer früheren Zeit unter ganz anderen Verhältnissen gehabt hat. Man wolle nicht Kräfte an die Spindel, an das Spinnrad und den Webstuhl fesseln, die anderweitig besser verwandt werden können; man wolle stets in Auge behalten, daß das Handgespinnst für die Zukunft immer nur eine untergeordnete Nebenrolle auf dem Markte spielen wird, weil es eine andere nicht übernehmen kann. Zur Zeit einer Blüthe gab es außer Handgespinnst kein anderes, aber jetzt? Und wenn es auch gegenwärtig für einige Zwecke vor den Erzeugnissen der Maschine noch Vorzüge hat, so bleiben ihm doch die tausend und aber tausend Bedürfnisse zur Befriedigung entzogen, die durch die Maschine ebenso gut befriedigt werden können. Es bleibt dem Handgespinnst-Linnen nur noch ein beschränkter Raum zu beschreiten, und es wird wohlthun, seine Kraft nicht auf höchst zweifelhafte Eroberungen zu verwenden. Pflegen wir den Industriezweig nach allen Kräften in den ihm von den Verhältnissen begränzten Umfange, benutzen wir die Vorschläge P's soweit sie anwendbar sind und nicht über den bezeichneten Kreis hinausgehen; aber es sei ferne von uns, die Bevölkerung ganzer Kreise und halber Provinzen an Spindel und Spinnrad zu verweisen und ihnen zu verheißen, daß von dort ihr Heil kommen werde; ferne sei es, den Flachsspinn-Maschinen entgegen zu arbeiten, da ich Deutschland dadurch bereits genug geschadet hat. Ist es nicht Thorheit anzunehmen, die Weltgeschichte werde in ihrer Fortentwicklung still stehen, weil es einigen Deutschen eingefallen sei, ein Stück daraus, die Blüthe der Handspinnerei und des Linnenhandels, wieder neu aufzulegen? Ich

habe schon wiederholentlich gehört, daß man den Reactionären zuruft: Gebt Euch keine Mühe, das Mittelalter ist für immer gewesen, es lebt nur historisch, ihr bringt es nicht wieder zurück. Alles, was ihr erreichen könnt, ist, daß ihr euch lächerlich macht. Vernommen hab' ich, daß es allerdings möglich sei, ein neues Wöllnersches Religions-Edikt in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu geben; aber kein Mensch wird daran glauben, daß dadurch das religiöse Bewußtsein des 19., Jahrhunderts in das des 16ten zurückverwandelt werden würde. Was aber hier nicht möglich ist, das soll auf dem Felde des Handels, auf dem Boden der Industrie möglich gemacht werden. Allerdings verbraucht man in Mittelamerika deutsche Linnen, aber nicht mehr unter den früheren Verhältnissen. Die Ausbeute der Silberminen Mexiko's. ist geringer geworden, die Produkte der westindischen Inseln, Kaffee, Zucker etc., sind im Preise bedeutend gesunken; wie könnten diese Länder noch die alten Preise für unsere Linnen zahlen!

Es handelt sich aber bei uns gar nicht darum, daß man die Webe aus Handgespinnst kaufe, – wenn sie nur wohlfeil genug sind, finden sie auch Absatz – sondern darum, daß sie so theuer bezahlt werden, um den Webern und Spinnern einen Erwerb zu gewähren, von dem sie angemessen leben können. Wie das unter ganz andern Verhältnissen, ohne diese selbst umgestalten zu können, möglich ist, kann ich nicht einsehen.

Man lasse daher bloß Diejenigen spinnen, die grade nur dies Geschäft treiben können, und gebe jeder andern Kraft eine andere Richtung, einen andern Wirkungskreis. Stellen

wir uns nicht ferner in nichtigen Kampfe den Maschinen entgegen, welche ihre geschichtliche Aufgabe zu erfüllen haben, sondern verfolge wir den Grundsatz: alles das, was durch mechanische Kräfte geschehen kann, nicht durch menschliche ausführen zu lassen und sofort die letzteren, sobald sie uns aus dem Dienste niederer Thätigkeit durch Ablösung einer Maschinenkraft zurückgegeben worden sind, für einen Zweck, den wir noch durch keine Maschine erreichen können, zu verwenden. Was hat uns bis jetzt all unser Widerstreben gegen die Flachsspinnmaschinen zu Gunsten der Handspinnerei geholfen, welche letztere doch nicht so weit vervollkommnet werden kann, daß ein Spinner das Vierfache von dem leistet, was er früher gesponnen hat, um seinen Erwerb dem gleichzustellen, den das Blüthenalter der Handspinnerei bot? Haben wir die andern Völker in ihrer gewerblichen Entwicklung zum Stillstande vermocht? Sind wir im Stande gewesen, mit unserm eisenfesten Handgespinnst die Welt in ihrer Fortentwicklung aufzuhalten? Das nicht, aber etwas anderes haben wir erreicht. Wir liefern den Engländern unsern rohen Flachs, lassen denselben durch ihre vollkommneren Maschinen in Garn verwandeln, kaufen ihnen dann dasselbe wieder ab und zahlen ihnen gutes Spinnlohn dafür. Und das Alles darum, weil wir uns einmal in den Kopf gesetzt haben, daß Gott eine gewisse Anzahl Menschen in Deutschland dazu bestimmt habe, Handgarn zu spinnen, immer nur Einen Faden auf einmal; darum, weil wir glauben, daß diese Leute nur von dem Brote leben können, das sie erspinnen; darum, weil wir uns einbilden, wir werden durch Vervollkommnung der Handspinnerei, durch

Spinnschulen u. dgl. unsere Spinner so weit bringen, Einen Faden zu spinnen, der so viel werth ist, als tausend Fäden einer Maschine. Was mich sehr wundert, diesen Glauben hat Hr. P. Und dieser Glaube hat uns so weit gebracht, daß Deutschland, welches früher Linnen gar ausführte, es jetzt den Engländern abkauft. Führen wir bereits die baumwollenen Twiste massenweis aus England ein und zahlen den klugen Insulanern enorme Summen Spinnerlohn, so werden wir mit unserm Aberglauben an das Wiederaufleben eines gesunkenen Industriezweiges in früherer Glorie es auch bald so weit gebracht haben, daß die Engländer unsern Flachs verspinnen. Nicht die Freunde der Maschinen arbeiten an der Verarmung des Volks, sondern deren Widersacher. Nur Ein Beispiel. Die kleine Provinz Ermeland führte noch 1825 gegen 20 549 Ctr, Garn über Königsberg und Braunsberg nac England, 1840 nur 39 Ctr. und 1841 – Nichts. Während wir noch darüber berathen, wie wir mit einer neuen verbesserten Auflage der Handspinnerei das „ganze Heil unserer niedern Volksklassen“ (Pelz S. 47) gründen wollen, haben die Engländer, welche noch 1814 aus 1 Pfund Flachs 3330 Yards spannen, ihre Maschinen in unermüdlichem Streben so verbessert, daß sie 1820 bereits 11 170 und gegenwärtig über 60 000 Yards daraus spinnen, und mit dieser Garnerzeugung sollen unsere Spinner mit ihrer Spindel, die vor Troja’s Fall als Spinnmaschine ihre Rolle spielte, und mit dem Rädchen, das der Bildschnitzer Jürgens zu Wolfenbüttel bei Braunschweig 1530 als Zugabe fürs Mittelalter erfand, wettlaufen und, wenn auch nicht fett, doch satt werden.

Im Jahre 1840 waren in den drei vereinigten Inselreichen 419 Flachsspinnmaschinen mit 11 124 Pferdekraft in Thätigkeit. Wie mag si dieser Industriezweig seitdem ausgehnt haben; denn in einem Jahr fünf geschieht in England viel. In dem Zeitraume von 1831 – 1841, also in 10 Jahren, sind allein aus Preußen 1 144 568 Ctr. Flachs und Werg nah England gegangen. Nun frage ich die Widersacher der Flachsspinnmaschinen, ob es nicht besser gewesen wäre, wir hätten den Flachs in Preußen versponnen, nicht mir der homerischen der der Spinnmaschine der alten Zeit, auch nicht mit der Jürgens'schen, der Spinnmaschine des Mittelalters, sondern mit der der neuern Zeit.

Aber, hör' ich mich fragen, was soll denn nun mit den armen Webern und Spinnern Schlesiens u. a. O. werden? Wollt ihr sie wirklich durch neue Maschinen vollends zu Grunde richten? – Stellen wir uns auf einen höhern Standpunkt, auf den von mir schon in der Einleitung angedeuteten, auf den weltgeschichtlichen. Hier erscheinen uns die Maschinen als die Hebel auf höhen Culturstufen, als die Erlöser der Menschen aus thierischen Zuständen. Mit dem ersten Erwachen des Geistes ward die erste Maschine erfunden, und wie sie eine Tochter des Geistes war, so vergaß sie nie ihren Ursprung, überall, wohin sie kam, den Geist aus irgend einem Knechtdienste, aus einem Sklavenverhältnisse frei zu machen. Und so sind denn auch in neuerer Zeit die Spinnmaschinen, weit entfernt davon, die Menschen zu Grunde zu richten, grade dazu bestimmt, eine Klasse derselben aus einer geistlosen, maschinenartigen Thätigkeit zu erlösen und

zu angemesseneren Geschäften zu veranlassen. Mögen immerhin Kinder, Greise, alte Mütter und andere, die sich für andere Geschäfte nicht eignen, ihre Spindel schwingen, ihr Jürgens'sches Rädchen drehen; aber, wer kann sich kräftige Männer und Frauen mit der Spindel in der Hand denken ohne Lächeln, oder Bedauern. Als die Mythe den gewaltigen Herkules lächerlich machen und als Sklaven darstellen wollte, ließ sie ihn am Spinnrocken sitzen.

Während nun der Geist des Jahrhunderts den armen Spinnern zuruft: „Eure Dienstbarkeit hat ein Ende, Maschinen werden eure Stelle vertreten; auch noch viel zu thun ist übrig, was zur Zeit noch keine Maschine thun kann!“ – denkt man auf der andern Seite daran, die herrlichsten Menschenkräfte aufs Neue die Spindel drehen zu lassen, weil ihnen sonst an den Winterabenden die Zeit lang werden würde, sintemal die Menschen nicht wie die Haselmäuse einen Winterschlaf haben. Wie kann man so niedrig von der Menschheit denken! Zwar hat man schon Jahrzehende und länger gesehen, wie die Spindel und das Spinnmädchen mit den gewaltigen Maschinen der neuen Zeit ringen, wie sie im Todeskampfe liegen; aber man nennt diesen langsamen Tod ein zähes Leben. Der Industriezweig des vorigen Jahrhunderts soll durchaus nicht sterben, und wenn er schon als Leiche dem Auge erscheint: schnell werden wieder einige galvanische Experimente gemacht, und das Zucken seiner Schenkel – nennt man neues Leben. Alle Versuche, unsern Spinnern und beziehungsweise Webern durch die Handspinnerei für die Dauer zu helfen, sind nichts als solche Versuche; es heißt nicht, ihnen wahrhaft helfen, sondern ihre Noth

verlängern. Die Handspinnerei ist ein Baum, der seine Früchte zu seiner Zeit getragen hat man hat sie allmählich heruntergeschüttelt. Werden die Leute satt werden, wenn man den Baum stets aufs Neue schüttelt? wenn man ein Fernrohr anlegt, um zu sehen, ob hoch am Gipfel noch ein verschrumpfter Grieb hängt?

Nicht durch Almosen kann geholfen werden; „nur in der Arbeit,“ sag‘ ich mit P. (S. 3) „ist alles Heil zu suchen,“ Aber doch nur in einer lohnenden Arbeit; wie kann aber die einfache Menschenkraft den Preis erhalten, wenn sie mit der vertausendfachen Menschenkraft ringt, mit den gewaltigen, nie ermüdenden Kräften der Natur?

Kehren wir zu dem Satze, den wir oben aufgestellt haben, zurück. Eine Maschine, welche tausend Menschenkräfte ersetzt, macht die letztern von dem bisherigen Arbeitsverhältniß frei und weist sie auf ein anderes hin. Aber welches? Das zu finden, kann zunächst nicht die Aufgabe des Einzelnen sein. Das kann nur die Staatsregierung. Ihr ist es bekannt, wann eine neue Maschine thätig wird; sie weiß es, wie viel Menschenkräfte sie ersetzt; daher weiß sie auch, wie viel Personen im Laufe eins Jahres beschäftigungslos geworden sind. Ihnen darf sie daher nur einen neuen Wirkungskreis anweisen. – Ich denke, man wird mich nicht dahin mißverstehen, als sollte nun über jeden Gottfried und Christian und über seine Beschäftigung ein Register geführt werden; ich will damit nur sagen: sind durch Maschinen 1000 Mensen ersetzt worden, so müssen 1000 Personen des Berufszweiges, für den die Maschine wirkt, eine andere Thätigkeit erhalten. Wenn das Geschäft ein lohnendes ist,

das man ihnen bietet, so werden sie sich gewiß finden, es darf dabei gar kein Zwang stattfinden.

Man hat verschiedene Wege vorgeschlagen, auf dem die brotlos gewordenen Spinner und Weder beschäftigt werden könnten. Reicht Ein Mittel nicht aus, so wird der Zweck erreicht, wenn sie gemeinschaftlich wirken. P. findet es unpraktisch, daß Arbeiter, die an einem Orte übrig sind, an einen andern verpflanzt werden, weil dies den Heimathssinn verletze. Es ist zunächst gar nicht verlangt worden, daß die Betreffenden das Vaterland verlassen, den Staat, dem sie angehören, weil der unsere noch Boden genug hat, um die sämtlichen Spinner zu beschäftigen; aber, wenn auch nicht von bloßen Verpflanzungen, sondern von eigentlichen Auswanderungen die Rede wäre, könnte der Heimathssinn nicht zureichender Grund, dies zu verhindern, sein. Der Heimathssinn besteht nicht darin, daß der Mensch an dem Orte, wo er eben geboren worden ist, geduldig, ohne zu wanken, erhungert, wie etwa ein Baum an dem Orte, wohin man ihn gepflanzt hat, abstirbt, weil er sich nicht fortbewegen kann; der Mensch würde sonst von den Lemmingen beschämt werden. Der Heimathssinn ist vielmehr eine vernünftige Anhänglichkeit an den Ort, wo man geboren und erzogen worden ist. Was würde aber wohl aus der Welt geworden sein, wenn kein Mensch, aus lauter Heimathssinn, seinen Wohnort hätte verlassen wollen! P. widerlegt diesen Heimathssinn, auch durch sein eigenes Leben. – Der Mensch muß sich einen Wirkungskreis schaffen. Alle können es nicht, diesen muß man helfen. Wenn P. behauptet, die durch unsere künstliche Industrie hervorgerufene Weberbevölkerung sei gar

nicht fähig dazu, in anderen Gegenden gesuchte Arbeit zu verrichten, so dürfte dieß nur in großer Beschränkung wahr sein, nur insofern, wenn man etwa Greisen, Schwachen, Kindern u. dgl. die Zumuthung machen wollte, in der Ferne ein neues Geschäftsleben sich zu schaffen. Sie kann man in Ruhe daheim lassen, nur von dem kräftigen Lebensalter kann die Rede sein. Schiller singt:

Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben,|
er muß wetten und wagen,|
das Glück zu erjagen.

Ich werde nimmer glauben, daß das kräftige Lebensalter dazu berufen ist, beim Spinnrocken oder am Webstuhl zu erhungern, so lange noch tausende von Quadratmeilen auf unserer Erde Produkte zu einem angenehmen Leben bieten, so lange selbst in unserem Staate noch so viel zu thun ist. P. scheint in seiner „deutschen Leinwandfrage“ anzunehmen, die Spinner wären bloß dazu da, zu spinnen und die unabweisbarsten Forderungen ihres Magens zu befriedigen und diesen abzufinden, um wieder spinnen zu können. Die Sache ist aber etwas anders. – Die Menschen sind auf der Erde, um ihr Dasein zu genießen; wie viel aber ein Spinner und Weber von seinem Dasein genießen kann, will ich Andern zur Schilderung überlassen. Ich will damit nicht sagen, daß sie ein Schlaraffenleben führen sollen, von dem ich selbst kein Freund bin; aber man genießt ein Leben erst dann, wenn man etwas Nützliches schafft und nicht mit der Noth auf Tod und Leben ringt; daß dies geschehen kann, auch wenn man

nicht Garn zu Hemden spinnt, die, weil sie mit Thränen getetzt und gebleicht sind, ein paar Lage länger halten, als die aus Maschinengarn, davon bin ich lebhaft überzeugt.

Es ist noch viel zu thun. Ich will hier nicht die von dem Reg.-Assess. Schneer u. A. vorgeschlagenen Ersarzhätigkeiten wiederholen, sondern, auf die Gefahr hin, zu den theoretisierenden Schwärmern gerechnet zu werden, fragen: Wie viel tausend Meilen Straßen, Communications- und Dorfwege sind in unserem Staate allein noch zu bauen, um den Menschen ein leichteres Fortkommen zu ermöglichen und die Zugthiere weniger zu quälen? Wie viel tausend Meilen Wege sind noch mit Bäumen zu bepflanzen? Es werde ein Gesetz erbeten, das jeden Weg mit Obst- und andern nutzbaren Bäumen zu bepflanzen gebietet. Noch liegt die Obstkultur in Schlesien sehr darnieder. Was für Obst könnte gewonnen werden, wenn auch erst jeder Weg, vom Bauernwege an bis zur Heerstraße, mit Obstbäumen bepflanzt wäre! Dann blieben uns unsere Wiesen noch übrig, die, wie der unermüdliche Kaufmann Häusler in Hirschberg sagt und vielleicht mit nächstem öffentlich zeigen wird, der eigentliche Boden für die Obstkultur sind. Während die Obstbäume dem Ackerbau hinderlich sind, beweisen sie sich für die Wiesenbenutzung äußerst wohlthätig. Die Bäume werden dort, weit auseinander gepflanzt, so, daß nicht der Schatten des einen Baumes in den andern fällt, nicht nur herrlich gedeihen und lohnende Aermen bringen, sondern den Graswuchs wesentlich fördern. Tausende von Menschen werden im Sommer als Gärtner und Arbeiter in Baumschulen, als Pfleger und Hüter der Alleen, für die Aernte, die Sortierung,

das Abbacken und den Verkauf des Obstes Beschäftigung finden. Wie viel gesunden Nahrungsstoff wird das Obst in seinem frischen, noch mehr in seinem getrockneten Zustande liefern! Welch herrlichen Anblick würden unsere Dörfer und Straßen, wenn sie nicht mehr kahl dastehen, dem Auge bieten. Wie wird jede Gegend durch Bepflanzung geeigneter Wiesenflächen gewinnen!

Noch ist viel wüstes Land urbar zu machen. Es werde jeder Morgen des unangebauten vierfach so hoch besteuert, als das kultivierte. Die Besitzer der großen Bodenflächen, denen es bisher auf ganze Strecken nutzlos liegende nicht ankam, weil sie tragbare genug hatten, werden dafür sorgen, daß es angebaut werde. Das wird Alles nicht durch Maschinen geschehen können, und die Menschenkraft wird eine ihr angemessene Beschäftigung finden; denn sie ist stets an ihrem Platze, wo die mechanische nicht wirken kann.

Woher kommt es ferner, daß manche Bodenfläche zwei-, drei- und mehrmal so viel Ertrag liefert, als eine andere? Nicht daher, daß sie eben so viel Mal besser angebaut ist? Damit ist uns wieder ein Fingerzeig gegeben, um mit Schonung des Heimathssinnes Tausenden einen Wirkungskreis zu schaffen, der zur Zeit durch keine Maschinenkraft ausgefüllt werden kann. Wenn der Besitzer eines städtischen Grundstücks den Ertrag seines kleinen einstöckigen Hauses erhöhen will, so baut er auf dieselbe Fläche, nach angemessener Grundlegung, ein zwei-, drei- etc. stöckiges Haus. Können wir nicht mit dem Boden auf ähnliche Weise verfahren, daß wir ihm durch „bessern Anbau einen erhöhern

Ertrag abzwängen? Wir multipliciren dadurch unsere Bodenfläche, wir machen das Vaterland größer.

Es wird dies sicher ohne bedeutende Geldopfer für den Anfang nicht geschehen können: allein sie sind nicht verloren, sie werden herliche Zinsen tragen. Die Millionen, welche die Regierung zunächst für diese Zwecke wird verwenden müssen, bleiben ihr. Jede Uebergangsperiode hat ihre Schwierigkeiten. – Was heißt regieren? Die Zeit verstehen, Eine Regierung, welche die Zeit nicht versteht, regiert nicht. Unsere Zeit will über die Handspinnerei, insofern sie Hauptnahrungszweig für die Bevölkerung ganzer Kreise oder Provinzen ist, entschieden haben. Daß dieselbe nicht mehr im Stande ist, neben der Maschinenthätigkeit die zu ernähren, welche sich ihr widmen, glaube ich im Vorangegangenen gezeigt zu haben, ebenso, daß wir nur dadurch der vaterländischen Industrie einen Dienst erweisen, wenn wir uns nicht ferner gegen die Maschinen zu Gunsten der Handspinnerei sträuben. Verspinnen wir unsere eigenen Produkte durch eigene Maschinen auf dem eigenen Boden, wodurch wenigstens nicht die Engländer, sondern ein Theil unserer Handspinner und Weber, welche in den Fabriken thätig sind, das Spinnerlohn erhalten können. Bedarf es auch nur weniger Menschenkräfte, so wird doch dadurch ein Theil beschäftigt, und jeder Einzelne verdient zwei- bis viermal so viel, als bei der Handspinnerei. Wenn also auch dann aus jeder Familie die für andere Geschäfte ungeeignetsten Glieder Handspinnerei treiben, so ist das eher auszuhalten, weil auf dem Ertrage derselben nicht mehr die Haushaltung beruht, er viel-

mehr nur als Zuschuß betrachtet werden kann. Denn als Nebenweig der Thätigkeit, zur Beschäftigung solche, die sich für ein anderes Geschäft nicht eignen, mag und wird sie immerhin bestehen. Sie wird dann auch lohnen der sein, weil nicht mehr Handgarn auf den Markt kommen wird, als zur Befriedigung des Bedürfnisses an lichter Leinwand aus Handgespinnst nöthig ist.

Nehmen wir nun an, daß ein Theil der gegenwärtigen Spinner- und Weberbevölkerung auf Veranlassung des Staats oder von Privatgesellschaften sich andern Berufszweigen widmet, ein anderer Arbeit in andern Gegenden sucht oder sich dort niederläßt, noch ein anderer dem Acker- und Wegebau, der Obstkultur, der ganz vernachlässigten Bienenzucht, den vom Reg.-Assess. Schneer erwähnten Berufszweigen sich zuwendet: so glauben wir darin eine sicherere Abhilfe der Noth, in der sich unsere Spinner und Weber befinden, zu erblicken, als in dven Hoffnungen auf Wiederausübung eines durch Maschinenkräfte überwältigten Industriezweiges der frühern Zeit, welcher gegenwärtig für die Person kaum 6 Pfennige täglichen Verdienst abwirft (Pelz S. 37). Wie kann auch, wenn wir keine Märkte, keine Absatzwege, nicht den gehörigen Handelsschuß in den fremden Erdtheilen u. v. A. nicht besitzen, an ein lohnendes Arbeiten auf diesem Felde die Rede sein! Nur erwarte man nicht, daß die Leute selbst auf den Gedanken kommen werden, sich einer andern Thätigkeit zuzuwenden; dazu bedarf es äußerer Anregungen und zum Anfange eines nicht unbedeutenden Capitals. Die Uebersiedelung von dem Boden eines alten liebgewordenen Berufszweiges auf einen andern, neuen ist

mindestens nicht leichter, als die aus einem Erdtheil in einen andern. Aber der Schritt muß einmal geschehen; wir müssen uns entweder von allen gebildeten Völkern absperren, um von ihrer Bewegung nicht berührt zu werden, oder wir müssen den Forderungen des Jahrhunderts nachgeben, welche durch Maschinenkräfte immer mehr menschliche frei machen wollen, um durch dieselben die Cultur immer weiter über die Erde zu verbreiten. Das Erstere können wir nicht, also bleibt nur der zweite Fall übrig. Dann muß aber auch der Entschluß gefaßt werden, den jüngern kräftigern Theil der Spinner- und Weberbevölkerung von einem Berufszweige zu erlösen, der sie zu ernähren nicht vermag. Unser Mitleid, das sie stets aufs Neue daran fesseln will, ist Grausamkeit.

So sehe ich die Sache an. Befinde ich mich im Irrthum, so belehre man mich. Die Broschüre von P. hat es nicht vermocht. Als sie mir zur Besprechung zugesandt wurde, freute ich mich, meine frühern Ansichten durch die kräftige Feder P's widerlegt zu sehen; aber nichts von dem, was ich in der Schrift gefunden, ist im Stande gewesen, meine Ueberzeugung zu ändern. Ich habe mich aus persönlicher Achtung von Hrn. P. genannt, aber ich wünschte, er hätte Einzelnes nicht gesagt, was sich in der Schrift findet. Wenn man sie gelesen hat, so hat man den Eindruck erhalten, als hänge die Bewegung der Weltgeschichte davon ab, ob unsere Hemden aus runden oder glatten Fäden gewebt, ob das Garn aus mehr oder weniger zerrissenem Flachse gesponnen, ob mit Leimwasser oder mit Thränen genetzt werde. Es würde mich zu

weit führen, wenn ich einzelne Stellen der Schrift hervorheben wollte, die es recht deutlich zeigen, daß P. bei der Bearbeitung derselben auf nichts, weder rechts noch links gesehen hat, als auf seine Handspinnerei, wie er es selbst, um sie noch einmal zu einigen galvanischen Zuckungen zu bringen, an zahlreichen paradoxen Sätzßen nicht hat fehlen lassen. So heißt es S. 46: „Steuern drücken das Volk niemals, sondern der Mangel an Verdienst.“ Mit andern Worten: Elephantenlasten drücken ein Lamm nicht, sondern nur der Mangel an Elephantenkräften. S. 38 und 39 nennt er die allgemeine Erfahrung, daß uns Gemeinsinn fehle, weil uns die Institutionen mangeln, die ihn wecken, „faule Fische“ und unterstützt seine Behauptung damit, daß die Städteordnung in 40 Jahren noch so wenig gewirkt habe. Wahrlich, wer unsere Städte jetzt und vor 40 Jahren vergleicht, der wird den Segen dieser herrlichen Institution nicht in Zweifel stellen. Uebrigens sind 40 Jahre nur ein Tropfen Zeit, um den Sauerteig von Jahrhunderten auszufegen. Und nur die bodenloseste Beschränktheit wird von einer Landgemeindeordnung die heute gegeben wird, erwarten, daß morgen unsere beklagenswerthen Dorfstände auf einmal wie in einem Zaubermärchen verschwunden sein werden. Der Gemeinsinn ist eine Pflanze, die zu ihrer Pflege und Zeitigung langer Jahresreihen bedarf.

Ich breche hiermit meine Besprechung ab und wiederhole nur, daß ich von dem Boden der Volkspädagogik den Gegenstand betrachte, daß ich denselben mir den Augen eines Lehrers angesehen habe.

**Der
Confirmations-Unterricht und sein Verhältniß
zur Schule.**

Von
K. F. W. Wander,

Der Confirmationsunterricht ist in Betreff seines Verhältnisses zur und seines Einflusses auf die Schule ein Gegenstand mannigfacher Besprechungen gewesen. Es ist namentlich schon in verschiedenen pädagogischen Zeitschriften die Frage ausgeworfen worden, woher es wohl kommen möge, daß das Betragen der Confirmanden zu so häufigen Klagen Veranlassung gebe. Diese Erscheinung muß sehr allgemein beobachtet worden sein, wenn nach den Blättern geurtheilt werden darf, in denen sie zur Sprache gebracht wurde. Ich will jedoch auf specielle Erörterungen über diesen Punkt für dies Mal nicht eingehen, sondern den Confirmations-Unterricht selbst und sein Verhältniß zur Schule zum Gegenstande meiner Besprechung machen.

Fragen wir 1) nach dem Zwecke des Confirmanden-Unterrichts, so ist er kurz der, daß die ihrem Alter nach zur Entlassung aus der Schule gesetzlich reifen Schüler in religiöser Hinsicht vorbereitet werden, um dann von der Kirche in die Gemeinde der erwachsenen Christen aufgenommen und zum Genusse des Abendmahls zugelassen zu werden, Was

seinen Umfang betrifft, so ist er nach dem Diakonus Kirsch¹ „kein in allen seinen Theilen vollständiger, systematischer Cours der Religionslehre, da dieser den Kindern in den Oberklassen selbst gegeben werde; er ist vielmehr nur ein Wiederholungs-Cursus, zwar das ganze Gebiet des Christenthums umfassend, aber doch bei denjenigen Glaubens- und Sittenlehren am längsten verweilend, von denen der Geistliche Grund hat, zu vermuthen, daß sie den Kindern noch am unklarsten, oder, daß sie grade durch Zeit- und Ortsverhältnisse besonders wichtig sind.“ Er bezeichnet ihn ferner als Vorbereitung auf das öffentliche Bekenntniß zu einer besondern Kirhenpartei, in welcher Beziehung besonders die Unterscheidungslehren der Kirche nachzuweisen sind; „als letzte Mitgabe für die Kinder, die nun in die Welt eintreten.“ Der historische Ursprung des Katechumenen-Unterrichts darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Was 2) die gesetzlichen Bestimmungen betrifft, so sind diese nicht nun in verschiedenen Kirchen und Ländern, sondern oft in Einem Staate hinsichtlich des Umfangs des Confirmanden-Unterrichts, seiner Dauer, der Jahres- und Tageszeit, in der, sowie des Ortes, wo er ertheilt werden soll, sehr verschieden, womit allerdings der Freiheit einerseits ein erwünschter Raum gestattet, aber auch der Willkür Gelegenheit genug gegeben ist, die Erreichung des Zweckes desselben zu hemmen oder die Wirksamkeit der Schule zu stören, Verweilen wir einige Augenblicke bei den in unserm Staate gegebenen Verordnungen in dieser Angelegenheit. Hier sagt

¹ Die Aufsicht des Geistlichen über die Volksschule (Leipzig, C. H. Reclam, 1840) S. 369.

nun zunächst über die a) Reife zur Zulassung das Gen.-L.-Schul-Reglement vom 17. August 1763 in §. 26: „Kein Prediger soll sich unterstehen, Kinder, die noch nicht lesen können und von den Grundwahrheiten der ev. Religion keinen richtigen und hinlänglichen Begriff erlangt haben, zur Confirmation und noch weniger zur Communion anzunehmen.“² Diese Bestimmung wird in dem Publikandum des Kgl. Consistor. der Prov. Brandenburg vom 1. Seyt, 1817,³ „vergl, mit dem Publ, der K, Regier, zu Posen vom 25. Aug. 1818⁴ und dem Reglem. des Kgl, Consist, von Pommern vom 8. Juli 1818 mit den Worten wiederholt und erweitert: „Nie darf der Prediger ein Kind zum Confirmanden-Unterrichte zulassen, das noch nicht fertig lesen kann, das nicht im Schreiben wenigstens einen guten Anfang gemacht und nicht schon die zur Benutzung eines ausführlichen Religionsunterrichts erforderlichen Vorkenntnisse hat. Und der Schles, Ober-Präsidialerlaß vom 29. Juli 1832 sagt in §, 4: „Nur diejenigen Kinder, von denen der Geistliche nah dem Befunde der Prüfung erwarten kann, daß sie bis zum Zeitpunkte der Confirmation die nöthigen Kenntnisse erlangt haben werden, hat der Geistliche zu dein Vorbereitungs-Unterricht zuzulassen, die Untüchtigen aber zurückzuweisen, sowie diejenigen,

² In Mecklenburg-Strelitz wird nach einer Verordnung vom 25sten April 1820 ein besonderes Gewicht darauf gelegt, daß kein Kind confirmirt werde, das nicht vaccinirt ist, oder doch die wirklichen Blattern gehabt habe (v. Kamptz An n. IV 3 S. 674)

³ S. v. Kamptz Ann. I. 3, S. 72.

⁴ Ebend. II. 3. S. 699.

„welche während des Unterrichts den Erwartungen nicht entsprechen, noch von der Confirmation zurück zu halten.“

In Bezug auf b) das Lebensalter, welches die Confirmanden haben sollen, heißt es in der angeführten Verordnung: „Kein Kind darf in der Regel vor dem Eintritte in sein dreizehntes Lebensjahr zum Confirmanden-Unterrichte zugelassen werden, außer wenn Aeltern es ausdrücklich wünschen, daß ihre Kinder länger als zwei Winterhalbjahre daran Theil nehmen. Vor dem zurückgelegten vierzehnten Jahre darf kein Kind confirmirt werden. Zu hinlänglich begründeten Ausnahmen von dieser Regel ertheilt der Superintendent, oder bei erheblichen Bedenken das Consistorium die Genehmigung. Da nach Th. II Tit. 12 §. 46 des A. L.-R. ausdrücklich festgesetzt ist, daß der Schulunterricht so lange fort dauern soll, bis ein Kind nach dem Befunde seines Seelsorgers die einem jeden vernünftigen Menschen seines Standes nothwendigen Kenntnisse gefaßt, hat so ist nach dem angeführten Schles. Ober-Präs.-Erlaß vom 29. Juli 1832 der Geistliche verpflichtet, bei denjenigen, welche die erforderlichen Kenntnisse nicht erlangt haben, den Zeitpunkt der Confirmation weiter hinauszuschieben, ganz abgesehen von dem Lebensalter, welches das zurückgewiesene Kind erreicht hat, indem kein Kind aus der Schule entlassen werden darf, auch wenn solches das 14. Lebensjahr erreicht hat, bevor der Seelsorger nicht überzeugt ist, daß dasselbe den gesetzlichen Forderungen zu genügen verma

c) Ueber die Dauer dieses Unterrichts bestimmt das Publik, des Consist. von Brandenburg vom 1. Septbr. 1817: „Jeder Confirmand hat zwei volle Halbjahre daran Theil zu

nehmen,” Das Consist, v. Pommern (8. Juli 1818): „Der Confirmanden-Unterricht muß in Stadtgemeinden Jahr aus Jahr ein, in Gemeinden der Marktflecken und Dörfer doch während einer sechsmonatlichen Zeit ertheilt werden.” Die Kgl. Regierung von Posen verordnete den 25. August 1818, daß der Unterricht das ganze Jahr hindurch und ununterbrochen ertheilt werden müsse und daß er von den am Orte befindlichen und den nicht über eine Viertelmeile entfernt wohnenden Kindern so lange benutzt werden müsse, bis sie zur Einsegnung tüchtig seien; daß bei entfernteren Gemeinden der Schullehrer nach besonderer Vorschrift und Anleitung des Predigers den Unterricht zu beginnen, der letztere aber denselben zu vervollständigen und wenigstens sechs Wochen von Annahme der Kinder täglich zu ertheilen habe.⁵

Nach einem Circular-Rescript des Ministeriums der geistlichen etc. Angelegenheiten vom 17. Febr. 1821⁶ hat es das Ministerium ungern in Erfahrung gebracht, daß in mehreren Gegenden der Monarchie der durch die evangelischen Geistlichen der Jugend zu ertheilende Unterricht im

⁵ Im Königreich Hannover wird er nach einer Calenb. Verordn, von 1734 auf 6 Monate, nach einer Lüneb. Von 1739 wenigstens auf 3 Mon. festgesetzt, in Mecklenburg-Strelitz auf ein ganzes Jahr in wöchentlich 2 Stunden, ebenso in Nassau nach einer Verordn, des Wiesbadenschen Cons.-Amtes von 21sten Oct. 1802. Die Katech, des nächsten Jahres müssen Theil nehmen. Auch in Sachsen-Coburg muß jedes Kind den Conf.-Unt. während der beiden letzten Schuljahre besuchen, in Schleswig u. Holstein 2 Monate, in Island 3 Mon. aber 3 Mal wöchentlich.

⁶ V. Kamptz Anm. 5. Bd. S. 84.

Christenthum nur als Vorbereitung auf die Confirmation $\frac{1}{2}$ Jahr oder auch nur einige Wochen vor derselben ertheilt wird, weil die Zeit nicht hinreiche, die Jugend hinlänglich mit den Wahrheiten der christlichen Religion bekannt zu machen. Es seht, bis „nach vollendeten Berathungen der Synoden definitive Bestimmungen erfolgen können,“ fest, daß „kein Kind confirmirt werden dürfe, welches nicht zwei Semester hindurch seinen gewöhnlichen Unterricht des Geistlichen unausgesetzt und in dem letztern auch den, den Confirmanden besonders zu ertheilenden Vorbereitungs-Unterricht genossen, hat;“ ferner es sei „der gewöhnliche Unterricht des Geistlichen das ganze Jahr hindurch, insofern nicht örtliche Umstände eine Unterbrechung nothwendig machen, wöchentlich in zwei Stunden, der zur Confirmation vorbereitende aber sechs Wochen hindurch wöchentlich in drei bis vier Stunden zu ertheilen, während welcher Zeit da, wo die Pfarrer mit Geschäften sehr beladen sind, der gewöhnliche Unterricht ausfallen kann, wobei jedoch der Beurtheilung des Geistlichen überlassen bleibt, ob eine Absonderung der Geschlechter unter den obwaltenden Umständen erforderlich sein möchte, in welchem Falle die Stunden des gewöhnlichen Unterrichts zu verdoppeln sind.“

Im Schles, Ober-Präs.-Erlaß von 1832 heißt es §. 5: „Evangelischerseits ist für die Dauer des Confirmanden-Unterrichts höhern Orts vorgeschrieben, daß ihm ein ganzes Jahr, mit Ausschluß der Fest- und Feierwochen, oder der Zeit zweier halber Jahre, so daß ein drittes dazwischen liegt, gewidmet sein soll; und diese Bestimmung muß daher die

allgemeine Regel verbleiben, insofern nicht Ortsentfernungen und andere Lokalverhältnisse in ihrer Erfüllung Modifikationen zulässig machen.“ In Betreff d) der Jahres- und Tageszeit, in welche der Unrerriecht fallen soll, sagt das Publik. des Consist, der Prov. Brandenburg: „Der Unterricht wird in zwei Winterhalbjahren jedesmal von Michaelis bis Sonntag Palmarum wöchentlich viermal, entweder in vier einzelnen Stunden, oder zweimal an jedem dazu festgesetzten Tage in zwei Stunden ertheilt.“

Dies führt e) zu der Frage, ob der Confirmanden-Unterricht in die Zeit des Schulunterrichts fallen und diesen gesetzlich beeinträchtigen dürfe, welche von §. 13 des Schles. Ober-Präs.-Erlasses von 1832 dahin beantwortet wird, daß der ununterbrochene Schulbesuch während der ganzen gesetzlich vorgeschriebenen Unterrichtszeit den bisherigen gesetzlichen Bestimmungen unterworfen bleibe.“ Das Publ. des Consist. der Prov. Brandenb. spricht sich noch bestimmter darüber aus, indem es sagt? „Die (zum Confirmations-Unterricht) auszuwählenden Tage und Stunden hat der Prediger nach Abrede und Vereinigung in den Städten mit dem Ephorus und dem Schulvorstande, in den Dörfern mit letzterm allein festzusetzen, damit die Confirmanden dadurch von dem Schulbesuche nicht abgehalten werden, indem es Pflicht des Predigers ist, „mehr auf das Beste der Schule, als auf seine Bequemlichkeit zu setzen.“

Hinsichtlich 1) des Ortes und des Lokales, in dem er zu ertheilen ist, bestimmte das Consist. der Prov, Brandenb. 1838, „das die Prediger diesen Unterricht nicht in der Sakristei halten sollen.“ In dem Publ. dess. Consist. vom J. 1817

wird (positiv) festgesetzt: „Die Kinder der Filialgemeinde wohnen in der Regel dem Unterrichte im Mutterdorfe bei. Sollte aber das Filial zu weit entfernt sein, so muß der Unterricht daselbst in der Schulstube nach geendigtem Vormittags-Schulunterrichte von den Predigern gegeben werden.“ In welchem Lokale die Ertheilung aber im Mutterdorfe stattfinden soll, darüber ist mir keine gesetzliche Bestimmung begegnet.⁷

g) In Betreff der Zahl der gleichzeitig zu unterrichtenden Confirmanden fehlen fast überall gesetzliche Vorschriften. Nur für die reformierten Gemeinden in Berlin ist bestimmt, daß jeder Cötus nicht über 50 betrage.

Man wird aus dem Folgenden ersehen, daß es der Vorausschickung der gesetzlichen Bestimmungen über einige der naheliegendsten, in Betreff des Gegenstandes aufzuwerfenden Fragen bedurfte. Nebenbei wird man aus den Festsetzungen entnehmen können, daß der Gesetzgebung über diesen Gegenstand so sehr eine gewünschte Einheit, Abrundung und Uebereinstimmung fehlt, als dem ganzen Confirmations-Unterricht eine gewisse Reform noththut.

Wenn wir den Hauptgedanken, der allen den mannigfachen Bestimmungen der verschiedenen Länder oder Provinzen in unterschiedlichen Zeiten zum Grunde liegt, hervorheben, so ist es offenbar der – sie wollen, daß durch den Unterricht die Schüler, bevor sie als selbständige Glieder in die

⁷ Im Königreich Hannover muß er nach einer lüneburgischen Verordnung von 1734 in der Pfarrei ertheilt werden, ebenso in Dänemark nach einer Verordnung von 1636.

kirchliche Gemeinschaft aufgenommen werden, eine vollständige und klare Kenntniß von dem Glauben erhalten, zu dem sie sich bekennen. Der Confirmations-Unterricht soll für das Leben bilden; allein er soll auch – und dies ist ebenfalls klar ausgesprochen, wenn es sich auch nicht schon von selbst versteht – die Schule in ihrer Wirksamkeit nicht beeinträchtigen. Fragen wir nun, ob das, in Sinne der Gesetzgebung, wirklich der Fall sei, so muß ich, soweit meine Erfahrungen reichen, mit Nein antworten, Von den vorhandenen Verordnungen sind die wenigsten zur Anwendung gelangt, oder haben aus dem einen oder dem anderen Grunde zur Ausführung kommen können. Man hat Kinder zur Theilnahme am Confirmations-Unterricht und zur Confirmation selbst zulassen sehen, die weder erforderlich lesen, noch schreiben konnten und die in den Grundwahrheiten des Christenthums nichts weniger als einen richtigen und hinlänglichen Begriff hatten. Ja es ist vorgekommen, daß beinahe blödsinnige Kinder confirmirt, d. h. von der Kirche für mündig erklärt worden sind. Dagegen dürfte es wenige Beispiele geben, daß zur Confirmation Unreife und Untüchtige zurückgewiesen worden wären, oder daß man den Confirmations-Unterricht so lange hätte fortdauern lassen, bis die erforderliche Geistesreife sich gezeigt hätte. Die Dauer des Unterrichts wird an den wenigsten Orten die verordnungsmäßige sein, wird es auch nach Orts- und vielen andern Verhältnissen kaum sein können. Ebenso mannigfach wird er ertheilt seiner Stundenzahl nach; und es durfte wenig Orte geben, wo er nicht einen mehr oder weniger nachtheiligen Einfluß auf die Wirksamkeit der Schule übte.

Der Confirmations-Unterricht und sein Verhältniß zur Schule.

Von
K. F. W. Wander,
(Beschluß.)

Der Zweck des Confirmations-Unterrichts ist, die nöthige religiöse Bildung fürs Leben zu bieten, ohne die Schule zu stören, A. Bleiben wir bei diesen beiden Punkten stehen und beantworten uns zunächst die Frage: „Gewährt der Confirmanden-Unterricht, „wie er in der Wirklichkeit meist ertheilt wird, eine vollständige, gründliche, den Erfordernissen und den vielfachen Ansprüchen der Zeit genughuende religiöse Bildung wie sie für die jungen, ins öffentliche Leben tretenden Bürger der Kirche wünschenswerth und ihnen in der That nothwendig ist? Ich habe diese Frage vor einiger Zeit an einen Geistlichen gerichtet; er verneinte sie und ich stimme ihm bei. Ich will mein „Nein“ hier begründen, indem ich die Mängel des Unterrichts, mögen sie nun in der Gesetzgebung liegen, oder in Personen-, Orts- und andern Verhältnissen begründet sein, zur Sprache bringe. Wenn diese Arbeit selbst die Sache auch vielleicht nicht unmittelbar ändert und bessert, so wäre es doch möglich, daß sie einen Anstoß zu einer Reform gäbe, also Veranlassung dazu würde.

Nach meiner Ansicht – und ich glaube damit nicht allein zu stehen – fällt der Confirmations-Unterricht a) in ein zu frühes Lebensalter, was daher kommen mag, daß man früher

angenommen hat, der Austritt aus der Schule ins bürgerliche Leben könne nicht eher als nach erfolgter Confirmation stattfinden. Diese Ansicht ist auch gegenwärtig noch stark verbreitet. Man muß sie aber als irrig bezeichnen, weil sie zwei Verhältnisse mit einander vermengt, die wesentlich verschieden sind und geschieden werden müssen. Der Staat hat an das heranwachsende junge Geschlecht Ansprüche und die Kirche hat deren. Jener hat durch die Gesetzgebung erklärt, was er fordert, bevor ein Schüler aus der Bildungsanstalt für das bürgerliche Leben entlassen werden darf. Ist die Schuljugend im Stande, jenen Ansprüchen zu genügen, so kann der Geistliche in seiner Eigenschaft als Schulrevisor, d. h. als Staatsbeamter, die Entlassung aussprechen, die in der Regel in das Jahr fallen wird, in welchem die Austretenden ihr vierzehntes Lebensjahr vollenden. Es handelt sich vorzugsweise um die Kenntnisse für das bürgerliche Leben; wo diese fehlen, da soll der Austritt nicht gestattet werden. Nun können aber diese vorhanden sein, ohne daß damit zugleich die Reife erreicht ist, welche die Kirche fordert und fordern muß, um die kirchliche Mündigkeit auszusprechen. Es kann Jemand fertig lesen und schreiben, seine Einnahme und Ausgabe berechnen können, ohne im Stande zu sein, über seine religiösen Ueberzeugungen ein bewußtes, feierliches, für die ganze Zukunft bindendes Urtheil abzulegen. Es schmerzt mich, es zu sagen, aber ich darf es nicht verschweigen, daß der Confirmationsakt gegenwärtig sich meist bloß mit Aufregung dunkler religiöser Gefühle begnügen muß, ohne eine Stütze vom erwachten und gebildeten Selbstbewußtsein zu haben, weßhalb auch die Thränen, welche früh

in. der Kirche fließen, schon Nachmittags sehr zeitig getrocknet sind. Auf die Bildung des Charakters, das eigentliche Knochengerippe, den Träger des geistigen Lebens, bleiben die vielen Ansprachen und Reden, die mehr durch Kürze gewinnen als verlieren würden, fast ganz einflußlos. Die Handlung selbst ist gewissermaßen mechanisch. Die vierzehnjährigen Kinder haben den Unterricht aufgenommen, ohne zu denken, was hier Denken heißt; ich meine, sie haben nicht widersprochen, indem. sie ihre Zweifel, ihre Meinungen äußerten; denn so etwas ist nicht die Sache dieses Lebensalters. Sie haben blindlings geglaubt, und so antworten sie alle, wie viel ihrer sind, wenn sie öffentlich gefragt werden, daß sie das Vorgetragene und Ausgesprochene glauben wollen. Sie nehmen den Unterricht des orthodoxen Geistlichen auf und bestätigen ihn mit ihrem Ja; dasselbe thun sie am nächsten Orte mit dem eines pietistischen, altlutherischen, oder rationellen, protestantisch-lichtfreundlichen etc.; denn sie wissen nicht, was sie bejahen, und können es nicht wissen. Soll der Confirmationsakt mehr als eine religiöse Feierlichkeit, soll er eine Wahrheit sein, dann muß auch die moralische Möglichkeit existiren, daß einmal Einer von den Confirmanden: „Nein“ antwortet; daß er erklärt: „das ist meine Ueberzeugung nicht,“ und zurück tritt. In solchem Falle wird das „Ja“ der neun und neunzig Uebrigen erst Gewicht erhalten. Wo das Ja Werth haben soll, da muß wenigstens das Nein nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Dazu ist aber ein späteres Lebensalter erforderlich. Im Kanton Zürich erfolgt auch die Confirmation erst im 17ten Jahre. Der Pfarrer ertheilt dort den Confirmanden vor ihrem Austritt

aus der Schule bis zur Confirmation wöchentlich in zwei Stunden Religionsunterricht, dessen Stundenzahl die letzten 7 Monate vor der Confirmation vermehrt wird.

Ich meine, es wird keines besondern Beweises dafür bedürfen, daß, zu, einer Erklärung, wie sie dem wichtigen Consirmationsakte vorausgeht, falls sie eben mehr als ein bloßes Hersagen sein soll, eine höhere Geistesreife gehört, als man sie von Kindern im Alter von vierzehn Jahren erwarten kann. Wenn der Glaube in der protestantischen Kirche nicht auf Ueberzeugung gegründet ist, so ist er eben gar keiner; denn ein blinder Glaube ist nichts anderes als Aberglaube. Wenn so viel Leichtsinn unter der Jugend vorhanden ist, wenn im späteren Lebensalter so oft der sittliche Ernst fehlt, so hat dies sicher darin mit seinen Grund, daß man dem heranwachsenden Geschlechte zu einer Zeit Bekenntnisse abnöthigt, in der sie die Wichtigkeit des Aktes noch gar nicht zu fassen im Stande sind, woher es kommt, daß später im Leben die bedeutungsvollsten Akte und Vorkommnisse immer nur den vorherrschenden Charakter der Unterhaltung tragen und wobei der neue Rock, das schöne Kleid, der bessere Tisch, das ruhende Geschäftsleben, die wichtigsten Momente bilden.

Ich gebrauchte soeben den Ausdruck „abgenöthigter“ Bekenntnisse, und ich kann sie nicht anders benennen, weil der ganze Akt für die Kinder ein Zwang ist, worin der Grund dazu liegt, daß später so Viele mit dem kirchlichen Bekenntnisse zerfallen; sie sind in einer unreifen Lebensentwicklung hineingedrängt worden. Wir schauern, wenn wir an

das Matrosenpressen in England, oder an die frühern deutschen Werbeanstalten denken; gewinnt die Kirche ihre Glieder viel anders? Oder ist der Zustand deshalb ein milderer, weil der Druck bloß den Geist, bloß das Gemüth, die Ueberzeugung, bloß das Seelenleben trifft?

Da der Confirmations-Unterricht in ein zu frühes Lebensalter fällt, so kann er auch b) weder so gründlich, noch so vollständig, als zu wünschen ist, ertheilt werden. Er soll, wie oben gesagt, eine Mitgabe fürs Leben sein. Wir können dies aber unreife Auffassungen, kindische Vorstellungen, auswendig gelernte Begriffserklärungen, unverständlich gebliebene Dogmen! Und wenn das Gegebene in diesem Zustande dem Leben verbleibt, dann ist es ein todter Schatz und wird nur von gedankenlosen Naturen bis an ihr Lebensende erhalten. Glücklicher Weise sind aber nicht alle so conservativ. Manche schließen sich dem Leben auf, die Vernunft regt sich, sie fangen an zu denken und – zu zweifeln; es beginnt die Periode der geistigen Wiedergeburt, wenn, ein sittlicher Gehalt im Innern vorhanden ist und glückliche äußere Verhältnisse dazu kommen. Es können aber auch Fälle eintreten, in denen es sich zeigt, wie wenig Werth an der Kasse des Lebens jene Münzen und Stocks haben, die als „Mitgabe fürs Leben“ dem jungen Wanderer zuertheilt werden. Die Worte vergehen, die erregten Gefühle können ohne die steuernde Vernunft, welche nicht selten bei der Pflege das Nachsehen gehabt hat, das Lebensschiff nicht durch die mächtigeren Wellen. des Weltgewühls hindurchtragen. Bei manchem Jüngling ist die Mitgabe längst dahin, bevor er in die Fremde der Welt wandert.

Der Mangel an der nöthigen Gründlichkeit des Confirmanden-Unterrichts ist aber nicht bloß in der diesem Lebensalter fehlenden Geistesreife begründet, er entspringt auch – und dies ist ein neuer Punkt, den ich hervorhebe – c) aus der meist sehr großen Anzahl von Schülern, die gleichzeitig den Vorbereitungsunterricht erhalten. In der Regel werden die sämtlichen Confirmanden eines Kirchspiels zusammen unterrichtet. Daß deren Anzahl nicht nur die Summe von 200, sage zweihundert erreicht, sondern sogar übersteigt, hab‘ ich oft erlebt.⁸ Die Hand aufs Herz: was

⁸ Im Jahre 1834 wurden in Hirschberg gleichzeitig unterrichtet und confirmirt 254; 1835: 269; aus den Jahren 1830 – 38 fehlen in der Kirchen-Registratur die Nachweise; 1839: 236; 1810: 213; 1841: 202; 1842: 217; 1843; 202; 1844: 197; 1845: 189; das erste Mal in 2 Abtheilungen unterrichtet und confirmirt, und zwar in einer derselben die 12 Gymnasiasten, in der andern die 177 Schüler der übrigen Schulen. Im l. J. sind zusammen 170 Confirmanden, die wieder als 14 Gymnasiasten und 156 andere Schüler in zwei Scharen gesondert, den Unterricht erhalten. Ob es ein anderes Theilungsprincip nicht gibt, dies zu prüfen, würde den Raum einer Note überschreiten. Bemerken will ich nur noch, daß das bedeutende Fallen der Zahl der Confirmanden in der steigenden Nahrungslosigkeit der Gebirgsdörfer seinen Grund hat. Es werden wenige Ehen geschlossen, die Kinder sterben theils aus Mangel an Pflege, theils an Mangel gesunder Nahrungsmittel, ehe sie das schulreife Alter erhalten. Die Redensart kann man sehr oft hören? „Wenn das Würmel nur stürbe!“ Oder: „Dem Würmel ist wohl!“ wenn es gestorben ist. Denn man hat „einen Esser weniger erhalten.“ Dann kommt noch der Umstand, daß in den letzten beiden Jahren die Gemeinde Stonsdorf von Hirschberg abgezweigt ist, da sie ein eigenes Kirchensystem gegründet hat.

kann da geschehen? Ach denke, die schles. Provinzial-Blätter bestehen nicht für den Zweck, um uns in Illusionen einzuhüllen, sondern über vorhandene Zustände Wahrheit zu verbreiten. Die Antwort auf jene Frage wird aber nur dahin lauten, daß der Erfolg des Unterrichts bei einer solchen, wie schon bei einer weit geringern Zahl nur ein sehr dürftiger, den Zweck nicht erfüllender sein kann. Wo würde es einem Lehrer gestattet werden, eine Klasse von solcher Stärke zu unterrichten und, wenn man es zuließe, was würde es wirken? Nun ist aber noch ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Massenunterricht der Schule und der Vorbereitung der Confirmanden. Dort kann bei Massenbeschulung zunächst nur den Kenntnissen die Rede sein, hier soll vorzugsweise der Charakter gebildet werden; dort handelt es sich um Bewegung der Masse, hier um Berührung jedes Einzelnen. Vielleicht glauben einige Leser, ich Übertreibe, wenn ich, um zu zeigen, wie diese Berührung stattfindet, bemerke, daß der Confirmator bis zum feierlichen Bestätigungsakte in solchem Falle noch nicht die Bekanntschaft aller seiner Confirmanden nach Namen und Person vollständig gemacht hat, worüber man sich weniger wundern wird, wenn ich d) den verhältnißmäßig kurzen Zeitraum als Grund davon anführe, daß die Erfolge des Confirmanden-Unterrichts nicht die gewünschten sind. Der vollständige Jahres-Cursus oder die beiden halbjährigen, welche sich in den angeführten Paragraphen finden, sind, wie so manches Andere, nicht in der Wirklichkeit vorhanden und werden wegen Raum-, Zeit - und Lebensverhältnissen, die sich der Ausführung entgegen stellen, auch schwer ins Leben treten. Hierzu

gesellt sich 2), aus der beschränkten Zeit folgend, der neue Uebelstand, daß, um den Stoff des Unterrichts zu bewältigen, in den verhältnißmäßig kurzen Zeitraum, welcher der Vorbereitung gewidmet ist, so viel Religionsstunden gelegt werden, als nur immer möglich ist. Es scheint hier überhaupt eine sehr allgemein verbreitete Ansicht zu sein, als käme es bei der religiösen und sittlichen Bildung des Menschen vorzüglich darauf an, daß eine möglichst große Menge Glaubensmaterial aufgenommen werde. Ich weiß nicht, ob es so ist, aber es ist mir an einzelnen Orten erschienen, als wenn es so wäre, daß das ganze Material, welches, zum Aufbau des Reiches Gottes nöthig erachtet wird, oder als Mitgabe fürs Leben erforderlich erscheint, vor dem Beginn des Unterrichts aufgehäuft ist, daß man mit der Anzahl der für die Verarbeitung, oder besser, für den Verbrauch bestimmten Wochen, Tage und Stunden nacheinander hinein dividirt. Dabei tritt nun allerdings nicht selten der schlimme Fall ein, daß für die letzten beiden Wochen so viel Material zur Bewältigung übrig ist, als die vorausgegangenen zehn Wochen verarbeitet haben. Aber überwunden muß es werden, und was nicht in die Köpfe geht, wird den Heften übergeben.

Daß unter solchen Umständen an eine wirkliche Verarbeitung des Gegebenen, an eine geistige Durchdringung desselben Seitens der Confirmanden nicht gedacht werden kann, darf ich wohl nicht erst bemerken, besonders, wenn der Form des Unterrichts selbst noch das Anregende und Belebende abgeht, wie das z. B. der Fall ist, wenn derselbe stundenweis ohne unterbrechende Frage diktiert wird, weil

man von der Annahme auszugehen scheint, daß es zur Confirmations-Befähigung hinreichend sei, wenn nur die zur Mittheilung ausgewählten Stoffe im Hefte stünden.

Die bereits angedeuteten Uebelstände werden fast alle durch den übertroffen, daß f) die Bildungsstufe der Confirmanden meist eine gar zu verschiedene ist und daß sie es auch einem Geistlichen, der sie dem Unterricht mit wahrhafter Begeisterung hingibt, der sich auf das gewissenhafteste vorbereitet und ihn nach naturgemäßen Grundsätzen und mit pädagogischen Takte erteilt, bei der großen Verschiedenheit der Auffassungskraft und Vorbildung nicht möglich ist, durch den Unterricht ein Resultat zu erwirken, wie er selbst es wünscht und wie es eigentlich das Leben erfordert.

Wenn die Schule Etwas leisten soll, so müssen die auf gleicher Fassungs- und Wissensstufe stehenden Schüler in eine Abtheilung zusammengebracht und unterrichtet werden. Sind in einer Klasse Schüler von sehr verschiedenen Fassungsstufen, so wird wenig geleistet werden. Wendet sich der Lehrer an die Schwächeren, so langweilen sich die Vorgerückteren; beschäftigt er sich mit diesen, so bleiben jene unberührt. Den Unterricht so einzurichten, das er beide befriedigt, indem er etwa den Charakter einer „gerechten Mitte“ annähme, ist unmöglich. Es wird nicht an Störungen von dieser oder jener Seite fehlen.

Alle diese Uebelstände treten bei dem Confirmanden-Unterricht, wie er gegenwärtig stattfindet, schon hervor, wenn die Schüler auch nur Einer Schule, oder Einer Art von Schulen angehören., Man kann sich denken, in welchem

Grade, wenn sie aus verschiedenartigen Anstalten hervorgegangen sind, wenn ein Gymnasium in allen oder mehreren seiner Klassen vertreten ist, wenn eine Töcherschule für die höhern Stände, eine Stadtschule aus fast allen ihren Klassen, wenn eine Menge von auf unterschiedlichen Stufen sich befindenden Dorfschulen mit ebenso mannigfachem Charakter und jede wieder aus allen Klassen ihr Beiträge geliefert haben.

Dieses Jugend-Conglomerat soll nun zu Einer Zeit, für denselben Zweck, über denselben Gegenstand unterrichtet werden. Wer einige Phantasie hat, kann sich eine solche Arbeit und das mögliche Resultat denken. Lancaster unter 1000 Schülern ist gewissermaßen Spielwerk dagegen.

Man glaube nicht, daß ich so etwas erfinde; dieser Fall hat wirklich hier in Hirschberg Jahrzehende bis auf die neuere Zeit stattgefunden, und er findet mit der einzigen Abänderung, daß seit wenigen Jahren die Confirmanden des Gymnasiums besonders vorbereitet werden, noch statt. Auch glaube ich, er wird nicht als der einzige in der Provinz dastehen. Sind nun auch nicht an allen Orten alle die hier aufgezählten, den Erfolg des Confirmanden-Unterrichts hemmenden Uebelstände vorhanden, so dürfte es doch keinen geben, an dem nicht die einen der die andern hervorträten. Es wird dies auch von vielen Geistlichen selbst gefühlt; und es sind nur einzelne, welche den nicht beneidenswerthen Muth haben, bei der, der Confirmation vorausgehenden, kirchlichen Prüfung vom Altare herab von den außerordentlichen Erfolgen ihrer Wirksamkeit im Laufe der wenigen Wochen zu reden, oder, was auch vorgekommen,

ist, das ganze bei der Prüfung zu Tage geforderte Wissen als die ausschließlichen Früchte ihrer Thätigkeit zu bezeichnen, ohne daran zu denken, daß diese ihre Früchte ohne die Grundlage der Schule gar sehr zusammenwelken würden. Doch, wie gesagt, es soll dieses „Muthes“ der nur eine andere Art von Charlatanerie zu sein scheint, hier nur als einer ungewöhnlichen Erscheinung gedacht werden. Die meisten Geistlichen und es macht mir Freude, dies sagen zu können – theilen diese Art von Selbstanerkennung nicht; und nur Lehrer, die sehr reizbar sind, oder die in ihrem Innern nicht das Zeugniß treuen Wirkens tragen, werden sich durch die Reden jener gekränkt fühlen. Andern können diese Unterrichts Wunder höchstens ein Lächeln abzwängen.

Soll der Confirmanden-Unterricht seine Lebenszwecke erreichen, so müssen – daß ich die Folgerungen aus dem Vorausgeschickten kurz zusammenfasse – a) die Confirmanden den Unterricht in einem reifern Lebensalter genießen, b) sie müssen in kleinen leicht zu übersehenden Abtheilungen, die nah den verschiedenen Bildungsstufen zu machen sind, unterrichtet werden, damit eine wirkliche Einwirkung auf den Einzelnen stattfinden kann; c) er muß auf die Hebung des innern Menschen, auf Erziehung zur Selbständigkeit des Geistes gerichtet sein und das auf Auswendiggelerntes und Auswendiges gebaute Glauben muß einem vernünftigen Denken den ersten Platz einräumen.

Es ist oben gesagt worden, der Confirmations-Unterricht habe den Zweck, die religiöse Bildung fürs Leben zu bieten, ohne die Schule zu stören. Nach Besprechung des ersten

Punktes, sei es mir gestattet, noch einige Worte über den andern zu sagen. Wo ich bisher habe Confirmanden-Unterricht ertheilen sehen und mir Gelegenheit geworden ist, sein Verhältniß zur Schule zu beobachten, so hat er diese auch in ihrer Wirksamkeit gestört; und er hat, wenn nicht mehr, doch mindestens eben so viel geschadet, als genützt und dies zwar dadurch, daß er in die Schulzeit fällt. Soll er die Schule nicht nachtheilig berühren, so darf er nicht eher beginnen, bis die Schüler aus der Schule entlassen sind, d. h. bis sie die von der Gesetzgebung vorgeschriebenen Kenntnisse für das bürgerliche Leben sich erworben haben. Es ist ein altes Wort, daß Niemand zwei Herren dienen kann, wenn diese namentlich verschiedene Ansprüche machen. Das gegenwärtige Verhältniß ist ein so sorgenloses, daß man sich nur wundern kann, wie es bis jetzt hat fortbestehen können. Ich wende mich an das Urtheil aller Lehrer der Provinz – von diesen zunächst nur zu reden – und frage sie, ob sie sich nicht vor dem Lage fürchten, wann der Confirmations-Unterricht beginnt, ob ihre Schule nicht so lange, bis er geschlossen und die Confirmanden abgegangen sind, gestört, ob der Zeitraum, den der Unterricht einnimmt, für die Schule nicht mehr oder weniger verloren ist. Man hat dies schon längst gefühlt, doch sich gescheut, es auszusprechen. Aber es muß gesagt werden, denn sobald man Etwas als Uebelstand erkannt und bezeichnet hat, ist es schon halb beseitigt.

Der Confirmanden-Unterricht fällt entweder in die Schulstunden, oder außer denselben. Der erstere Fall ist gewiß der allgemeinere. In welche Schulstunden er auch fällt, stets wird der Schul-Unterricht gestört. Gewöhnlich findet

der Confirmanden-Unterricht von 10 – 12 statt und die Schüler müssen um 9 $\frac{3}{4}$ Uhr entlassen werden. Daß sie in der letzten Stunde keine Aufmerksamkeit, sondern nur die Gedanken auf dem Schlage der Uhr haben, ist bekannt. Aber auch die erste Stunde ist verloren, weil die Confirmanden sich mit ihren Unterrichtsheften beschäftigen, ihre Gedächtnisaufgaben wiederholen u. dgl., Bedenkt man nun, daß die erste Stunde noch dazu meist eine Religionsstunde ist und mithin in einem Vormittag nicht weniger als drei, d. h. wöchentlich 12 – 14 dergleichen Stunden fallen: so wird es doch Niemandem befremdlich erscheinen, wenn die Jugend dieser Speise bald überdrüssig wird. Bekamen doch die Israeliten in der Wüste Ekel am Manna, das nur täglich einmal gesammelt werden durfte.

Es ist aber nicht genug, daß der Schulunterricht für die Confirmanden verloren ist: er ist es auch, so lange sie anwesend sind, für sie andern. Beginnt der Confirmanden-Unterricht um 10 Uhr, so können sämtliche Confirmanden von den Filialdörfern, so lange derselbe dauert, keine Schule besuchen und besuchen sie auch nicht, so daß faktisch der Schulunterricht mit dem Beginn des Confirmanden-Unterrichts aufhört. In jedem Falle sind diese Schulen besser daran, als die Schule des Kirchortes. Fällt der Confirmanden-Unterricht früh von 7 – 9, oder 8 – 10, so kann ebenfalls kein Schulbesuch mehr stattfinden, und wo er stattfindet, ist er theils seggenlos, theils für die Anstalt nachtheilig. Weniger Störungen würde er dann verursachen, wenn er Nachmittag, nah dem Schlusse da Schulstunden fielen. Das geschieht aber selten, und die Geistlichen haben gute Gründe dazu, ihn

nicht dahin zu verlegen. Ihre Schüler möchten gar abgesspannt sein, wenn sie erst 4 Schulstunden besucht und dann den oft weiten Weg nicht selten in großer Hitze oder in schlechtem Wetter gemacht hätten. Wie man auch die Sache betrachten mag, es findet sich nur ein Ausweg, der zur Zufriedenstellung beider Zwecke, des der Schule und des der Kirche, führt, der: der Confirmanden-Unterricht beginnt nicht eher, bevor der Staat durch die betreffenden Aufsichtsbehörden die austrittsreifen Schüler aus der Schule entlassen hat.

Was ich noch über den Gegenstand zu sagen gedenke, will ich beiläufig bei Besprechung dessen bemerken, was ich über die im Laufe dieses Jahres erfolgte Abänderungen, welche in äußerer Beziehung für die Ertheilung des Confirmanden-Unterrichts in der Hirschberger evang. Kirchengemeinde getroffen worden sind, jetzt noch beifüge. Daß Verbesserungen nothwendig sind, habe ich im Obigen eingeklärt, und ich würde mich freuen, wenn ich der hier versuchten meine Zustimmung geben könnte. Es ist bekannt, daß in unserem ganzen Gebirge kein streng durchgeführter Doppel-Cursus, wie ihn §. 5 des Ob.-Pr.-Erl. von 1892 bedingungsweis vorschreibt, stattfindet. Er kann es an den meisten Orten der Ortsentfernungen und anderer Lokalverhältnisse wegen nicht, was derselbe Paragraph vorausgesehen hat, weshalb Modifikationen in der Erfüllung zugelassen sind. Diese sind denn auch vorgekommen. Wenn nun der Confirmanden-Unterricht bei uns eine Verbesserung erhalten sollte, so hätten wir zunächst darauf gerechnet, daß er

Nachmittag nach dem Schluß der Schulstunden gelegt, worden wäre, oder daß man die Confirmanden von allem Schulbesuch entbunden hatte. Das geschah nicht; aber es wurde ohne eine vorhergehende Besprechung mit den Schulvorständen von der Kanzel bekannt gemacht, daß dies Jahr nicht nur die dies-, sondern auch die nächstjährigen Confirmanden den Unterricht besuchen sollten, so jedoch, daß eine Trennung nach Geschlechtern stattfinden werde, was deshalb nothwendig war, weil nach meinen Begriffen von Unterricht 200 allein einem gewöhnlichen Schulmanne große Schwierigkeiten entgensetzen, 400 aber, wenn auch nicht die Kraft des Confirmators, doch die Grenzen unserer Räumlichkeiten überschritten hätten.

Das Publikum staunte über diese Kanzel-Nachricht des Pastors Dr., Peiper nicht wenig. Wir haben früher vier Geistliche gehabt und darunter doch auch Männer, denen die religiöse Bildung der Jugend am Herzen lag; und man fragte sich: warum sind sie nicht auf diesen Gedanken gekommen? Warum ist bei vier Geistlichen nicht ausgeführt worden, was jetzt bei zweien ins Leben treten soll, oder, was wohl gar nur ein Einzelner unternimmt? Die Antwort wird sich aus Folgendem ergeben. Die Folgen der Neuerung, die allerdings im Buchstaben des Gesetzes begründet ist, wären diese gewesen: a) Da der Unterricht in die Schulzeit fiel und die ersten Klassen der Schulen aus 12 – 14jährigen Kindern bestehen, so wurden während der Unterrichts-Periode sämtliche erste Klassen der Schulen aufgehoben und die zweiten mehr oder weniger gestört; sie hatten also nur 9 Monate jährlich Schule. Und da nah der Confirmation, die bei uns Ende Juli

trifft, die Getreide- und dann die Kartoffel-Ernte beginnt, so konnte die Schule für die Oberklasse vom April bis October geschlossen werden. b) Da die Fassungsstufen bei 14jährigen Kindern schon mannigfach genug sind und den Unterricht, insofern er eben nicht ein bloßes Diktiren, ein Vorreden und Nachplappern ist, bis zur Verzweiflung an seiner Fruchtbarkeit erschweren, so kamen dadurch noch eine Menge neuer Unterschiede aus dem 12 – 13. Lebensjahre hinzu, gewiß nicht zur Förderung des Unterrichtszieles. Da e) eine Trennung nah Geschlechtern stattfand, so verloren die diesjährigen Confirmanden die Hälfte ihrer Unterrichtszeit, ohne irgend einen Ersatz dafür zu erhalten; denn sie hatten statt an 4 Tagen nun nur an zweien Unterrichtsstunden. Hierzu kommt endlich d), daß bei uns die Geistlichen jedes Jahr mit der Confirmation wechseln und daß es daher möglich ist, daß die diesjährigen „Zuhörer,“ wie man die nächstjährigen Confirmanden nennt, jetzt die orthodoxesten Glaubensansichten vorgetragen erhalten und das folgende Jahr den freiesten Protestantismus, und daß sie daher, weil sie doch nicht so lange den Confirmations-Unterricht genießen können, bis sie aus diesen Gegensätzen eine höhere Einheit zu bilden wissen, zuletzt gar nichts, oder doch nicht viel Gescheidtes glauben.

Die Masse denkt nicht, sondern wundert sich bloß; aber Einzelne gibt es schon überall, welche nach dem Grunde gewisser Aenderungen fragen, namentlich gegenwärtig, wo die Kirche mit ihren Forderungen sehr beobachtet wird. Es liefen Protestationen gegen diesen sogenannten, kirchlichen

Fortschritt mit den bezeichneten vier und vielleicht noch andern Folgen ein. Die Leute des Fortschritts fragten nach dem Grunde und erfuhren denn, daß zu dieser Neuerung nichts veranlaßt habe, als die folgende Verfügung des Königl. Consistoriums für die Provinz Schlesien d. d. Breslau den 25. März 1846 an den Kgl, Superintendenten Dr. Roth zu Erdmannsdorf: „Da aus Ew. Hochw. Bericht vom 11ten d. M. hervorgeht, wie weder zu Hirschberg, noch in der dasigen Diöces überhaupt die zu confirmirende Jugend einen doppelten Cursus des Religionsunterrichts in zwei getrennten Semestern, oder durch den ununterbrochenen Zeitraum eines Jahres durchmacht, so haben Sie die Geistlichkeit Ihrer Diöcese zu gewissenhafter Beachtung der Verfügung des Königl. Oberpräsidiums vom 29. Juli 1832 anzuhalten. Insofern in Gemäßheit des §. 3 loco titulo dort Ortsentfernungen und andere Lokalverhältnisse Modifikationen der oben bemerkten Bestimmungen erfordern, muß wenigstens derjenige Theil der zu confirmirenden Jugend, bei welchen Behinderungen der angegebenen Art nicht stattfinden, den vom Gesetz vorgeschriebenen zweifachen Cursus zurücklegen. Die Leser sehen, daß dies keine neue Verordnung, sondern nur eine Erinnerung zur Befolgung einer seit 1832 vorhandenen ist. Da sich unsere Lokalverhältnisse und Ortsentfernungen seit 1832 in dieser Beziehung nicht geändert haben und §. 5 mit seinen zulässigen Modifikationen nicht aufgehoben worden ist, so scheint mir kein Grund zu einer solchen unvorbereiteten Neuerung zu sein, zumal man bei der sorgfältigsten Betrachtung keinen Nutzen derselben entdecken kann. Es ist auch nirgend in der obigen Consistorial-

Verfügung vom 25. März l. J. gesagt, daß von dem hohen O.-P.-Erl. von 1832 bloß der §. 5 mit seinem Doppel-Cursus befolgt werden solle; es ist vielmehr die ganze Verfügung eingeschränkt worden, und da dürfte sich außer dem grade hier hervorgehobenen noch der eine oder der andere finden, der wenig genug beachtet wird. Es ist namentlich in keinem Paragraphen dem Geistlichen ein Recht eingeräumt, durch den Confirmanden-Unterricht die Schule, wie jetzt fast allgemein geschieht, zu stören. Nach §. 13 soll der Schulbesuch während der ganzen Unterrichtszeit den bisherigen gesetzlichen Bestimmungen unterworfen bleiben. Darnach hat zwar jeder Geistliche die Pflicht, die Kinder zum Besuch der Schulstunden anzuhalten, aber keiner das Recht, sie dadurch von der Theilnahme des Schulunterrichts zu entfernen, daß er in dieselbe Zeit andere Stunden, und wenn es auch Religionsstunden wären, legt.

Wenn das hier Gesagte eine Reform des Confirmanden-Unterrichts veranlaßt, so fühle ich mich für meine Arbeit belohnt. Damit nicht ein wanderisch gesinnter Lehrer des hiesigen Kreises in den gen Verdacht der Autorschaft kommt, habe ich mich genannt und bemerke schließlich, daß ich bei etwa ich bildenden Verhandlungen über den Gegenstand noch Stoff zu einigen Nachträgen zu dem hier Niedergelegten vor mir habe.

Schlesische Provinzialblätter
1846, Band 124, S. 444

**Ueber
den Einfluß der Dorf-Communalbehörden
auf das Vollsschulwesen.**

Von
K. F. W. Wander,

Im 123. Bde. der Schles, Prov.-Blätt, S. 400 ff. (April 1846) findet sich ein Aufsatz vom Lehrer Conrad in Steinseiffen über die Fixirung des Schulgeldes, der sehr zeitgemäß ist, der sehr viel Wahres enthält, dem Leben hervorgegangen ist und dem daher alle Beherzigung zu wünschen ist. Mit Einem Satze kann ich jedoch nicht einverstanden sein, Nachdem nämlich S. 404 über die Lauheit der Communal-Behörden in Betreff ihres Verhaltens zu Schulverbesserungen gesprochen und gezeigt worden ist, daß sie oft mehr hindernd, als fördernd auf die Schulangelegenheiten einwirkten, heißt es S. 405: „Soll in solchen Fällen ein günstiger Erfolg erzielt werden, so neutralisiere man zuvörderst den Einfluß der Communal-Behörden. Dies wird am Besten geschehen, daß die vorgesetzten Behörden direct mit den Gemeinden unterhandeln.“

Es sei mir gestattet, für diesen Gegenstand die Aufmerksamkeit der Leser auf einige Minuten in Anspruch zu nehmen, indem ich die Beantwortung der folgenden Fragen versuche, a) Ist das Verhalten der Communal-Behörden der

Landgemeinden zu den Schulen in der That ein so nahtheiliges, als es geschildert wird? – Ich habe zunächst Landgemeinden im Auge, weil in den Städten sich in neuerer Zeit Manches in dieser Beziehung geändert hat. Die Klagen, welche jetzt noch sehr allgemein über die Vernachlässigung der Landschulen Seitens der Ortsbehörden geführt werden, haben wir noch vor wenig Jahren über die städtischen führen hören. Sie sind jetzt schwächer geworden, aber nicht dadurch, daß die vorgesetzten Behörden den Einfluß der Communal-Behörden neutralisiert haben, was schon die Städteordnung unmöglich machte, sondern aus einem edlern Grunde. Die Stadtgemeinden und ihre Vertreter sind zu der Einsicht gelangt, daß ein wohlgeordnetes gehobenes Schulwesen eine Lebensfrage für sie ist, daß sie daher für einen intelligenten Lehrerstand sorgen müssen und daß jedes Opfer, das sie für die Bildung ihrer Jugend niederlegen, nur eine Aussaat ist, die zu ihrer Zeit ihnen reichliche Aernten bringen wird. Zu dieser Ansicht vom Volksschulwesen haben sich allerdings bei Weitem noch nicht alle Stadtgemeinden erhoben; allein, wenn die richtige Erkenntniß auf Einem Punkte durchgebrochen ist, so darf man sich überzeugt halten, daß sie sich überhaupt durcharbeiten werde. Ueberall sind, wie es auch sein soll, die großen Stadt-Communen vorausgegangen in Verbesserung ihres Schulwesens, in Darbringung von ungewöhnlichen Opfern. Ich erinnere hier nur an Magdeburg, Stettin, Berlin, Königsberg, Frankfurt a. O., außerhalb unserer Provinz., Was nun diese selbst betrifft, so hat ihr Volksschulwesen stets eines guten Rufes genossen, der ihr auch in dieser Beziehung bleiben wird. Wenn eine

große Stadt Deutschlands es nicht nur lebendig erkannt und diese Erkenntniß in Handlungen ausgesprochen hat, daß in einem tüchtigen Volksschulwesen unsere Zukunft, wenigstens theilweis wurzelt: so ist es die Metropole unserer Provinz, so ist es Breslau, Behörden, Vertreter und Privatvereine dieser Stadt haben in den letzten Jahren förmlich in dargebrachten Opfern gewetteifert, gleichsam als wollten sie dem Volksschulwesen andererseits geschlagene Wunden, so viel an ihnen, zu heilen si bemühen. Heil der Stadt, in der für die Schulen ein solcher Geist in der Bürgerschaft und ihren Vertretern und Organen lebt! Das über jedes Lob erhabene Beispiel Breslau's wid segnende Nacheiferung in den Städten der Provinz finden, es hat sie bereits gefunden. Wem wären die Opfer bekannt, die Görlitz für sein Schulwesen gebracht hat und noch zu bringen im Begriff steht, wiewohl zur Zeit seine Schulgebäude und Baupläne großartiger als die Geholte seiner Lehrer sind. Andere Städte haben nah Kräften Aehnliches gethan: für das städtische Volksschulwesen ist mit Einem Worte ein besserer Morgen angebrochen. Es wird damit, jemehr das alte Pfahlbürgerthum überrunden und aus der Vertretung verdrängt ist, immer besser werden, wenn auch Krähwinkel noch lange nichts davon empfinden wird.

Anders aber und leider viel schlechter steht es mit dem Schulwesen der Dörfer. Mit ehrenwerthen Ausnahmen erscheint hier die Schule mehr als eine Last, denn eine Anstalt des Segens. In dem Lehrer erblickt man nicht einen Mann, der an der Bildung der Jugend, also an der geistigen Hebung der Gemeinde selbst arbeitet, sondern eine sehr überflüssige

Person, die man des Brauchs und Herkommens wegen halten und erhalten muß. Diese Ansicht ist in der Gemeinde, lebt also auch in der Regel in den Communal-Behörden. Die Schilderungen, welche Conrad von ihnen entworfen hat, sind wahr, wenn sich auch hier oder da das Verhältniß in einer Gemeinde nach Umständen und Persönlichkeiten günstiger zeigen mag. Es heißt stets: Wir müssen die Kinder in die Schule schicken, wir müssen Schulgeld geben, müssen das Schulhaus bauen etc.; und, wie das gethan wird, was man thun muß, brauche ich nicht erst zu erörtern. Jede Schulangelegenheit wird mit Widerwillen angehört und betrieben und meist nur, wenn höhern Orts Zwangsbefehle eingingen.

Es leuchtet ein, daß dies kein naturgemäßer Zustand ist, aber an seinem Vorhandensein ist nicht zu zweifeln,. Ich könnte die grellsten Schilderungen davon geben, wenn es mir hier darum zu thun wäre; aber ich will mich lieber zu der Frage b) wenden: Worin hat dieser Zustand seinen Grund?

Es liegt in der Natur der Sache, daß man das pflegt, von dem man Nutzen erwartet. Der Eigennutz würde mithin hon die Gemeinden bestimmen, für ihr Schulwesen Etwas zu thun, wen sie glaubten, daß die dargebrachten Opfer in irgend eine Weise sich verwertheten. Diese Einsicht fehlt ihnen aber und muß ihnen gegeben werden. Sobald sie vorhanden ist, wird sich alles Andere von selbst finden. Wenn sie aber bis jetzt mangelt, so darf man sich darüber grade nicht wundern. Man erinnere sich nur des Zustandes, in dem der Landmann nicht nur Jahrhunderte gelebt hat, sondern

auch der Verhältnisse, aus denen ex von diesen Jahrhunderten hervorgegangen ist, und man wird sein Verhalten zur geistigen und sittlichen Hebung wenigstens erklärlich finden. Ist doch erst seit Einführung der Städteordnung in den Bürgern der Stadt ein edleres Selbstbewußtsein und Streben erwacht und dies auch erst, nachdem die Verfassung der Städte bereits ein Vierteljahrhundert gewirkt hatte. Konnte doch, wie uns die Bibel berichtet, Moses mit den Gliedern seines Volkes, die in der Knechtschaft geboren und erzogen worden waren, trotz aller herzlichen Verheißungen von einem Milch- und Honiglande nichts mit ihnen ausrichten. Er mußte, während eines vierzigjährigen Umherziehens die Fleischtopfgesinnung Aegyptens aussterben lassen, bevor die ersten Schritte für die Eroberung des neuen Landes gethan werden konnten.

So glaube ich auch, daß die sittliche und geistige Hebung der Landgemeinden nicht eher erfolgen werde, bis die Landgemeinden eine ähnliche Verfassung erhalten haben, wie sie die Städte besitzen, Je mehr freien Spielraum sie der Entwicklung der Kräfte bietet, desto bessere Zustände werden sich entwickeln, die man allerdings nicht in den nächsten Jahren nah dem Inslebentreten der Landgemeindeordnung erwarten muß. Jetzt thun die Leute Alles aus Zwang. Sie schicken nicht nur ihre Kinder in die Schule, weil man sie dazu zwingt, sie lassen nicht nur das Schulgeld exekutivisch beitreiben: sie bauen auch ihre Wege erst dann, wenn der Landrath sie dazu mit Strafen zwingt, ja sie bessern sehr oft das Dach auf ihren eigenen Hause nicht eher aus, bis es

ihnen in die Schüssel regnet. – Es wäre ein Irrthum, anzunehmen, daß die Vernachlässigung des Schulwesens in den Landgemeinden, wo es stattfindet, aus besonderer Abneigung gegen die Schulen selbst entspränge. Die beklagte Erscheinung ist keine vereinzelte, sie hat ihren Grund in einem allgemeinen Zustande. Ist erst dieser beseitigt, so wird auch sie allmählich schwinden. Wir haben um so mehr Grund zu dieser Hoffnung, als unstreitig die freie Verfassung zugleich das beste Mittel ist, einen großen Theil der vorhandenen Noth zu überwinden und zu beseitigen. Die Freiheit weckt Muth und Kraft; und wo diese geweckt sind, schwindet so Manches, was der Muthlosigkeit, der Trägheit, der Feigheit als Noth erscheint. Die Gemeindeordnung wird den Werth der Bildung erkennen lassen, weil man täglich Gebrauch davon machen muß; man wird das Bedürfniß derselben fühlen, womit ein großer Schritt gethan ist. Denn, wenn irgend ein Bedürfniß sich kräftig geltend macht, dann ist es schon halb befriedigt. Wer hungert, sorgt schon für Brot. Ist nun Mangel an Theilnahme für die Schulen in den Verfassungszuständen der Landgemeinden begründet, so hat hierzu noch der Umstand mitgewirkt, daß früher die Volksschullehrer Alles gethan zu haben glaubten, wenn sie ihre Stunden abgehalten und den Kindern den Katechismus eingebläut und das Einmaleins beigebracht hatten, ohne auch nur daran zu denken, daß sie selbst dazu berufen waren, den Geist der Gemeinde umzubilden. Ein Theil der Volksschullehrer der Gegenwart macht es noch wenig anders. Nun ist es aber bei Weitem leichter, stets über schlechte Zustände zu klagen, als Hand zu deren Beseitigung anzulegen.

Dies führt mich zu meiner dritten und letzten Frage:
3) Wie soll es besser werden? Lehrer Conrad antwortet nun:
„Man neutralisiere den Einfluß der Communal-Behörden, was am Besten dadurch bewirkt wird, daß die vorgesetzten Behörden direct mit den Gemeinden Unterhandeln.“ Das ist es, was ich entschieden bestreiten muß, Fürs Erste heißt doch den Einfluß der Communal-Behörden neutralisieren, nichts anderes, als den Einfluß der Gemeinden selbst aufheben, da sie ja nur die Organe derselben sind; und dann wird durch directe Unterhandlung der Behörden mit den Gemeinden nach meiner Ansicht auch nicht viel zu gewinnen sein, man müßte denn grade die schwächsten Köpfe und die gesinnungslosesten Personen aus der Gemeinde zur Bildung der Communal-Behörde herausgesucht haben. In jedem andern Falle wird wohl die Gemeinde ebenso denken und handeln, wie die Orts-Behörde. Mag nun auch in einzelnen Fällen das obige Mittel von raschem und gutem Erfolge sein, so ist doch das demselben zum Grunde liegende Princip, weil es die Selbständigkeit der Gemeinden, so gering dieselbe gegenwärtig auch noch sein mag, bedroht, jedenfalls bedenklich und nicht zu empfehlen. Nicht dann ist dem Kranken geholfen, wenn irgend eine Beule, ein Ausschlag u. dgl. rasch weggeschafft wird, sondern wenn die Säfte, woraus das Uebel hervorgegangen ist, gereinigt werden. Die Beulen und Blattern heilen dann von selbst ab. Ich verlange gründlichere Hilfe und bin insofern radikal.

Aber wie? Die Grundheilung erwarte ich, wie schon gesagt, von einer auf das Princip der Städteordnung von 1808 gebauten Dorf-Communalverfassung, Wenn nun auch eine

solche in Aussicht steht und als das einzige Rettungsmittel gegen vollkommene Verarmung einzelner Dörfer nicht mehr lange ausbleiben wird, so kann sie doch auch wegen der vielen dabei in Betracht kommenden Interessen nicht übereilt werden, und es wird bis zu ihrem Erscheinen immer noch eine Zeit vergehen. Diese darf nicht verloren gehen; man muß sie zur Vorbereitung eines bessern Zustandes benutzen.

Wenn man mich fragt, was geschehen solle, so antworte ich: „Es muß ein neuer Geist in den Gemeinden geschaffen werden.“ Man spricht und schreibt fortwährend von dem bedeutenden Einflusse der Volksschule auf das Leben; wo wäre er denn, wenn er nicht so viel vermöchte, eine Anzahl Männer in jeder Gemeinde der Schule zu entschiedenen Freunden zu gewinnen; wo wäre er, wenn die Lauheit und Schwäche, wenn Bildungshaß oder Unwissenheit 1850 in den Gemeinden noch dieselbe Rolle spielen könnte, wie 1820. Der Lehrer des Dorfes hat eine Menge Mittel in Händen, auf seine Gemeinde zu wirken, die dem städtischen Lehrer fehlen, und manche Schwierigkeiten, welche die Stadt bietet, sind für ihn gar nicht da. Begnügt er sich indeß damit, die Kinder bis zum 14. Lebensjahre zu beschulen, dann zu entlassen und sie nie wieder zu sehen, so wird es in zehn Jahren mindestens nicht besser sein, als es heut ist. Der Lehrer des Dorfes kann sich, sobald er seine Stellung als Volkslehrer begreift und die engschulmeisterliche aufgibt, eine moralische Macht schaffen, mit Hilfe der er sehr viel Gutes wird durchzusetzen im Stande sein. Da ich mich in

zwei andern bereits gedruckten Aufsätzen¹ darüber bereits ausgesprochen habe, so will ich mich hier auf ein paar Bemerkungen beschränken.

Wenn der Lehrer sich wöchentlich an Einem Abende mit den Jünglingen des Ortes beschäftigt, die sich entweder durch ihren Verstand, oder durch ihre wackere Gesinnung auszeichnen; wenn er sich mir ihnen als Freund unterhält, sie über wichtige, ihrem Alter angemessene Gegenstände belehrt, wenn er sie so an sich zieht, daß sie eher Alles, als die Abendunterhaltung mit ihm versäumen; wenn er ihnen auf diese Weise Liebe zur Schule einflößt und ihnen ans Herz legt, daß dieselbe das Lebensinstitut des Ortes ist: sollte das nicht von Wirkung sein, wenn sie eins als selbständige Gemeindeglieder wirken? Werden sie nicht die übrige träge Masse mit fortreißen, oder, wenn das unmöglich ist, einflußlos machen? Das wäre gegen alle vorliegenden Erfahrungen. Der Weg ist langsam, aber sicher. Es gibt indeß für den Landschullehrer noch einen rascheren. Er suche si drei oder vier Männer in der Gemeinde aus, welche die Schule lieb und Sinn für Fortbildung haben – und so viel sind in der kleinsten Gemeinde zu finden. Diese lade ex an einem bestimmten Abende zu sich in die Schulstube ein, lese ihnen, belehrende Aufsätze vor, bespreche sie mit ihnen darüber, mache ihnen jedenfalls die Abende so interessant als möglich, so daß es ein Genuß für sie wird, den Lehrer zu besuchen. Sie werden davon sprechen. Andere werden den Wunsch hegen, ebenfalls an dieser fortbildenden Unterhaltung Theil zu nehmen. Es wird ein Fünfter, Sechster etc.

¹ Taschenbuch Vorwärts 1845.

dazu gezogen. Die Gesellschaft vergrößert sich, Ihre Glieder hängen mit Liede am Lehrer. Die Liebe macht Proselyten. Wie lange wird es währen, hat sich ein so schönes Band zwischen Lehrer und Gemeinde geschlungen, daß Alles, was zur Erhaltung der Schule nothwendig ist, nicht mehr als eine drückende Last, sondern als ein süßes Opfer erscheint. Für das, was man lebt, ist kein Opfer zu groß. Durch Regierungs-Rescripte und Landraths-Dekrete läßt sich das nicht erwirken.

Wo ein Lehrer den angedeuteten Weg einschlägt, da werden die Früchte nicht ausbleiben. Wie viel andere Mittel stehen den Lehrern überdies noch zu Gebote, einen neuen frischen Geist in den Gemeinden zu erzeugen! Der Eine ist Gerichtsschreiber; aber er hat die einflußreiche Stelle vergeblich inne, wenn er weiter nichts macht, als der Gemeinde theure Liquidationen schreibt, die sie ihm bezahlen soll, Mancher Lehrer könnte als die bedeutendste Intelligenz die Ortsgerichte und die Gemeinde umgestalten, wenn er wollte, aber er denkt mehr an sh, als an das Gemeindewohl. Ein anderer Lehrer ist Schiedsmann. Wie viel Gelegenheit wird ihm in dieser Stellung wieder geboten, sich mit der Gemeinde und diese mit der Schule durch das Band der Liebe zu verbinden! – Ich lasse es bei diesen Bemerkungen bewenden, erwartend, was Andere dazu sagen, oder ob und wie sie das Gesagte aufnehmen und anwenden werden. Die Gesinnung, aus der diese Zeilen Hervorgegangen sind, werden hoffentlich nicht zu verkennen sein.

Schlesische Provinzialblätter
1846, Band 124, S. 568

Die Volksschullehrerbildung ohne Seminar.

Von
K. F. W. Wander.

Man spricht viel von unserer hohen Intelligenz, von fortschreitender Bildung z aber mitunter begegnen Einem Fragen, daß man daran irre werden kann. Dazu gehört offenbar die über die Bildung der Volksschullehrer. Noch ist man nicht darüber einig, ob man die Zöglinge für das Seminar in Präparanden-Anstalten, oder bei einzelnen Lehrern und Geistlichen vorbilden, ob sie gelegentlich zugestutzt, oder durch einen vollständigen Cursus auf der Realschule gründlich vorbereitet werden sollen. Noch weiß man ferner nicht, ob die Seminare allgemeine Bildungs-Institute, oder bloße Berufsschulen sein, ob sie in der Stadt, oder auf dem Lande, ob in großen oder kleinen Städten sich befinden sollen; ja es ist in neuerer Zeit sogar die Frage erhoben worden, ob es überhaupt Schullehrer-Seminare geben solle. Die letztere Ansicht ist durch eine unlängst erschienene Broschüre vertreten worden, welche den Titel führt: „Die Volksschullehrerbildung ohne Seminar, Oder: Wie ist es möglich, Zöglinge auch in kleinern Bildungsanstalten für das Lehr- und Organisten-Amt geschickt zu machen. Von Chr. O.,.Handel.“

(Ober-Glogau bei H. Handel, 1846, V u. 82 S. 8. Nebst 1 Tab.)

Der mit der Bildung der Volksschullehrer es recht wohlmeinende Verf. wünscht, daß seine Schrift den Geistlichen und Lehrern, die ihre Kräfte der Lehrerbildung gewidmet, ein Wort der Ermuthigung sein, daß die Behörde davon Kenntniß nehmen möge, damit der gegenwärtige ungewisse Zustand recht bald wieder ein fester und geregelter werde; daß sie den Präparandenbildnern eine kurze Uebersicht dessen biete, was für diesen Zweck nothwendig ist, daß es die Forderungen aufstelle, die man an einen Volksschullehrer machen muß. Ich habe an einem andern Orte ausgesprochen, welche Forderungen die Zeit an die Bildung eines Volksschullehrers mache: Er muß die Bildung besitzen, welche man von denen fordert, die den gebildeten Ständen zugezählt werden, ohne daß sie grade Universitätsstudien gemacht haben. Dieser Bildung muß nun noch die besondere Berufsbildung sich zugesellen. Die Frage: ist die Volksschullehrerbildung ohne Seminar, oder richtiger, ohne eine für diesen Zweck bestehende besondere Bildungsanstalt mit eigenen Lehrern möglich? beantwortet sich einfach durch die andere: ist die Bildung von Post- und Forstbeamten, von Kaufleuten, Offizieren u. dgl. ohne Realschule, Gymnasien u. dgl. Anstalten bloß dadurch möglich, daß ein Paar Gebildete zusammentreten und in irgend einem Winkel des Landes, wie es etwa die Verhältnisse gestatten, die sogenannte Bildung besorgen?

Man wird diese Frage – und man muß es – verneinen. Und, wenn man sie verneint, dann ist auch die erstere beantwortet, ob man Volksschullehrer so nebenbei zurichten könne. Man möge mich nicht dahin mißverstehen, als verlangte ich, daß Jeder, der sich dem Lehrerberufe widme, ausschließlich grade diesen Bildungsweg nehmen müsse; im Gegentheil, man kann die Frage: wo Jemand seine Bildung erworben habe, ganz dahin gestellt sein lassen und bloß sehen, ob er sie hat. Es ist zuletzt gleichgültig, ob sich Jemand bei einem Geistlichen oder Schullehrer auf dem Lande, oder auf der Realschule, auch Gymnasium und Universität in der Stadt oder Hauptstadt ausgebildet hat, wenn er nur ein tüchtiger Lehrer ist; ich kenne sehr tüchtige und wackere Lehrer ohne Seminarbildung und in jeder Hinsicht untüchtige mit Seminarbildung, auch sehr mittelmäßige mit Universitätsstudien; allein, wenn ich auch zugebe, daß dem Einzelnen die Wahl. des Bildungsweges gestattet sein müsse, so kann ich doch nicht einräumen, daß man einen Bildungsweg organisiere, welcher von vornherein das Gepräge der Mangelhaftigkeit an sich trägt. Mit Freuden lasse ich den Bestrebungen des Pf. Handel Anerkennung zu Theil werden. Er offenbart sich als einen Freund der Volksschule; er macht ehrenwerthe Ansprüche an die Bildung eines Volksschullehrers; er verräth Bekanntschaft mit der pädagogischen Literatur; er steht nicht auf dem beschränkten, einseitigen Standpunkte, welcher drüber hinaus nichts anerkennt, denn er hält sogar die Lehrerbildung in großen Städten für möglich; allein dessen ungeachtet kann ich mich mit diesem Bildungsgange, wenn er auf längere Dauer Anspruch machen

will, nicht einverstanden erklären. Einstweilen und so lange, bis für die Bildung der Volksschullehrer solche Schritte geschehen und, welche die Ansprüche der Zeit befriedigen, wollen wir den vorgeschlagenen Bildungsweg gewähren lassen. Daß er nur einstweilige Geltung beansprucht, hat der Verf. selbst angedeutet. Auch sagt der Titel keineswegs, wie er in der That mißverstanden worden ist, daß die „Volksschullehrerbildung ohne Seminar“ gewünscht werde, daß die vom Verf. vorgeschlagene Vorzüge habe vor der durch Seminare und andere Institute; sie sagt bloß, daß sie besser sei, als gar keine, Sie beantwortet die Frage, wie es möglich ist, Zöglinge in kleinern Lehranstalten für das Lehr- und Organistenamt „geschickt“ zu machen.

Also nicht mehr als die Beantwortung der Frage, wie dies möglich sei, hat man von der Broschüre zu erwarten. Der beigegebene Plan für Tageseintheilung und Unterrichtsstunden gibt die beste Antwort darauf. Wir wollen ihn näher ansehen. Es ist der Sommerplan. Die Tagesordnung beginnt mit 4 Uhr Morgens und schließt mit 10 Uhr Abends. Es bleiben 6 Stunden für Schlaf, vorausgesetzt, daß jeder Zögling nah allabendlich um 9 Uhr angesetzter Abendandacht und darauf folgender Bibel-Lectüre sofort einschlafen kann; aber auch dann zu wenig, wenn dies als stehend betrachtet wird, Man wird schon sieben Stunden dafür, wie gewöhnlich, bestehen lassen oder einräumen müssen. Bloß Sonntags dürfen die Zöglinge bis um 5 Uhr schlafen, und nur an diesem Tage sind ein Paar Stunden für sie zu freier Verwendung offen gelassen. Die Morgenandacht, welche an den übrigen Ta-

gen zwischen 4 und 5 Uhr fällt, ist eine Stunde später angesetzt. Mehr noch als gegen das Aufstehen um 4 Uhr im Sommer, das sogar etwas Einladendes hat, wenn es nicht ohne Ausnahme Tag für Tag verlangt wird; mehr als gegen eine besondere Morgenandacht zwischen 4 und 5 Uhr läßt sich gegen die Schlußstunde jedes Tages von 9 – 10 Uhr sagen. Hier findet sich für jeden Tag Abendandacht und Bibellesen angesetzt. Man denke sich junge Leute von 15 – 19 Jahren im Sommerhalbjahr mit ihren Lehrern Abends um 9 Uhr die Hände faltend in den Stuben sitzen, ihre Abendandacht verrichtend oder einige Kapitel aus der Bibel lesend! Im Sommer, wo Alles, was Leben hat, draußen im großen Tempel der Natur feiert: wo die Abendkühle Erfrischung für des Tages Druck und Hitze gewährt; wo die Luft auf ihren Wellen den Athem der Blüten und den würzigen Duft der Kräuter dahin trägt; im Sommer, wenn die Käfer draußen in den großen Räumen ihre Abendandacht in fröhlichem Gesumm begeben, wann der Leuchtkäfer sein Licht neben dem der Sterne entfaltet, wann sogar die Frösche des Teiches lustig ihren Chorgesang anstimmen; im Sommer Abends um 9 Uhr sollen die jungen Leute, welche – ich weiß nicht, soll ich sagen den glücklichen oder unglücklichen Entschluß gefaßt haben, Schullehrer zu werden, – sich in die Stube setzen, die Hände falten, Abendandacht halten und in der Bibel lesen; hier soll Gott durch den todten Buchstaben zu ihnen reden, während er draußen in der großen Bibel durch alle Farbtöne, durch aller Sterne Flimmern, durch aller Quellen Murmeln, durch aller Wesen Sprache redet. Ein Jüngling, der sich an einem Sommerabend um 9 Uhr in die Stube setzt und

die Hände faltet, taugt ins Kloster, oder in den Himmel, aber nicht zu einem Volksschullehrer hienieden auf der Erde. Ich als Lehrer einer solchen Anstalt würde das nie verlangen; es ist eine Zumuthung, welche ich als völlig unpädagogisch bezeichnen muß. Fände ich einen solchen Jüngling bei der Bibel sitzend und läse er selbst die Bergpredigt, so würde ich ihn am Arm fassen und zu ihm sagen: Folge mir! Nicht in der dumpfen Stube hat unser Meister diese Rede gehalten, sondern draußen auf dem Berge. Also dort hin! Dort ist die Luft rein, da athmet die Brust frei; da hören wir, wie er gewaltig predigt; Selig sind die, deren Herz rein ist, wie der letzte Blick der Sonne! Selig sind die, welche in ihrer Seele den Frieden haben, der jetzt in der Natur herrscht! Selig sind, die nach Bildung hungern und dursten, denn die ganze Natur ist ein großes Seminar! – Aber wir werden ihn auch sein Wehe donnern hören, Wir vernehmen: „Wehe Denen, welche die Welt hüllen wollen in Finsterniß und Schatten des Todes; denn die Sonne, welche hier sinkt, wird bald in neuer Herrlichkeit aufgehen, alle Nebel zerstreuen und alle Heuchler entlarven! Wehe denen, welche die Entwicklung der Menschheit hemmen wollen; die Räder der Weltgeschichte, in deren Speichen sie greifen, werden sie richtend zermalmen! Und so predigt der Herr noch weiter auf dem Berge; und er predigt gewaltig, nicht wie unsere Schriftgelehrten und Pharisäer. Mögen Diejenigen, welche an Sommerabenden um 9 Uhr Jünglinge ein Kapitel aus der Bibel lesen lassen, den Nachweis dafür führen, daß der Vorsteher des kleinen Seminars von Nazareth oder Kapernaum mit seinen Zöglingen auch alltäglich ein Kapitel aus der heiligen

Schrift gelesen habe! Nach Abzug der Morgen- und Abendandacht bleiben täglich noch 16 Stunden zu vertheilen übrig. Davon ist die Stunde früh von 5 – 6 alltäglich zu häuslichen Arbeiten, die Stunde von 12 – 1 für das Mittagessen, die von 6 – 7 fürs Abendbrot bestimmt; bleiben 13. Davon gehen wieder ab 2 für musikalische Uebungen Nachmittags 4 – 6, Von den übrigbleibenden sind die von 6 – 10 Uhr Vormittags und 1 – 3 Nachmittags theils zur Theilnahme der jungen Leute am Schulunterrichte des Lehrers oder am Confirmations-Unterrichte des Pfarrers, theils zu Uebungen im Unterrichten für sie (in biblischer Geschithte, Rechnen, Schreiben, Denkübungen), theils zu Flügelspiel oder Arbeitsstunden, oder endlich zur Vorbereitung auf die Unterrichtsstunden des Lehrers bestimmt, Mittwoch und Sonnabend Nachmittag fallen Gartenbaustunden beim Lehrer.

In den wissenschaftlichen Unterricht theilen sich der Pfarrer und Lehrer. Es sind dafür 28 – 30 Stunden in Ansatz gebracht. Die Zahl derselben reicht aus, aber ihre Lage kann nur dann befriedigen, wenn man fest im Auge behält, daß die Bildung der Lehrer eine bloße Nebensache ist, die sich nach der Ortsschule richten muß, die mit der Zeit, welche sie gewährt, und der Kraft, welche dem Pfarrer und Lehrer von ihren Aemtern übrig bleiben, sich begnügen muß. Von den angesetzten Unterrichtsstunden wird ungefähr die Hälfte der Pfarrer (1 Stunde Methodik und Didaktik, 4 St. deutsche Sprache, 4 St. Religion, 1 St. Geometrie, 3 St. allgemeine Geographie und Geschichte) ertheilen. Mit ihrer Lage kann man zufrieden sein, sie fallen theils von 10 – 12,

theils von 1 – 3. Von den Stunden des Lehrers dagegen fallen nur 2 von 1 – 3 Nachmittags, alle übrigen Abends von 7 – 9. Während also alle Welt Feierabend macht und hinaus-eilt, den schönen Sommerabend zu genießen, soll sich der Lehrer, der von früh um 4 Uhr mit Aufsicht, Schulstunden und andern Arbeiten beschäftigt gewesen ist, mit den Jünglingen, welche für den Lehrerberuf herangebildet werden sollen, in die Stube setzen und Rechenunterricht ertheilen, vaterländische Geographie und Geschichte lehren, Naturgeschichte und Harmonielehre vortragen. Ich kann hierin weder etwas Naturgemäßes, noch Harmonisches finden. Und wenn der Titel der Schrift fragt: „Wie ist es möglich, Zöglinge durch Geistliche und Schullehrer in kleinern Bildungsanstalten für das Lehramt geschickt zu machen? so antwortet der Plan der Tageseintheilung; So, und nur so ist es möglich, Schlagender, als dieser Plan ihn führt, konnte der Beweis von der Unmöglichkeit, daß Geistliche und Lehrer neben ihrem Hauptberufe noch Jünglinge für das Lehrfach ausbilden, nicht geführt werden. Man lasse sich ja nicht durch den Umstand blenden, daß wöchentlich gegen 30 Unterrichtsstunden angesetzt sind, es werden nur wenige wirklich davon gegeben werden. Der Pfarrer wird heut eine Trauung, morgen ein Begräbniß, übermorgen eine Kranken-Communion etc. haben; die Stunden für deutsche Sprache, Geometrie, Mathematik 2c., werden wie die Besserung des Landpflegers Felix immer auf gelegenerere Zeit verschoben werden; allein die Leute werden fortfahren, sich trauen zu lassen, frank zu werden und zu sterben. Und was die Lebenden betrifft, so werden viele darunter sein, welche Sonntags in der

Kirche eine gute Predigt erwarten, wenn es die Todten auch mit den Begräbnißreden nicht genau zu nehmen pflegen. Wie viel Lehrer es in Schlesien geben wird, welche, nachdem sie von früh um 4 Uhr also 15 Stunden) beschäftigt gewesen sind, noch Abends von 7 – 9 Uhr werden Stunden geben wollen, weiß ich nicht. Wenn ich von mir aus schließen soll, so gibt es keinen, obgleich ich einiges Interesse an der Sache habe, etwas Selbstverleugnung besitze und auch zu arbeiten verstehe. Finden sich aber in der That einige, so beneide ich die Provinz nicht um Lehrer, die das Schicksal ruhig zu ertragen gelernt haben, den ganzen Sommer – und nicht Einen, sondern die ganze Bildungszeit hindurch – alle Abende in der Stube zu sitzen, Geographie und Naturlehre zu treiben, dann die Hände zu falten und mit einem Kapitel aus der Bibel den Tag zu beschließen. Das ist der Handel-sche Bildungsplan für Volks-Schullehrer. Wir haben oben eingeräumt, daß der Wille gut ist. Nachdem wir ihn aber betrachtet haben, müssen wir uns im Interesse der Volksbildung entschieden dahin erklären, es möge diese Idee nur eine vorübergehende Ausführung im Leben erhalten; es möge dieselbe stets nur als ein dürftiges Surrogat betrachtet werden.

Die Schrift hat in diesem Augenblick etwas Gefährliches, Ihre Worte sind schön, die Absicht, durch die sie hervorgerufen worden, ist edel; aber sie kann arg mißverstanden werden und dadurch beitragen, daß die Organisation einer zeitgemäßen, gründlichen Volksbildung aufgehoben wird, Man kann dieser einstweiligen Bildungsweise mehr,

d, h, so viel zutrauen, als sie bei oberflächlicher Betrachtungsweise verspricht, und so kann die Meinung herrschend werden, es habe keine Eile mit der Gründung von eigenen Lehrerbildungs-Anstalten. Das Volk selbst kann in den Irrthum gerathen, es sei für Bildung seiner Lehrer gesorgt, so es doch nicht ist. Es liegt in der That etwas sehr Verletzendes in dem Gedanken: Wir haben Bildungs-Anstalten und Lehrer für Jedermann im Staate, für welchen Beruf er sich auch immerhin vorbereiten möge; nur die Volksschullehrer sollen nebenbei und zu einer Zeit, wann andere Arbeiter sich der Ruhe und Erholung überlassen, ausgebildet werden. Die Jünglinge, welche sich diesem Berufe widmen, sollen die besten Stunden des Tages mit müßiger Theilnahme am Schule und Confirmanden-Unterricht ausfüllen. Man sage uns nicht, daß auch diese Theilnahme ihnen heilsam werden könne. Ich weiß, worin sie besteht, sie ist nichts als müßiges Dasitzen, das äußerlich unter der Maske der Thätigkeit nur mühsam die Verwüstungen verbirgt, welche innerliche Langeweile und Passivität anrichten. Der Schul- und Confirmanden-Unterricht ist für Schulkinder, aber nicht für Jünglinge, die sich für den Lehrerberuf ausbilden. Der ausgebildete Schulmann lernt, wenn er dem Unterrichte in Schulen beiwohnt, aber kein solcher Jüngling, Dieser weiß zu viel und zu wenig dazu: Man kann den Jünglingen zuweilen das Zuhören gestatten, aber zur Pflicht machen, es Tag für Tag auf den Lectionsplan zu bringen, ist zu viel. Ich mache dem Verf. des Plans keine Vorwürfe; Niemand wird ihn bei den vorhandenen Kräften besser einrichten können; aber ich bekämpfe das System und fürchte, daß durch Bildung

derartiger Nothschulen die Gründung besserer Anstalten aufgehalten werde. Mögen sie einstweilen nah Kräften wirken, wo sich deren finden; aber man erwäge die Sache nach allen Seiten, bevor man neue Institute dieser Art bildet, wenn sie auch immerhin nur eine vorübergehende Erscheinung sein sollen. Es ist sehr schön, an der Bildung des Volks zu arbeiten und ihm Lehrer bilden zu helfen; aber man muß dabei auf dem Pfade der Natur bleiben. Auf diesem ist der Handelsche Plan – man darf nur die Stunde von 7 – 10 Uhr Abends betrachten – nicht geblieben Uebrigens ist der Verf. wohl im Irrthum, wenn er S. 1 erklärt, es sei der Wille der Behörde, daß die Geistlichen und Schullehrer die künftigen Lehrer bilden sollen. Anforderungen, wie sie der Handelsche Plan stellt, kann und wird keine Behörde an einen Beamten machen; solche Zumuthungen werden an keinen Sträfling im Arbeitshause gestellt.

Schlesische Provinzialblätter
1847, Band 125, S. 33

Z

33

Wanders Zufüße zu Monhaupt?
Vemerungen *)

1 Ur, 100 der Schles. Chronik vom Jahre 1846, |
Motto! „Sag, wie kommst du nur zu Worten,
die so grob und ungezogen }

Jurmermann.

Im Octoberstü>k der Sthles, Prov.-Blätt. v, J, habe
h über die Hauslershen Obstbaumanlagen und
as Verdienstliche derselben gesprochen, Dex Auf |
aß war ursprüngli) niht für diese Zeitschrift bestimmt,
das id) bloß beiläufig bemerke, Eben so wenig glaubte '
H, daß er, der ein so harmloses Thema in der besten
(bsicht behandelt, nur im Entferntesten Jemand zu nahe
reten könnte, Aber „ih habe,“ kann ih mit Heine
agen, „im Schreiben mehr Glü>k, als in der Lotterie,
oie sehr ich auch wünsche, daß es umgekehrt sei, Schreib"
h Über das Eine, so werde ih gemaßregeltz schreib? ih
(ber das Andere, so werde ih gepelztz schreib" ih über |
as Dritte, so werde ih vollends gar gemonhauptet,
Zegen meinen Obsibau-Artikel hat sich namlich der Han-
el8gärtner Monhaupt zu Breslau erhoben derselbe, :
elche die Provinz alljährlich mit beinahe, das amarika-
tein ddt terre 5

*) Aus dem Abdruck derselben in der {les Chron, hat die Red. zuerst erfahren, daß sie von Hrn, Handelögärtner Y, Monhaupt fierrühren, Dieselben waren ihr am 15, Novbr. für die schles, Prov.:-Bl, von einem Herrn überbracht worden, der sich der Red. als sie auf dem Manuscript Leinen Verfasser angegeben fand, als der Musilehrer Pegolid, Gräupnergasse Ny, 10 wohnhaft, zu erkennen gab, Diesem sanbtez die Redaction. den Aulos mittels Schreibens vom 2, Novbr, mic dem Bemerken zurü>, daß.sle solchen „in dieser herben Fassung“ in den {le}, Prove Bl, niht zum Druerk befördern Eöune, Yu der {les Chron. ist dagegen in der Anmerkung zu lesen, daß die Bemerkungen „als zu Aufnahme niht geeignet? remittirt worden seien! j Uebrigens erinnert sich die Red, noch schv genau, daß das für : die idiek. Prov.eBl, bestimmte Manuscript in mehreren Stellen : von dem in der Chropif zum Abdruck gekommenen abwich, das : namentlich der Ausdruck hier und da ein herberer i b i

j nische Zeitungsformat erreichenden Preistarifen seiner
: Produkte in Kenntniß sett, dur die er zugleich +den

Maßstab zur Beurtheilung feiner riesenhaften Thätigkeit
in Betreff der s {lesishen Garten-Interessen liefert.

__ Die geharnischten Bemerkungen zerfallen in Angriffe

auf Hra. Hâusler und in solche auf mih, Aus Be-
| scheidenheit nehme ih die leßtern zuerst vor, Hr, Handels-
__ gâärtner Monhauyt wirft mix 1) eine „Lobhudelei“ vor,

wie sle in „neuerer Zeit wohl selten erhôrt worden ist,“
und die „troß ver strengsten Zurechtweisung immer wieder
2 auftaucht und zy täuschen versucht,“ Wegen Lobhude-
Lei bin ih noh nie angegriffen worden; der Monhaupt-
° schen Anklage gebührt alfo, wenigstens das Verdienst der
Neuheit, denn auf das der Wahrheit kann sie ohne-
: hin niht Anspruch machen, Was ih in den Schlesischen
¿__ Prov.-Blatt. über die Hâuslershe Obstbaum-Anlage
verz

_ vffffentlich, is das Ersie und Einzige, was ih über diese
__ _Saqe geschrieben habe. Es is mithin unwahr, daß
die Lobhudelei trot dex. strengsten Zurechtweisung wieder
__ agustaucze, Da ih no< nie über diese Sache geschriebez

7 habe, so konnte ih auh noh niht zurehtgewiesen werden da noh nie eine Lobhudelei von mir untergetaucht

worden is, so konnte auch keine wieder, am wenigsten von Neuem wieder auftauhenz da ich voc nie, weder in dieser, no< in einer andern Sache das Publikum getäuscht habe, so konnte ih es niht aufs Neue versuchen, „___ Sobaid ih werde Sand wegzustreuen haben, \o werde © {< ihn nit dem Publikum in die Augen streuen, weil 2 die Augen desselben damit ohnehin gut versorgt \indz 2 dann verd? i mir erlauben, ihn dem Handelögärtner 4 Monhaupt, Wohlgeboren in Breslau,. zu überliefern, zum ihn in seinen Gartenanlagen zu verwenden, Daß Hr, Monhaupt meinen Aufsay eine „\elten erhörte" Lobhudelei nennt, is mir gewissermaßen liebz denn an 4 ordinairn Lobhudeleien ist, wie bekannt, auf dem Markte kein Mangel. M. aon 2) den Lefern der 4 Sles, Chronik: „Wander glaubt, edle Obsikerne aus- 4 gesät, liefern auh edles Obst," I< habe zwar davon, wie si jedermännigli< aus meinem Aufsaß Überzeugen fi

35

kann, gar nichts gejagt; aber ih will mi< gegen diese neue Unwahrheit des Hrn, Hanvelsgartner Monhaupt zu Breslau nicht ereifern, da es mich ungemein überrascht hat, in einem Hauptorgane der Previnz zu lesen: „Wander glaubt,“ Den Göttern Dank! dacht' ih bei mir selb; nun werden bessere Zeiten Über dih hee einbrehen. Bisher hieß es geheim und öffentlich in den

Blättern der guten Presse; „Wander glaubt nicht, was für mich nicht ohne Nachtheil geblieben ist. Jetzt hab’ ich Hoffnung, auf Grund des Monhauptschen Auf- i- sabes eine Carrière zu machen, Wie werd’ ich mich dann Hrn. Monhaupt dankbar beweisen! : |

— M. behauptet 3): ich habe in unverständlichem Deutsch geschrieben, Wiewohl mir auch dieser Vorwurf neu erscheint, da bisher das, was ich geschrieben habe, „Unser sehr gut verstanden worden ist, so will ich ihn : doch, weil er von dem Handelsg., M., kommt, gläubig hinnehmen und zu meiner Besserung benutzen, Endlich empfiehlt mir 4) M., immer nur über so le Gegenstände zu schreiben, die ich wenigstens einigermaßen verstehe, ; Ich will zwar das hierin fi< gegen mich aussprechende Wohlwollen des Handelsg., M. nicht verkennen, aber über diesen Punkt kann ich mich, so sehr wir \ons harmoniren, nicht einverstanden erklären, Wozu würde das führen, Über Dinge zu schreiben, die man versteht, wenn auch nix einigermaßen! Ich habe dies früher gethan, aber ; es kommt nichts dabei heraus, darum hab’ ich den Anfang gemacht, über Gegenstände zu schreiben, die ich nicht : verstehe, Das nächste Werk — schon ist es unter der y © Feder — wird den Beweis liefern, Es führt den Titel: Ueber die unsterblichen Verdienste des Breslauer Handelsgärtners M. um die \lesische und deutsche Obstbaumzucht, Fast unglaubliche Sachen kommen - darin zur Sprache, und es wird vor Allem gezeigt, daß der Kaufmann Häusler gar nichts, weder von der Obstbaum- : ude, noch von sonst einem Gegenstande versteht, weil —

kein Handelsgärtner ist. : ' Î

Wenn M. die Obstbaumzucht von Lucas als Weih-
nahts-Lectüre für H, und mich empfiehlt, \o kommt er è
36 #

damit zu spät, So viel in Betreff meiner. - Was nin =
die Angriffe auf Kaufmann H, betrifft, so sammeln si< 5
dieselben um zwei Punkte. „1) Es steht shle<t um Hs -
Erfahrung, sie sind erst zwei Jahr alt. 2) Es ist dem “5
Kaufmann H, bei diesem Geschäft nicht sowohl um das ?
Wohl des Baterlandes, als vielmehr um seinen Nußen z.-
zu thun,” |

Ich bin weit davon entfernen, einen Mann wie H,, der
mit Begeisterung einer Idee hingegeben, troß aller Ver- {x
kennung und Verdächtigung an ihrer Ausführung arbeitet,
K

vertheidigen zu wollenz er bedarf so wenig meiner Ver- \$
theidigung wie meines Lobes, Auch wüde es den Mone N
hauptshen Bemerkungen zu viel 'üufmerksamkeit erweisen
heißen, auf sie gründlich widerlegend eingehen zu wollenz
FF

diese Ehre würden sie nur dann verdienen, wenn sie eine |,
Sprache führten, die auh fremdes Verdienst anerkennt. È
Niemand is dem belehrenden Tadel zugänglicher, als |
H, Wenn ji aber dex Breslauer Hanudelsgärtner M. |
vornehm. auf seinen Weisheitsstuyl \eßt und in Orakel: E
sprüchen der Welt verkündet: „der Kaufmann H, versteht | |
“ gar nichts," alle Weisheit ist bei mir, dem Handels:
gärtner M, so hat ex si< î in den Augen aller Tiefer: |
__ bli>Eenden selb gerichtet, Selbst wenn der Kaufmann J

H, seine Ankagen auf Irrtümer gegründet — zu welcher Annahme zur Zeit nichts berechtigt — \o würde mir ein Zoll des irrenden Häusler zehntausendmal lieber sein, | als der ganze, im Besiß aller Weisheit sich befindende | und in alle seine Preis-Courante eingehüllte Breslauer | .__ Handelsgärtner Monhauptk. Ich liebe die strebenden, | anregenden, für eine Idee begeisterten Charaktere," Ein | | solcher Charakter ist H., und darum achte ih ihn hoh, À | _ Dhne mit ihm in irgend ejgem Verhältnisse als in dem | | zu stehen, daß wir beide in Hirschberg wohnen, hab? ih | » mich auf meigen Spaziergängen im Stillen seiner Anla- gen |

_ gefreutz ih habe sîe von fremden Besuchera als den Kim | dur Hebung der sclesishen Obstbaumzucht beurtheilen | “ hônez ich selbst glaube, daß fie, wenn H. den Grund- | : gedanken durchführen kann, auf den sie gegründet sind, | | den Anstoß geben werden zur Errichtung von Kreistaum- IN

37

ihulen, die uns no< gônzlih fehlen und ohne welche an eine Hebung unserer Obstbaumzucht nicht zu denken ist, Wenn mein Aufsaz na< Inhalt und Form aber auh gar nichts taugt, so werde ih mi dennoh freuen, ihn geschrieben zu haben, weil ih gtaube, er ist eine Mit- veranlassang, daß einem sehr vernaläßigtea Gegenstande : wieder einige Aufmerksamkeit des Publikums zugeführt ; werde, Man hätte der Sache niht empfindlicher schaden können, als wenn man darüber geschwiegen hôätte, Was M. über H's Unwissenheit faselt, is \#o lächerlich, daß :

ich kein Wort darüber “sagez H, selb wird dur die i
Ausführung seiner Idee antworten. Der Ue eo oE :
schen M. und H, is der, daß jener ein Handelsgärt-
uer is und H, keinerz jener hat die Gärtnerie in optima
forma erlernt, H. niht. Und es ist nichts seltenes, daß i
produktive Köpfe von Handwerkern für Pfuscher gehalten
è

und als Schwärmer und Phantasten ausgelacht werden,
Kaufmann H, ist daran gewöhnt, Als er seine Cham-
pagner-Fabrikation Heganw late man ebenfalls darüberz
jet ärgert sich vielleicht mancher von Denen, wel<he da- :
mals lachten, Denn EEES =
„Die Räume wadhsen, /

! es dehnt sih das Haus,” EEE ;
Aus wel? niedrigen Motiven die M'schen Bemerkungen
geflossen, beweist die Behauptung, „es sei H. nicht um
das Wohl des Vaterlandes, sondern um seinen Nutzen ;
zu thun,” Hier haben wir ven Handelsgärtnerz nur er |
konnte aus ‘einem ehrenhaften uneigennüßigen Charakter :
solche Tendenz herauslesen, — Warum treibt denn M.
seine :

Handelsgärtnerie? Hoffentlich auh zum Wohle des Vater-
landesz aber er würde sie nicht lange treiben, wenn x
nicht dabei gewänne, „Unter dem Monde,” sagt Defoe, ;
werden alle Beschäftigungen betrieden, um Geld zu ve-
dienen, Der Advokat führt Prozesse, der Soldat tagt
Sâäbel und Muskete, der Schauspieler betritt die Bühne, ;2
dex Prediger predigt, um zu leben.“ Die Minister ver- :

walten und die Fürsten regieren — um Geld, Und allein i
der Kausmann H, sollte eine Baumschule anlegen, um |
Geld zu verlieren, Nein folche Dinge kann, nux ein Í
Menuhaupt, aber kein denkender, die Lebensverhältnisse
erwägender Kopf verlangen, : | E

Mag der Handelsgärtner M, in seiner, mögen Andere
wieder in“ ihrer Weise Bemerkungen über die Hshn
Obstbaum-Anlogen machen: diese Raupen schaden ihnm
>

niht, Der gesunde Sinn der Sthlesier wird bald geuug
herausgefunden haben, ob der Breslguer Handelsgärtner [4
|

M. oder der Hirschberger Kaufmann ‘H, am meisten für 7
die Hebung der Obstbaumzucht gethan hat und thut, : 7 |
E E Ì: E |

Wünsche, Anfragen und Mittheilungen über Gegen-= |
__stände von provinziellem Juteresse. E
Geschichte des Breslauer Bisthums, Unter du E
einzelnen Partieen unserer Vaterlanbsgeschichte, die einer |

|
noh gründlicheren Bearbeitung harren, ebe es Pg F |
__fann, eine den Ansprüchen des jetzigen Standpunktes der
||

Wissenschaft genügende Darstellung der aUgemeinen Lan:
V|
desgeschichte zu gebèn, tritt die Geschichte des Biöthums
#

Breslau, dessen Diöcese sich über Schlesiens Grenzen hinaus erstreckt, in den Vordergrund. Während die Kirchengeschichte von den Zeiten der Reformation ab, namentlich

von Seiten der Protestanten, vielfache, zum Theil nicht ungründliche Erfahrungen gemacht, waren die mittelalterlichen Verhältnisse der Kirche nicht in den Bereich der Forschung gezogen worden, Unter den Historikern

des vorigen Jahrhunderts hatte Sommersberg durch seine Urkunden noch das Meiste zur Aufhellung der früheren

Geschichte der Breslauer Diöcese beigetragen dankenswerth

die Mittheilungen hatte auch Klose in seiner Geschichte Breslauer's beigebracht hingegen hatten Hensel "in seiner protestantischen Kirchengeschichte, Pachaly in der Sammlung verschiedener Schriften über die Geschichte und Verfassung, Anders in seiner Geschichte Schlesiens in kürzerer Darstellung das schon über

öffentlich wieder gegeben. Die Quellen, auf die man

dabei zurückging, waren zerstreute Angaben in Thietmar

Schlesische Provinzialblätter
1847, Band 125, S. 514

**Der
gesetzliche Zustand der Linnen-Industrie
Schlesiens vor der preußischen Besitz-
nahme dieses Landes.**

Von
K. F. W. Wander.

Die Klagen über den gänzlichen Verfall der Linnenindustrie sind allgemein, Man spricht von der Blüthe dieses Erwerbszweiges in früherer Zeit, und es entsteht die naheliegende Frage: Wie war der Zustand derselben ehemals. Diesen kann man wohl am sichersten aus der darüber vorhandenen Gesetzgebung erkennen; wie sich dem auch daraus ergeben wird, daß der Kampf gegen den innern Verfall kein neuer, daß er auch in früherer Zeit geführt worden ist. Man wird daraus ersehen, ob die damalige oder gegenwärtige Gesetzgebung das Gedeihen der genannten Industriezweige am meisten fördert. Es versteht sich von selbst, daß wir hierbei nicht bloß das fertige Produkt, sondern auch die Bereitung der Leinwand im ganzen Umfange vom rohen Material bis zur Ausfuhr desselben ins Auge zu fassen haben. Ich gehöre nicht zu denen, welche den frühern Blüthezustand dieses Industriezweiges zurückerwarten, wie ich mich darüber in diesen Blätt, (April- u. Maistück 1846) bereits ausgesprochen habe; nicht zu denen, welche ganze Menschengeschlechter

an das Spinnrädchen schmieden und sie einen ungleichen Kampf mit weit mächtigern Maschinen eingehen lassen wollen. Allein ich sehe ein und bestreite nicht, daß die Handspinnerei für einen gewissen beschränkten Kreis der Bevölkerung, für Leute, die zu einem mehr physische Kraft in Anspruch nehmenden Geschäft nicht fähig sind, immerhin bestehen wird, und daß man nur vernünftig handelt, wenn man aus besserm Flachs mittels verbesserter Spinnrädchen in sorgfältigerer Weise besseres Garn und bessere Leinwand liefert, als früher geschehen ist. Und wenn man dies will, wird man mit der Verbesserung Flachsbaues und der Flachsrichtung anfangen müssen.

1) Ich beginne also auch hier mit dem, was über den Flachs bestimmt worden ist. In der Kaiserl. Schleierordnung vom J. 1724 handelt das 1. Cap. “vom Flachs. Es wird sofort anerkannt, daß ohne guten Flachs keine gute Leinwand möglich ist, und heißt sodann: Damit nun der Flachs durch eine unachtsame oder üble Röstung nicht verderbet werde, so ist zwar diejenige, welche auf dem Acker oder Rasen, geschieht, allen andern billig vorzuziehen; sintemalen aber solche entweder aus Mangel eines dazu nöthigen Platzes, oder daß die Art des Flachses etwa eine Wasser-Röstung erfordert, sich nicht allenthalben practiciren lassen will, so soll doch wenigstens sothane Wasser-Röstung nirgend anders, als in reinen, keineswegs aber in Cloaken, oder sonst unflätigen Wässern, welche den Flachs, folgar auch das davon spinnende Gara schwarz und nachmals zu einer saubern Bleiche unrichtig machen, bei Vermeidung empfindlicher

Strafe unternommen oder geduldet werden, wobei die fer-
nerweitige Erinnerung geschieht, daß oben besagte Rös-
tung weder auf einem Acker, der mit Kalk gedünget, noch
auch, wo der Dünger an einer nahe anliegenden Höhe noch
nicht eingeachert ist, geschehen solle.

Beiläufig werde hier nur erwähnt, daß das Dörren des
Flachses zur Verhütung der Feuersgefahr an feuergefährli-
chen Oertern wiederholentlich streng verboten war. Nach
der alten fürstlichen Oelsnischen Dreidingsordnung aus dem
13. Jahrh. soll (§. 30) Niemand Flachs im Ofen seines
Wohngebäudes dörren, wohl aber in den Brot- und
Backöfen, die außerhalb des Hauses stehen; widrigenfalls
sollen die Verbrecher, so wider solch Verbot thun, um zwei
Mark, wann aber durch ihre Verwahrlosung Feuer auskäme,
am Leide exemplarisch gestraft werden. Die neu revidirte
fürstliche Dreidings-Ordre vom 1. Sept, 1660 fordert sogar,
daß der Flachs nur in wohlverwahrten Backöfen an unscha-
denhaften Oertern, |und zwar, wenn die Oefen vorhin in An-
wesenheit beyder Nachbar wohl ausgekehret und nach dem
Einsehen wohl verkleidet worden sind, gedörret werde. In der
erneuerten Feuerordnung der Stadt Sagan vom 13. Decbr.
1719 darf Niemand, „wer er auch sei, sich unterstehen, in
der Stadt Flachs zu dörren.“

In Betreff der Ein- und Ausfuhr, so wechseln darüber
nach den Zeitanichten und Umständen die Bestimmungen.
In dem Garn- Patent vom 17. März 1717 wurde die Ausfuhr
von Flachs und Werg streng verboten. Es heißt darin: „da
durch die bisherige häufige Ausschleppungen außer Landes
des besten Flachses, nicht allein die Spinner, welche sodann

den geringen mühsam im Lande suchen und theuer erkaufen müssen, hart gedrückt und zu vielen Bevortheilungen, um wieder aufs Geld zu kommen, verleitet, sondern auch den sämtlichen des Leinengespinnsts benöthigten Fabrikanten und Handwerkern eine unwiederbringliche Schmälerung ihres ohnedem verfallenen Gewerbes nah sich gezogen habe; Alldieweilen nun, bei solcher Bewandnüss, diesem soviel tausend Landes-Inwohnern, und dem Commercio selbst sehr nachtheilige Unternehmen Einhalt zu thun, die unumgängliche Nothwendigkeit erheischt; so soll von Zeit der Publikation gegenwärtigen Patents Niemand, wer der auch sein möchte, Flachs oder Werg außer Landes zu verkaufen, oder zu verführen berechtigt, sondern auf dem Fall des verübenden Unterschleifs der unnachbleiblichen Confiskation, und zwar das erste Mal des Flachses und Wergs allein, auf wiederholte Uebertretung aber, auch der Pferde und Wagen unfehlbar gewärtig sein. Das Zoll-Mandat von 1718 sagt: „Flachs, Werg und Hanf, weilen bei öffterer dessen Mißwachs, Unsere eigene Unterthanen zu den Spinnereien selbst zum Theil Mangel verspüren, als wollen Wir solche Ausfuhr völlig verbieten; im Fall aber dessen im Lande in Ueberfluß wäre, und einige Ausfuhr von Uns erlaubt würde, solchen Falls solle davon von Inn- und Ausländern jeder Reichs-Thaler Werth verzollet werden mit 6 Krz.“ Nach einem K. Oberamts-Patent d. d. Breslau den 24. Dec. 1725, wurde in Folge einer außerordentlich guten Flachs-ernte und des vorhandenen großen Vorraths davon die Ausfuhr vom 1. Jan. 1726 bis zum Schluß des Jahres freigege-

ben; mit dem 1. Januar 1727 sollte aber das strenge Ausfuhrverbot vom 22. März wieder in Kraft treten. Die Erlaubniß der einjährigen Ausfuhr wird mit den Worten begründet: „Nachdem dies Land (Schlesien) einige Jahr hero durch reichlichen Zuwachs an Flachs von dem Allerhöchsten gesegnet worden, so daß auch solches Materiale dermalen durch die inländischen Spinner nicht völlig verarbeitet und consumirt werden kann, auch daran ein solcher Vorrath im Land vorhanden, daß ohne Abbruch der hierländischen Manufacturen, den Ausländern mit den nöthigen Quantitäten gar wohl gefuget werden könne.“ Bevor aber das Jahr zu Ende ging, erschien unter dem 11. Novbr. 1726 in Folge von Vorstellungen gegen das Ausfuhrverbot ein anderes Patent, worin die Ausfuhr noch auf Ein Jahr, d. i. bis zum 1. Januar 1728 freigegeben wurde, „in Erwägung des an sothanem Materiali, von vorigen Jahren annoch im Lande befindlichen, also großen Vorraths, daß ohne Abbruch der Landes-Manufacturen, und zumahlen selbigen die im Land befindlichen Spinner dermahlen völlig zu verarbeiten nicht vermögen, mithin denen benachbarten Fremden die Nothdurft des Flachses füglich überlassen werden könne.“

Ich will hier noch des Zolles auf den Leinsamen gedenken. Die Einfuhr einer Tonne von 1 ½ Bresl. Schfl. Preuß., Lief. und Kurl., wie andern ausländ, Leinsamens, zahlte (nach dem Zoll-Mandat für Schlesien von 1718) 3 Kr, Eingangszoll und 6 Kr. Ausgangszoll. Der inländische wurde für In- und Ausländer gleich – ein Bresl. Scheffel mit 5 Kr. – bei seiner Ausfuhr versteuert.

II. Die Spinner, die Weife, das Garn, die Garnsammler, Nach §. 68 der schon oben angeführten alten fürstl, Oelsnischen Dreidingsordnung durfte kein Unterthan dieser Güter für irgend einen Andern Garn spinnen bei Strafe von 2 schweren Mark. Es wird in mehr als Einer Hinsicht wünschenswerth sein, die hierüber erschienenen Verordnungen nach ihrer Zeitfolge zur Betrachtung zu ziehen. Ein Oberamts-Patent d. d. Breslau den 9. Dec. 1699, das die Hebung des Garnhandels zum Zweck hat, hebt die bei den Städten sich eingeschlichenen Garnmonopole auf und befiehlt die bessere Zurichtung des Garnes. Man ersieht daraus, daß grade die, in deren eigenstem Interesse es lag, den Industriezweig durch gewissenhafte und reelle Betreibung zu heben, zu Klagen Veranlassung gegeben haben. Der Gesandte der vereinigten Niederlande hatte sich in Wien deshalb beschwert.

In Folge der bei Hofe eingegangenen Klage, daß „zu größtem Nachtheil der Commerciën, insonderheit aber der holländischen, mit Garn und Leinwand handelnden Kaufleute, hier Landes mit Garn gespeist und dessen Zurichtung sehr eigennützig und schädlich gebahret, auch von Städten ein Monopolium damit getrieben würde,“ wurde zur Befolgung früherer Verordnung ernstlich aufgefordert, „weilen zur Erhaltung der Commerciën sowohl als des Credits bei fremden Potenzen allen derlei Vortheilhaftigkeiten in alle Wege vorzubeugen ist.“ Allen hohen und niedern Behörden wird aufgegeben, daß sie in den Patenten vom 16. Jan. (1689) verbotene „Garn Verfälschung, wie die Monopolia bei denen Städten ernstlich verbieten und abschaffen.“

Den Verfälschungen des Garnes und den mannichfachen Betrügereien, die beim Weifen und im Handel vorkamen, war damit nicht gesteuert. Es erschien daher d. d. Breslau 14. Juni 1708 ein neues Patent „wider die Betrüger und Verfälscher des Garnes.“ Es war dies eigentlich nur eine Erneuerung und Verschärfung des Patents d, d. Wien v. 29. Dec. 1698, worin aller und jeder Obrigkeit ernstlich anbefohlen worden, „daß sie aller Orten auf solche Betrüger und Verfälscher der Waaren sonderbare fleißige Obsicht tragen lassen, und zu derenselben besserer Erkundigung nah jedem Orts Gelegenheit Beschauer oder Aufmerker, welche die Waaren in Augenschein nehmen, den Unterschlieff, Falschheit und Betrug daran, es seye an den Ellen, nicht zuhalten den Gleiche und Zahl der Fädeme, an Gebinden und Strähnen, oder auch an falschen Unterbinden, oder in andere Wege, wie es immer Namen haben mag, wohl in Obacht nehmen, bestellen und verordnen, die Uebertreter aber allsogleich in Verhaft bringen lassen wollen, damit folgendes wieder dieselbe das erstemal mit sechswöchentlicher Gefängniß, hernach Landes-Verweisung, auch nach gestalt der Sachen mit der Fustigation, nebst jedesmaliger Confiscirung des gefertigten Garns unnachbleiblich verfahren werde.“

In Folge erneuerter Beschwerde derer gesamten Garnhändler in Schlesien wegen continuirender vielfältigen betrüglichen Unterschleife mit Zubereitung des Garnes“ und zur „Restabilirung“ des schlesischen Garnhandels wird, unter Androhung obiger Strafen, verordnet, daß 1) „durchgehends einerlei und zwar vier hörnrichte Weiffen, deren Länge in einer rechten Breslauischen Elle bestehen soll,

jährlich um Michaelis obrigkeitlich alle Weiffen revidiret, unentgeltlich mit einem gewissen Brandzeichen gemerket, die unrichtigen aber zerbrochen, und diejenigen, so sich deren gebrauchet, mit Gefängniß oder an Geld gestraft, auch durchgehends alle Spinner keine andere als gezeichnete Weiffen zu brauchen unter gleichmäßiger Strafe angehalten werden sollen.” Daß 2) auch eine durchgehende gleiche Zahl der Fädeme beobachtet, nämlich, daß ein jedes Stück Garn zwölf Zaspeln, eine Zaspel zwanzig Gebinde, jedes Gebund aber zwanzig Faden ohne einzigen Abgang haben, nicht minder eine jede Sorte von kleinem, grobem oder Mittelgarn absonderlich aufgeweift werden, folglich ein jeder Strähn oder Zaspel gleiches Garn in sich halten, die Spinner zu besserer Drehung der Garne, zumalen der starken, angestruenger werden sollen? Den Aufkäufern wird 3) aufgegeben, an allen Orten, wo sie Garn kaufen, genau zu untersuchen, ob es richtig geweift und gezählt und gut, von gleicher Stärke gesponnen sei. Jede von ihnen entdeckte Ungehörigkeit ist der Ortsobrigkeit zur Anzeige zu bringen, 4) Den Spinnern wird, was als zur „Wiederaufbringung des Garnhandels als unumgänglich nothwendig erklärt wird, absolut freigelassen, ihr mühsam gesponnenes Garn, wohin es ihnen gefällig, zu verkaufen, weßhalben sowohl denen Herrschaften als deren Beamten das Garn-Monopol und die Vorkäuferei, vermöge ausdrücklichen Kaiserl. Befehls hiermit ins künftige abgestellt wird, und die Contravenienten, jedesmal zu Erlegung von ein hundert Dukaten Strafe angehalten werden sollen. Die Verordnung bestimmt endlich 5), „daß keinem Lausitzer erlaubt sein solle, bei 1000 rtl, Strafe auf

dem Lande herum zu vagiren und den besten Flachs oder Garn abzukaufen, sondern ein jeder, der Garne nöthig hat, solche von den Kaufleuten im Lande (inmaßen auch keinem schles. Kaufmann Garne in die Lausnitz zu bringen, und daselbst denen Webern zu verkaufen gestattet wird) zu verkaufen, oder ihnen deßhalben Commission zu geben, schuldig sein, auch sofort deren Versendung nicht durch Abwege, sondern durch Breslau auf der Landstraße nacher Laußnitz, und zwar keine andere als gebleichte Garne, bei Verlust der Waaren abgeführt und davon doppelter Zoll erleget werden soll.

In einem Oberamts-Patent d. d. Breslau d. 20. Aug. 1711 wegen „Abstellung der falschen Garn- und Zwirnweifen werden die Garnverfälschungen und Betrügereien als sehr arg geschildert. Es wird beklagt, daß „trotz der strengen Verordnung“ vom 14. Juni 1708 von den Kauf- und Handelsleuten mehrmalen so vielfältig als große Beschwerden vorkommen, daß die ehemalige Verschwärz- und Verfälschung sowohl der Garn- als Zwirnen durch die hin und wieder bei denen Garn- und Zwirnfabrikanten wiederum hervorkommenden kurzen und verbotenen falschen Weifen, mehr als jemalen gespüret, und daher der Handelsmann an der Elle au Zahl verkürzet, und in unverwindlichen Schaden gesetzt, dadurch aber das ohne dem ganz erliegenden Commercium der höchste Nachtheil gebracht. Dieses landverderbliche Unwesen aber bloß daher zu kommen scheint, daß bei denen Aemtern, die darob ergangene Verordnung, durch die anbefohlene Revidir und Zeichnung der Weifen, auch bestellten jeden Orts obbemeldten Beschauers, der solcherlei

Garn-Waaren augenscheinlich untersuchen und die befindliche Verfälschung und Betrug gehöriger Orten andeuten, ja die Verschwärzer und Betrüger selbst zu gebührender Strafe denunciiren könnte, nach Ausmessung der publicirten Königl, Oberamts-Patenten, pflichtschuldigt nicht befolget.“ Es erfolgt nun eine strenge Mahnung zu ernstlicher Handhabung der Verordnung von 1708, wonach „auf die höchst schädlichen Garn- und Zwirn-Verschwärzer ein wachsames Auge zu halten und wider die Betretende nach Befund des erhebenden Betrugs und Verfälschung ausgesetzten ernstlichen Strafe unnachbleiblich verfahren werden solle.“ Die Verordnung schließt mit den Worten: „Gleichwie nun dieses zu Restabilirung des dermalen ganz erliegenden Garn- und Zwirn-Commerci auch mithin den zeithero dannificirten Handelsmann hinkünftig außer Gefahr und Schaden zu setzen angesehen ist; also ist auch um so viel mehr unsere“ wiederholte ernstliche Erinnerung, daß die obge-regte Revision und Untersuchung der Weifen, ohne Zeitverlust bei denen Garn- und Zwirn-Fabrikanten aller Orten, sonderlich wo der Garn- und Zwirnhandel stark getrieben wird, bei Vermeidung scharfen Einsehens cum effectu verkehret, die befindlichen kurzen Welfen zerbrochen, die Gerechte eingeführet und die betretenden Verschwärzer andern zum Abscheu nach Befund des Betrugs zur verdienten Strafe unnachbleiblich gezogen werden sollen?

In der chronologischen Verfolgung der hier einschlagenden Verordnungen treffen wir auf das Garnpatent d. d. Breslau d. 22. März 1717. Es klagt in der Einleitung, daß trotz aller bisher ergangenen Verordnungen wegen Einrichtung

der Weifen, Zählung der Fäden etc. „den noch bis dato keine zulängliche Remedirung verschaffet, noch die sträflichen Verfälschungen ermeldten Garns gänzlichen unterbrochen, vielmehr durch Abschickung des untüchtigen Garns, der Landes-Credit geschmälert, und vermittelst der Garnhändler, über verschiedene Nebenwege, das Garn außer Landes geschleppt, mithin das Zoll-Regale defraudiret worden.“ Um nun diesem, „dem Commercio und gutem Beruf der Landes-Manufacturen zu merklichem Nachtheil gereichenden Unfug, mit Nachdruck abzuhelfen, unter einstens aber denen bei dem Garnhandel selbst eingerissenen mannigfaltigen Mißbräuchen verbotenen Monopoliis, unzulässigen Verkäufelereyen und schädlichen Ausschleppungen, kräftig zu steuern,“ wird nun verordnet, daß a) durch die betreffende Obrigkeiten die Weifen streng revidirt, die unrichtigen zerbrochen und die Uebertreter „empfindlich“ bestraft werden sollen; daß b. ein jedes „über vier Hörner geweihtes Stück Garn, zwölf Zaspel, jede Zaspel zwanzig Gebinde, jedes Gebund aber zwanzig Fäden, ohne den geringsten Abgang habe, eingeführt, nicht minder eine jede Sorte von kleinem, grobem oder Mittel-Garn absonderlich aufgeweiht, eines mit dem andern keinesweges vermengt und die Spinner zu besserer Drehung erinnert werden sollen;“ daß c. die „sogenannten kleinen Garnsammler alles ihnen zum Verkauf vorgelegte Garn genau zu untersuchen und darob fleißige Obsicht zu, tragen, auf den Betretungsfall die verfälschte Garne, bei der Obrigkeit anzugeben schuldig sein, im Gegentheil, da sie es vertuschet, das gesambte untüchtige Garn selbst verlieren, auch gestalten Dingen nach, einer

scharfen Strafe gewärtig sein werden;“ daß d., „da verschiedene eigennützig keine Sammler die Verfälschung des Garns mehr zu vertuschen, als gehörigen Orts zu offenbaren sich verleiten lassen möchten, führohin soltane Sammlung nicht einem jeden ohne allen Unterschied, sondernt denjenigen allein, welche sich nachstehendermassen darzu legitimiren würden, verstattet werden solle.“ c. „Jeder ‘der sich auf das Garn-Sammeln legen will, zuförderst von der Obrigkeit oder Herrschaft des Orts, allwo er wohnhaft, ein glaubwürdiges Zeugniß seines guten und redlichen Verhaltens beibringen soll.“ Daß k. „keinem ordentlichen Bewerber Schwierigkeiten entgegenstellt und die erforderlichen Zeugnisse und Erlaubnißscheine ganz kostenfrei ausgefertigt werden sollen.“ Daß g., damit „die in den Städten wohnenden Züchner, Weber u. dergl. durch die Garnsammler in der Betreibung ihres Berufes nicht beeinträchtigt werden, auf dem Markt bis zu einer vorgeschriebenen Stunde ein bestimmtes Zeichen aufgesteckt werden soll. So lange dies steht, sollen die genannten Handwerker den Verkauf haben; dann soll auf eine Stunde ein ander Zeichen aufgestellt werden, während dessen die inländischen Handelsleute und Sammler vor den Ausländern den Vorkauf haben; erst nach abgenommenem lebten Zeichen soll der Kauf Jedem freigelassen werden. „Daß h. Niemand Flachs und Werg außer Landes verkaufen oder verfahren soll. Daß i., „da die Ausfuhr des rohen Garns. sowohl zu handgreiflichem Abbruch der Landesmanufakturen, als auch empfindlicher Benachtheiligung so viel tausend Bleicher unstrittig gereichen

müsse; fñrohin das Garn anderst nicht, als gegen einen ordentlichen Regierungs-Paß und Attestation der Stadt, in welcher es eingepacket worden, außer Land passiret werden solle,“ Daß, k. „damit der Garnhandel bei, den ausländischen Negotianten in gutem Ruhm und Credit erhalten werde; die bisherige Erfahrung aber sattsam bestätigt, welchergestalt durch die unverschränkte, auch zum Theil unbedachtsame Handlung, so die Dorf-Scholzen und gemeine Bauern mit dem Garn außer Landes zeithero getrieben, der Weg zu vielen schädlichen Folgerungen und sonderlich zur Abwürdigung der Waaren eröffnet worden seye, massen dergleichen Dorfhändler, so sich keines rechten Sortimentes befließen, sondern das tüchtige mit dem untüchtigen Garne vermengen, die Waaren in der Güte verkürzen, sofort aber in geringen Preis verschleidern; Als soll fñrohin keinem Dorf-Scholzen oder Bauern, sowohl gebleichte als rohe Garne zu versenden, oder damit ein ordentliches Negotium außer Landes zu treiben, zugelassen, vielweniger denenselben einige Verzollung gestattet werden; dann gleichwie die Handlung als die beste Quelle des bürgerlichen Gewerbs billig zu achten, also auch, damit solche nicht gänzlich verstopfet, sondern vielmehr die so tief verfallene Städte durch Abstellung der bisherigen Beeinträchtigungen, bei ihrer Nahung gehandhabet werden mögen; so soll inskünftig von Niemanden, er sei ein Handelsmann vom Lande, oder auch ein Bürger, Garn, es sei roh oder gebleicht, anderswo, als in Städten, bei tausend Reichsthaler Strafe gepacket, mithin auch kein Pack-Haus auf dem Lande gestattet werden, viel weniger einiges Garn summenweis auf Wagen oder andere

Art, außer Landes, und durch Abwege zu führen ferner geduldet sein,” Daß I. „die jederzeit verhaßte Monopolia und verbotene Verkauflereien, nicht allein die übrige Landes-Inwohner an ihrem Gewerb merklich verkürzen, sondern auch die Freiheit des Commercii schädlich umschränken; so soll wie denen Spinnern alle Freiheit, wo, auch wie, und wann selbige ihr Garn im Lande verkaufen wollen, vergünstiget, also hingegen denen Herrschaften besagtes Garn von ihren Unterthanen, wider derselben Willen, oder in einem geringern Preis, als solches allda in dem Revier gangbar ist, zum Wiederverkauf an sich zu bringen, und zwar bei einer ebenmäßigen Strafe von tausend Reichsthalern, hiermit verboten, ingleichen denenjenigen, so nicht mit Licenten versehen sind, das Hausiren auf dem Lande.“

Endlich wird m. die Ausfuhr des Garns auf allen Schleif- und Nebenwegen verboten und nur auf der ordentlichen Landstraße und unter Beobachtung der gesetzlichen Bestimmung gestattet. Unter dem 6. März 1719 erschien wieder ein Garn-Patent vom Bresl. Oberamt in Betreff der „falschen Weifen.“ Nach einer frühern Bestimmung sollte für jede von den Revisoren aufgefundene 1 Gulden Strafe erlegt werden. Wie aus der Verordnung zu ersehen, muß aber die falsche Weife in sehr großer Zahl gefunden worden sein und die Beitreibung der Strafe mag Schwierigkeit verursachr haben. Das Oberamt sieht sich veranlaßt, „in Erwägung der hiebeitretenden unterschiedenen Umstände obangeregte Strafe auf die Hälfte und zwar dergestalt zu moderiren, daß, wenn bei einem Wirth, der Weib und Kinder hat und zu dato

auf feiner Verschwärzung weder betreten noch vorher specialiter gewarnigt worden, mehrere dergleichen falsch und ungebrandtmahlte Weifen angetroffen worden, solche zusammen nur für eine angesehen und gerechnet werden sollen.“ Dasselbe sollte gelten „bei jenen Hausleuten, welche notorisch arm und unvermögend sein; mithin von selbigen, da nämlich sie zusammen in einem Haus sich befinden, ein mehreres nicht als ein halber Gulden abgefordert werden soll,“ Im Uebrigen soll es bei den frühern Bestimmungen sein Bewenden haben. Man kann aber aus dieser Verordnung auf den damaligen Zustand im Garnverkehr schließen.
(Beschluß folgt.)

**Der
gesetzliche Zustand der Linnen-Industrie
Schlesiens vor der preußischen Besitz-
nahme dieses Landes.**

Von
K. F. W. Wander.
(Beschluß)

Sehr wichtig ist das 2, Capitel in der Leinwand- und Schleierordnung für Schlesien vom Jahre 1724, auf die wir unten zurückkommen. Es wird darin a) von jedem Hausvater, dem es nur möglich ist, gefordert, für jeden Spinner eine besondere Weife zu halten, damit jeder sein Garn „allein weifen könne, weil von dem ungleich gesponnenen Garn keine Leinwand oder Schleier in ein durchgehends gleiches

Webe gebracht werden kann,” Dann sollen b), um sowohl das publicirte Garn-Patent in „gehörigen Effekt zu setzen,” als auch einen „Schrecken unter die Spinner“ zu bringen und die „erforderliche Nachsicht (im Sinne von strengerer Ueberwachung) bei den Garnsammlern zu bewirken, „führohin jährlich zu gewissen Zeiten, besonders wann am meisten gesponnen wird, vor oder bald nah Weihnachten, öffentliche Visitationes, ob das Weiffen-Maaß in jeglichen Hause bei jedem Spinner in der vorgeschriebenen Richtigkeit sich befindet, und ob sonsten das Spinnen nach dem Patentmäßigen Aussatz geschieht, von denen Gerichten, nach Art der gewöhnlichen Feuer-Städte Besichtigungen, unvermerkt angestellt, die betroffene Betrügereien zu exemplarischen Bestrafung bei dem Spinner durch Arrest, bei dem Klein-Sammler aber dar Cassirung des erhaltenen Licent-Zettels bestraft werden.“ Damit sich Niemand mit Unkenntniß entschuldigen könne, soll alljährlich jeder Gemeinde beim öffentlichen Gebot oder bei der Dreiding-Versammlung das Garnpatent von 1717 vorgelesen werden.“ Es wird c) bemerkt, „wie es sich öfters ereignet, daß viele schwarze Streifen nicht nur in Leinwänden sondern auch in Schleiern anzutreffen, welche zwar zum Theil aber auch daher rühren, daß der Spinner und Spuler die Lichter mit den Händen putzen, oder schwarzen Tabak schmauchen oder kauen, und hernach den fetter ölichten Schmutz mit eindrehen, so sollen selbige durch die Gerichten und Garn-Sammler, sich dieses häßlichen Gebrauchs zu enthalten, mit Nachdruck verwarniget werden.“ Es wird d) den Garnhändlern bei Strafe unter-

sagt, Garne aus den benachbarten Ländern einzuführen, welche nicht den gesetzlichen Anforderungen genügen. Den Webern wird e) gestattet, da bei den gebundenen Garnen, von dem bloßen Ansehen, der Betrug des Spinners. nicht so leicht wahrzunehmen sei, gedachte gebundene und etwa verdächtige Garne aufzubinden und zu besehen. Dasselbe sollen auch die Herrschaften mit dem Zinsgarn thun.

Mit Ausnahme der „Lothgarne“ wird f) für alle andern die Breslauer Elle als Weifenmaß bei Strafe festgesetzt, Es wird sodann schließlich g) beklagt, daß die Versendung der besten Garne dergestalt überhandgenommen, daß die inländischen Weber, die von denen fremden Negotianten bestellte Leinwand und Schleier-Manufacturen, aus Mangel tüchtigen Garnes, oft nicht bereiten können, wodurch diesem wichtigen Commercio großer Abbruch zugefügt wird. Es soll nun zwar im Allgemeinen der Garnhandel in seinem bisherigen Lauf gelassen, andern Theils aber, den Webern sowohl, als denenjenigen Garnhändlern, welche die Garne nicht außer Landes führen, sondern zur Verfertigung der Leinwanden an eine heimische Weber erweislich verkaufen, bei denen Wochen- und andern Märkten wenigstens durch 2 Stunden, und zwar bei Winter-Tagen bis 10 Uhr, bei Sommer-Tagen bis 8 Uhr Vormittags, der Vorkauf einzuräumen und unweigerlich zu verstatten; wie dann auch die Garnsammler verbunden sein sollen, die gesammelten guten Ansheer-, Werft- und Schleiergarne, ehe sie solche den außer Landes handelnden Kaufleuten zuführen, den Land-Webern auf öffentlichen Wochen-Märkten zu bringen und anzutragen, und selbige bei Verlust des Sammelns weder über die

Gebühr zu steigern, noch mit den ausgebrackten und untüchtigen Garnen zu bevortheilen.“ – Man kann hieraus ersehen, mit welcher Aufmerksamkeit die Regierung diesen Erwerbszweig überwachte und wie es ihr dennoch nicht gelang, den überhandnehmenden und bedeutenden, denselben zu Grunde richtenden Mißbräuchen zu steuern. Nicht einmal zu einerlei Weife brachte sie es; und die Personen, die sie mit der Ueberwachung des Garnes beauftragte, arbeiteten zum Theil selber den Maßregeln der Regierung entgegen. Dies war namentlich bei den Garnsammlern und Dorfscholzen der Fall. Gegen sie vorzugsweise war ein neues Oberamts-Patent gerichtet d. d. Breslau den 14. Januar 1726, worin die frühern Bestimmungen über Weife, Fädenzahl, Garnmarkt, Vorkaufsrecht u. dergl. wiederholt und eingeschärft wurden, besonders aber nach Schilderung des ungehörigen Benehmens der Garnsammler, „welche einestheils die Spinner zur Verfertigung tüchtigerer Garne mehr anstrengen, andernteils aber die Ausländer von dem verbotenen Hausieren abhalten sollen, statt die heilsame Absicht zu erreichen, diesen widrigen Effect nach sich gezogen, daß viere von den Sammlern sich zum öfteren selbst mit falschen Garnen betrete lassen, über dieses die verkauften Garne, welche sie in die Städte zu feilem Verkauf bringen sollen, denen Dorf-Händlern selbst zugetragen, “dadurch aber die Weber, nebst anderen städtischen Fabrikanten und Handwerkern in unverwindlichen Schaden gesetzt haben; als sollen derlei Sammler hiermit gänzlich abgeschaffet sein.“

Nur im Gebirge, wo die Weber auf dem Lande wohnen und zur Versendung dienliche Waare fabriciren, blieb es bei

der zeitherigen Einrichtung, daß, den Fabrikanten zum Besten, die Sammler ferner geduldet wurden,. In Betreff der Dorfscholzen heißt es, daß die „bisherige Erfahrung sattsam bestätigt, welcher Gestalt durch die unverschränkte, auch zum Theil unbedachtsame Handlung, so die Dorfscholzen und gemeinen Bauern mit erdeutetem Garn außer Landes zeither getrieben, der Weg zu vielen schädlichen Folgerungen und sonderlich zu Abwürdigung der Waaren eröffnet worden sei, maßen dergleichen Dorfhändler, so sich keines rechten Sortiments befleißigen, sondern das tücht- mit dem untüchtigen Garne vermengen, die Waaren in der Güte verkürzen, sofort aber in geringem Preis verschleudern. Als soll führohin keinem Dorfscholzen oder Bauern sowohl gebleichte, als rohe Garne zu versenden, oder damit ein ordentliches Negotium außer Landes zu treiben zugelassen werden.“ Die frühern Bestimmungen über die Ausfuhr des Garnes wurden zur Erhaltung der Ehre des Handels und zum Besten der Städte wiederholt und eingeschärft.

III. Weber, Leinwand und Schleier, Schaumeister, Bleicher, Händler, Kaufleute und alle Andern, die sich mit diesem Erwerbszweige befassen. Die mir hierüber vorliegenden Bestimmungen umfassen das erste Viertel des 18. Jahrhunderts. Durch ein Patent vom 16. Mai 1708 bestimmte das Breslauer Oberamt, daß, „da bei der jetzigen Plombirung der Tücher und Leinwänden viel Unterschleif und Unordnungen vorzugehen pflegten, es daher vor das Accisen-Werk viel zuträglicher erachtet werde, wenn statt der Plombirung, die Siegelung mit Siegelack eingeführet, auch durch das ganze Land ein gleiches Siegel, worauf ein schlesischer Adler mit

dem Worte: Accis befindlich, gebraucht werden möge.“ Unter dem 24. April 1716 wird durch ein Patent des Bresl. Oberamts verordnet, daß auch „alle diejenige Leinwand, sie sei weiß oder rohe, wie auch der Drillich, so hier im Land verkauft oder verschnitten und consumiret wird, bei dem Verkauf und Anschnitt allsogleich besiegelt und mit zwei Gröscheln vom Thaler Schlesisch, bei vermeidender Straf der Contrabandirung veraccisiret, von der Leinwand aber, welche aus dem Königreich Böhmen, aus Sachsen oder aus der Laußnitz in hiesiges Land eingeführet und darinnen verkauft wird, vom Thaler schles. zwei Kreuzer Accis, wie bishero erleget, dahingegen was diejenige Leinwand, welche nah beschehener Bleiche durch die Kaufmannschaft außer Landes versendet wird, anlanget, es bei dem vorhin publicirten Patent und dessen Ausmessung sein Verbleiben haben, einfolglich von 100 Thaler ein Achttheil erleget, von derjenigen Leinwand aber, so von denen Kaufleuten zur Consumption im Land angeschnitten oder im ganzen Stück und in Ballen verkauft wird, der Accis, wie oben vom Thaler mit zwei „Gröscheln bezahlet werden solle. Hiernächst auch, daß die Weber auf dem Land gleich anderen Handwerkern die Classengelder zu erlegen schuldig sein.“

In unsern Tagen würde es nicht bedeutenden Schwierigkeiten unterliegen, wenn etwa die Hälfte der Spinner und Weber sich in einem andern Lande niederlassen wollte, vorausgesetzt, daß sie nicht nach kurzer Abwesenheit in einem noch elenderen Zustande wiederkehrten. Durch ein Oberamts-Rescript, d. d. Breslau d. 7. Juli 1716, wurde bestimmt, „daß keinem Woll- und Leinweber aus hiesigen in andern

weit entlegenen Provinzen zu emigriren verstattet werden solle.

Aller dieser Verordnungen ungeachtet wurden der Klagen über schlechtere Leinwand, namentlich von ausländischen Kaufleuten, immer mehr und der Industriezweig sank tiefer und tiefer. Es waren durchgreifendere Maßregeln erforderlich – eine Leinwand- und Schleierordnung. Die Nothwendigkeit derselben wurde schon 1719 von der Regierung erkannt; aber es gehörte dazu eine Menge Vorarbeiten, die nicht sofort zu bewirken waren. Es erschien daher ein einstweiliges Oberamts-Patent d. d. Breslau 12. April 1719, in welcher die beabsichtigte Leinwand und Schleierordnung angekündigt und die Weber, Kaufleute und Andere, welche mit diesem Berufszweige sich beschäftigen, zu einer redlichen Betreibung ernstlich aufgefordert wurden und dazu Vorschriften erhielten. Es wird darin anbefohlen, daß die Linnen-Kaufleute sowohl als die Leinschleier- und andere Weber sich einer „tüchtigen, unverfälschten Waare befleißigen und deren zeithero gebrauchten mannigfaltigen Vortheilhaftigkeiten bei wohl empfindlicher Strafe gänzlich enthalten sollen.“ Es werden zuförderst die Weber „ernstgemessen verwarniget, die Schleier und Leinwanden nicht allein nach Beschaffenheit ihrer vor langen Jahren her zur Genüge bekannten Sorten, in der rechten unverkürzten und ungeschmälerten Länge und Breite, sondern auch an der Güte selbst dergestalt zu verfertigen, damit bei jedem Webe ein durchgehends gleicher Faden sich darzeige, nicht aber wie die Erfahrung zeithero ausgewiesen, das zarte mit dem groben Garne vermengt, dadurch aber die Waare unangenehm

und verwerflich gemacht werden möge. Sie sollen sich bei scharfer und unnachbleiblicher Anthuung, auch nach gestalten Sachen bei Verlust des Webes, sich eines gleichen sauberen Salendes oder Leisten zu befließigen, her entgegen die groben Ende und schändlichen Näster, wie auch das betrüglische Außschauern mit denen breiten Schauer-Bretern, worüber von denen Kaufleuten in und absonderlich außer Landes, fast unzählbare Beschwerführungen vorkommen, gänzlich vermeiden.“

Da die Webe auch häufig weder die gesetzliche Breite noch Länge hatte, so wurde angeordnet, „damit sich Niemand mit Unwissenheit entschuldigen möge,“ daß „bei den Rathhäusern und führnehmlich zu Hirschberg, Landeshut, Schmiedeberg u. a. O., wo die Schleier- und Leinwand-Märkte eingeführet worden, eiserne, von den Magisträten vorher genau besichtigte, vor richtig befundene und sofort gezeichnete Maßstäbe aufgehangen werden sollen, massen auch nach diesem Beispiel auf denen Dörfern, wo die Weberei getrieben wird, dergleichen eiserne Stäbe zu nöthigem Gebrauch oder zur Richtschnur der sämtlichen Weber bei den Gerichten aufbehalten sein werden.“ Den Webern wird aufgegeben, „ihre Waare genau nach diesem Maße einzurichten, als selbige im widrigenden aus Vernachlässigung dieser ernstlichen Warnung, ihnen sonst zuwachsenden Schaden si allein beizumessen haben werden.“ Damit nun auch die Weber von den „betrüglischen Spinnern mit kurzem und untüchtigem Garne nicht bevortheilet und in Schaden gesetzt werden mögen,“ so werden die letztern auf strenge Befolgung des Garn-Patents von 1717 hingewiesen. Aber

auch den Kaufleuten wird ihr Theil am Verfall des Leinenhandels nachgewiesen.

„Nachdem ist,“ heißt es in dem Patent weiter, „von den Ausländern nicht minder verschiedentlich geklaget worden, wann auch schon die Waare tüchtig gewesen, solche den noch von etwelichen inländischen eigennützigem Negotianten durch das vortheilhafte Schneiden, unangenehm gemacht und abgewürdigt worden sei. Diesem „strafbaren und unzulässigen Beginnen zu steuern,“ werden die Magisträte derjenigen Städte, wo der Schleier- und Leinwandhandel außer Landes getrieben wird, angewiesen werden, „wie und welcher Gestalt die Kaufmannschaft mit Schneidung der Schleier - und Leinwand-Sorten sich künftig zu verhalten habe.“ Auf etwa einlaufende fernere Beschwerführung der ausländischen Correspondenten, welche die eigennübliche und vortheilhafte Versender bei dem Commerciën-Collegio anzeigen und namhaft machen, wird wider die Uebertreter entweder mit Contrabandirung der zu kurz geschnittenen Waaren, Verschaffung zulänglicher Satisfaction an den Ausländer, oder aber mit Verlust der Handlung und anderen nah Beschaffenheit des Verbrechens verschärften Strafe verfahren werden.“

Die sehr vollständige und umfangreiche Leinwand- und Schleierordnung für Schlesien erschien endlich im Jahre 1724. Sie handelt im 1. Cap. vom Flachs (s. o.), Cap. 2, von Garn und dessen verschiedenen Sorten (s. o.), kommt, Cap. 3 zur Leinwand selbst, spricht von „eigennützigem und des Betrugs schon angewöhnten Webern,“ und daß die Leinen-

Manufaktur und durch sie die Landeswohlfahrt mit mannichfaltigen Leinwand-Sorten geschwächt und, wenn „nicht dawider zulängliche Vorsehung geschehe, gar vertilget“ werden würde. Das 4. Cap. enthält die Bestimmungen über die Güte, Breite und Länge der Leinwand. Sehr richtig wird gleich voran bemerkt, daß der ganze Industriezweig auf keine andere Weise „in ein ersprießliches Aufnehmen gebracht werden möge, es sei denn, daß eine aufrichtige und unverfälschte, denen Ausländern und andern Consumenten annehmliche Waare gefertigt werde.“ Die fremden Handelshäuser hatten aber, wie bemerkt wird, über schlechte Fabricirung und Zubereitung seit langer Zeit schon viele Klagen geführt, theils über Mangel an innerer Güte, theils über Abbruch an Breite und Länge; ja manche Negotianten haben selbst die Weber „zu derlei sträflichen Vortheilhaftigkeiten, ihres unzulößlichen Eigennutzes wegen zu verleiten keine Scheu getragen.“ Paßt nicht jedes Wort auf unsere Zeit? – Was die Güte der Leinwand betrifft, heißt es, so ist solche „vornehmlich darum in die bisherige Abwürdigung verfallen, weil sie zu dünn und schütterlich verarbeitet, von vermengtem Garn gefertigt, und endlichen in einem Webe theils feine, theils grobe Trümmer eingewirket worden. Damit nun aber diesen schändlichen Mißbräuchen begegnet, mithin die Waare angenehmer, der Verschleiß aber größer gemacht werden möge, so soll der Weber, ist das Garn gemischt, zu solchem Ende, nachdem er auf beschriebene Art und Weise das Blatt und den Kamm beschlagen und eingerichtet haben wird, kein ander Garn anscheeren, als welches

jedem Blatt in seinen Gängen, der Proportion nach, zukommet, auch von denen stärksten bis zu den feinsten Leinwänden durch die ganze Breite, gegen und mit den Salenden, ein durchgehends gleich fein, wohl sortirt festes Garn anscheeren, auch ein gleich sortirtes Garn, welches der Werft zusaget, unvermischter eintragen, womit jede Arbeit in der Werfte und dem Eintrag von lauter gleich feinen Garn, von Anfang bis zu Ende, in der Schau gefunden werden möge.“ Wegen schlechten und verfälschten Garnes steht ihm der Regreß an den Sammler oder Spinner offen. „Es soll aber kein Weber sich unterfangen, ob er gleich von recht sortirten Garne anscheeret, in ein Webe, theils grobe und theils feine Trimmer, es sei am Ende der in der Mitte (wofern er der Waare nicht verlustig fein will) einzuwirken, noch auch in der übereilten Arbeit, da die Leinwänden meistens ganz dünne und schüttrig gemacht werden, seinen Nutzen sachen; sondern es soll jede Sorte nach ihrer Güte fest und dicht gefertigt; und an den nöthigen Eintrag nichts abgebrochen werden, massen, wann bei der Schau dergleichen vortheilhafte Griffe zum Vorschein kommen würden, ihm die Leinwand, nah Beschaffenheit des Betrugers, entweder weggenommen und zerschnitten, oder wenigstens ungesiegelt zurückgegeben werden würde.“ Die Länge der Webe wird nach den verschiedenen Breiten bestimmt. Die eiserne, von der Obrigkeit verbürgten Maßstäbe sollten, damit sich Niemand durch Nichtwissen entschuldigen könne, an jedem Orte im Raths- oder Wirthshause aushängen.

Das 5. Cap. handelt von der Schau und Siegelung der Leinwand, Damit keine Leinwand in den Handel komme,

welche nicht in jeder Hinsicht der Anforderung entspreche, wurden an allen Orten vereidete Schaumeister angestellt, welche gegen ein Gröschel Schaugebühr für das Webe es prüfen und, wenn es gut befunden wurde, stempelten, Unge-stempelte Waare durfte nicht in den Handel kommen, Die Schauordnung bespricht in 18 Paragr. jeden einzelnen hier-her gehörigen Punkt sehr ausführlich. Die Kaufleute hatten damals einen Brauch eingeführt, der es allerdings möglich machte, daß der Zweck der Schauordnung theilweis uner-reicht blieb; sie zerschnitten die Webe und brachten sie in kleinen Stücken zur Bleiche, weil dieselbe angeblich in ge-ringern Längen von ausländischen Kaufleuten verlangt wurde. Dadurch war es möglich, daß „ungeschaute“ verhan-delt wurde. Das 6. Cap. gibt die nöthigen vorbeugenden Vorschriften. Das 7. Cap. handelt vom Walken der Lein-wand und sagt: „Aus dem Walken erwächst zwar der Lein-wand kein sonderlicher Vortheil und wäre es viel zuträglicher, wann solches unterlassen und statt dessen die Lein-wand, wie an vielen Orten gewöhnlich, auf denen Bleichen fleißig ausgetreten werden könnte. Da aber das viele Schmieren und Pappen der Weber diese Unterlassung nicht allemahl zu gestatten scheint, auch der Eifer¹ besser dadurch herausgebracht wird, so mag mit dem Walken wohl fortgefahren, aber die Vorsicht dabei gebraucht werden, womit sodann die Leinwand recht eingeseifet und der Waare nicht zu viel gethan werde.“

¹ Im Niederdeutschen das Beißende, Scharfe, Salzige, besonders Asche, wenn sie zu kalkig und salzig ist.

Im 8. Cap. ist von den Personen besonders die Rede, die zu den Leinen-Manufacturen concurriren,“ und zwar beförderist von dem Weber.“ Da es bei Fertigung einer tüchtigen und untadelhaften Waare meistentheils auf verständige, des Handwerks wohl kundige und zugleich aufrichtige und ehrliche Weber ankommt, so wird denselben ernstlich mitgegeben daß sie die Garne gehörig sortieren und wohl äschern, nicht schlaff wirken, vor Nester, Faden und Rohrbrüchen sich hauptsächlich hüten, inmaßen derlei Fehler in der Schau nicht passiert, sondern vor untüchtig verworfen werden.“ Die Weber mögen sehen, wie sie : „dergleichen Waare ellenweis,“ doch an keinen Kaufmann, der es in die Fremde bringe, verkaufen. Damit sie sich nicht mit Unwissenheit entschuldigen, soll die Leinwandordnung² ihnen alljährlich zwei Mal vorgelesen werden; hingegen sollen die „Schleier- und Leinwand-Weber, wie bishero, ein freies Webervolk verbleiben, d. h. – und es ist, um falschen Vorstellungen von diesem „freien Webervolke“ zu begegnen, nöthig es zu bemerken – sie sollen keiner Zunft, oder einigen beschwerlichen Innungs-Artikeln unterworfen sein. Es folgen hiernach die Vorschriften für die Blattbinder und deren Ueberwachung, da anerkannt wird, daß ohne gute Blätter der Weber keine den Anforderungen genügende Waare zu liefern im Stande sei.

Das 9. Cap. handelt von der Bleiche nur kurz, ob zwar eine „besondere Bleichordnung diensam sein würde.“ Nur

² In unsern Tagen würde man jedem Weber ein gedrucktes Exemplar der ihn betreffenden §§en aus der Leinwandordnung haben behändigen lassen, wenn wir eine – hätten.

eine Stelle will ich hervorheben. Es soll, heißt es, „kein. Kalk bei 50 rtl. Strafe zum Bleichen genommen, Pottasche und Zunder aber entweder ebenfalls untersaget, oder denjenigen allein, welche solchen vorsichtlich zu gebrauchen wissen, verstattet werden, Wann der Bleicher die Waare durch seine „Nachlässigkeit verwarloset, soll er deswegen dem Kaufmann gerecht werden, dieser hingegen „keineswegs befugt sein, die also verdorbene Waare (zumahlen wann die Beschädigung aus einer faulen Bleiche herrührte) außer Landes zu versenden.“

Nach dem 10, Cap. sollen zunächst vereidete Inspectoren bestellt werden, welche dann und wann das Gebahren der Weber, Bleicher und Sammler, auch der Handelsleute, und dann vornehmlich der Schaumeister selbst untersuchen, die alten Mißbräuche mit Hilfe der Obrigkeiten abstellen, und „solche den vorigen schädlichen Lauf nicht wieder gewinnen lassen.“ Da nicht alle Weber wegen der zum Theil großen Entfernung ihre Waare auf die gewöhnlichen Wochenmärkte zu bringen vermögen, so sollen zwar Leinwandsammler gestattet werden, aber unter scharfer Aufsicht ihres Geschäfts. Die Mäkler werden revidiert, ihre Zahl eingeschränkt und „alle Verkauflereien verboten, alle sollen sich nah der örtlichen Marktordnung hüten.“ In dem Abschnitt über die Kaufleute, Cap. 11 heißt es: „So will es sich auch wohl geziemen, daß der Handelsmann auch seines Ortes sich einer redlichen Gebahrung befleißige und aller unzuläßlichen Vortheilhaftigkeiten, es seie nun im Schneiden oder Stückeln der Leinwanden u. Schleier, oder in ungleicher Sortierung des groben und feinen Guttes, oder auf was

Weise es sonst immer geschehen möchte, von selbst enthalte, Die an der vor geschriebenen Breite verfälschte male Leinwand soll kein außer Landes traficirender Handelsmann zu kaufen sich unterwinden, ingleichen soll fernerhin nicht zugelassen sein, die zu feilem Kauf gebrachte Waare, ohne Vorwissen und Einwilligung des Webers zu bezeichnen, doch kann mit dessen Genehmhabung ein Merkmal im Webe bloß zu dem Ende geschehen, damit der Kaufmann, daß es nach der Hand nicht etwa verwechselt worden, desto leichter wahrnehmen möge. Weil den sämtlichen Kaufleuten mehr als zur Genüge bekannt, wie klemm und mühselig sich der arme Weber durchbringen und denen Seinigen das saure Bissen Brot erwerben müsse, so wird in keinen Zweifel gestellet, es werden alle redliche Negotianten diesen unentbehrlichen Manufakturisien die Waare abzudrücken sich gänzlich enthalten, wohl aber dahin bedacht sein, solche in einem rechten Preis zu bezahlen. Ferner: da es sich öfter ereignet, daß verschiedene Leute, so der Handlung nicht kundig, die Ausländer mit untüchtige Waare, zum Präjudiz anderer aufrichtigen Kraficianten hintergehen, auch sonst allerhand zum Nachtheil des Commerce gereichende üble Handgriffe ausüben, so wird furohin Niemand, so die Handlung nicht gelernet, zu einem Handelsmann als Factor bei der Handlung al grosso zu admittiren sein.“

Das 12. Cap., enthält die Strafbestimmungen für die, welche der Leinwandordnung zuwider handeln. Es heißt dort unter andern: „Wofern ein Kaufmann sich gelüsten lassen sollte, mit dem Weber zu colludiren, falsch und ungeschauete Waare an sich zu handeln, die geschauete aber nicht

ordnungsmäßig zu schneiden, die kurzgeschnittene Leinwand sonderlich mit „gröberem Trümmern anzustückeln oder sonsten andere Vortheile zum Abbruch des Negotii hervorzusuchen, ein solcher Uebertreter soll der Ware verlustig sein, und, da der Betrug allzu übermäßig, so solle ihm das Negotium ein für allemal eingelegt und verboten werden. Der Kaufmann soll aber nicht befugt sein, den Weber in geheim zu strafen oder sich mit ihm zu vergleichen bei 50 rthl. Strafe.“ Dann folgen noch die Vorschriften über das Zurichten der Leinwand. Hier heißt es unter andern: „Das Rumpeln der Schleier, wovon die Waare einen saubern Glanz gewinnt, ingleichen das Pochen mit hölzernen Schlägeln, weil es der Waare in der Zurichtung dienlich ist, bleibet unverwehret; doch sollen die Klopfer sich einer glatten und genugsam gehobelten Bank stets befleißigen und wohl acht haben, daß die Ecken nicht durchgeschlagen werden. Es mag zwar auch der Schleier zwischen den Blatt- und Weberbaum in so weit geschauert werden, als dardurch die Werfte und Eintrag in eine gute Gleichheit zu bringen ist, hingegen soll das „scharfe Schauern,“ um nur „die Waare länger auszudehnen,“ daß „die Fäden oft zerreißen,“ keineswegs zugelassen sein, „Dahero, wenn der Weber dergleichen Stücke zur Schau bringet, sollen ihm solche nicht gezeichnet werden.“ Das Einschmieren, Stärken und Pappen, dessen sich die Weber um die Waare kaufkühner zu machen, zeithero gebraucht, wird hiermit bei empfindlicher Strafe verboten und abgestellt.“ Die Leinwandordnung schließt mit den Eidesformeln für alle dabei zu vereidenden Personen.

Es schien mir nicht überflüssig zu sein, bei den Klagen über den gegenwärtigen Verfall der Linnen-Industrie uns zu fragen, wie es früher in dieser Hinsicht gewesen ist. Darum hab' ich mir erlaubt, die Aufmerksamkeit des betreffenden Publikums auf den Zustand derselben vor länger als hundert Jahren zu lenken. Es konnte dies wohl nicht sicherer geschehen, als durch Betrachtung der gesetzlichen Bestimmungen selbst. Man wird aus den einzelnen Stellen, die ich aus den „Patenten und Ordnungen“ angeführt, erkennen, daß viele Klagen, die wir in unsern Tagen sehr oft vernommen haben, vor mehr als hundert Jahren schon eben so geführt worden sind.³ Sollte es wünschenswerth erscheinen, auch einen Ueberblick der gesetzlichen Bestimmungen nach der preußischen Besitznahme, besonders unter der Regierung Friedrich II. zu erhalten, so würden dabei die Korn'sche Edicten-Sammlung, welche die preußische Leinwand- und Schleierordnung vom 27sten Juli 1742 und die Nachträge dazu vom 2. Dec. 1750 etc. erhält, zu benutzen sein.

³ Für diejenigen, welche die Verordnungen vollständig einsehen wollen, bemerkte ich, daß 1) die Continuation derer Kaiser- und Königl. Privilegien, Statuten und Sanctionum pragmaticarum des Landes Schlesien (Bresl. B. Chr. Brachvogel. 6 Bde, nebst drei Hauptregistern über alle 6 Thle. 1717 – 1737), 2) die „Sammlung der wichtigsten und nöthigsten, bisher aber noch nicht herausgegebenen Kaiser- und Königl., auch Herzoglichen Privilegien, Statuten, Rescripten u. pragmatischen Sanctionen des Landes Schlesien etc. (2 Thle. Crossen u. Sorau bei Gottlob Hebold 1736 u. 1739. 4.)“ benutzt habe.

Ueber Sparvereine.

Von
K. F. W. Wander.

Um die Lage der hilfsbedürftigen Volksklassen zu verbessern, hat man in neuerer Zeit die mannigfachsten Vorschläge gemacht. Vor einigen Jahren hatte man es immer nur noch mit der Noth der Weber und Spinner zu thun. Diese Noth ist zwar geblieben; aber wir haben insofern einen Fortschritt gemacht, als es sich jetzt nicht mehr um die Unterstützung der Weber und der für sie arbeitenden Spinner, sondern um die untern Volksklassen überhaupt handelt.

Eins der vorgeschlagenen Mittel, die vorhandene Noth nicht zu heben, sondern zu mäßigen, sind die unlängst hervorgetretenen Sparvereine, die nach angemessenern Grundsätzen als unsere bisherigen Sparkassen eingerichtet sind. Die letztern haben nämlich das Eigenthümliche, daß sie für die Proletarier bestimmt sind und meist nur von den Wohlhabenden benutzt werden, daß sie ferner den Armen für ihre paar Thaler wenig mehr als 2 Procent Zinsen zahlen, während die Reichen deren 5 erhalten.

Mit den Sparvereinen steht es insofern besser. Man ist dabei von der Erfahrung geleitet worden, daß die untern Volksklassen, die, welche am wenigsten verdienen und besitzen, grade die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse am

theuersten bezahlen müssen. Die Frage lag daher nahe, wenn sie auch erst in neuester Zeit aufgeworfen und zum Gegenstande einer praktischen Beantwortung gemacht worden ist: Wie ist es anzufangen, um den hilfsbedürftigen Klassen jene Bedürfnisse billiger zu verschaffen, ihnen daher ihre Einnahme mittelbar zu erhöhen und so ihre Lage zu verbessern?

Die Antwort lautet: Man muß die Artikel wohlfeil einkaufen und sie zum Einkaufspreis wieder verkaufen. Um sie aber wohlfeil zu erhalten, muß man große Einkäufe machen. Dazu bedarf es auch großer Summen, wo sollen diese herkommen? Die Erfahrung lehrt, daß die Sommermonate die günstigsten sind; denn sie bieten mehr Gelegenheit zum Erwerbe und haben weniger Bedürfnisse an Beleuchtung, Heizung, Kleidung. In dieser Zeit muß also für den Winter, wo grade das entgegengesetzte Verhältniß stattfindet, Etwas zurückgelegt werden.

Die Sparvereine haben nun den Zweck, diese Aufgabe zu lösen. Es bedarf zur Bildung eines solchen Mannes, der die Sache anregt, sich leitend an die Spitze stellt und mit gleichgesinnten Männern verbindet. Dies ist bereits in verschiedenen Städten, wie z. B. Berlin, Breslau u. a., geschehen.

Die Idee zu den Spargesellschaften geht von einem Berliner, Liedke, dem Armenvorsteher des Hamburger Thorbezirks, aus. Nachdem seit einigen Jahren Vereine aller Art zur

Hebung der Noth der hilfsbedürftigen¹ Klassen sich gebildet, von denen jedoch die meisten bei bloßen Berathungen, vielem vergeblichen Gerede und leeren Zurüstungen verblieben, erließ Liedke den 21. März 1845 einen Aufruf an die weniger bemittelten Bewohner seines Bezirks zum Betritt zu einer zu gründenden Spargesellschaft behufs Anschaffung von Winterbedürfnissen. Ihr Zweck ist in den Statuten ausgesprochen. Jedes Mitglied will in den 30 Sommerwochen, mit dem dritten Sonntage des Monats April anfangend, Etwas von seinem täglichen Verdienst zurücklegen. Die Ersparnisse werden allsonntäglich gesammelt, um dafür zu geeigneter Zeit Bedürfnisse für den Winter, als insbesondere Holz, Torf, Kartoffeln etc., anzukaufen und unter sich, nach Verhältniß der Einlagen, zu vertheilen. Ein Theil des ersparten Geldes wurde später auch zum Einlösen versetzter Gegenstände und anderm nützlichen Gebrauche bestimmt.

Die Vortheile dieser Spargesellschaften sind weit bedeutender, als die der Sparkassen, die, sollten sie wirklich ihrem Zwecke entsprechen, einer durchgreifenden Reform bedürfen. Bei den Sparvereinen ist die Verwaltung unentgeltlich. So wird es möglich, jedem Einleger sein Ersparniß in den genannten Gegenständen zum Kostenpreise unverkürzt zurück zu gewähren und so den Kleinhandel zu umgehen, der

¹ Man sagt gewöhnlich: „arbeitenden:“ aber ich halte diese Bezeichnung, insofern man nicht im Staate gewisse „müßiggehende“ Klassen annimmt, für unrichtig. Jeder soll arbeiten, d. h. sich nützlich beschäftigen. Eine Staatsgesellschaft, welche eine Kasse bevorrechteter Müßiggänger unter sich duldet, würde selbst an ihrer Zerstörung arbeiten.

grade für diese Klassen die Bedürfnisse so drückend vertheuert.

Da die Spargesellschaften in unserer Provinz noch wenig genug Eingang gefunden haben und bekannt zu sein scheinen: so dürfte es dem Zwecke dieser Blätter nur angemessen sein, um die Aufmerksamkeit wiederholentlich auf sie zu lenken, Einiges über ihren Erfolg mitzutheilen. Beispiele erläutern die Sache. Ich bleibe bei dem ersten, dem Liedke'schen Sparverein in Berlin stehen, der in der ersten Sparperiode des Jahres 1845 aus 448 Familien bestand, die zusammen 2204 rtl, gesammelt hatten. Dafür wurde im Großen und Ganzen mit Einschluß des Fuhrlohns an Holz für 1233 rtl., an Torf für 834 rtl. und an Kartoffeln für 137 rtl. zur Vertheilung nach Verhältniß der Einlagen gekauft. Es ist berechnet worden, daß dasselbe Holz, hätte es einzeln, groschenweise angekauft werden müssen, 2210 rtl., d. i. 977 rtl. mehr gekostet haben würde, der Torf 2289, d. i. 1455 rtl. mehr, dieselben Kartoffeln 190, d. i. 53 rtl. mehr. Es sind mithin zusammen 2485 rtl. erspart worden. Wäre die ersparte Summe auch zu hoch angenommen, so steht doch so viel fest, daß mindestens ein reiner Gewinn von 100 Procent oder das Anlagekapital selbst dadurch erlangt worden ist. Bei dem Holze wurden nahe 80 pCt., beim Torfe 175 pCt., bei den Kartoffeln 40 pCt. Gewonnen. Man ersieht hieraus, wie es den Sparvereinen nicht sowohl auf Ansammlung gewisser zu ersparender Geldsummen, als vielmehr auf häuslicher, möglichst vortheilhafte Verwendung ihrer Ersparnisse zur Beschaffung von dringlichen Lebensbedürfnissen ankommt.

Höher fast als der materielle, dürfte der moralische Nutzen der Sparvereine zu veranschlagen sein Während die Mehrzahl der Volksklasse, für welche sie bestimmt sind, meist an gar keine Zukunft denkt, sondern in den Tag hineinlebt, im Sommer, wenn sie viel erwirbt, viel verzehrt und, wenn der Verdienst nachgelassen hat, darbt und klagt, also gewissermaßen in einem Zustande sich befindet, welcher noch unter dem vieler Thiere ist, die schon im Sommer für den Winter sorgen, erheben sie die Sparvereine ins menschliche Selbstbewußtsein, lehren sie den Gedanken fassen: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott, lehren sie an die Zukunft denken. Sobald der Mensch so weit gehoben ist, daß er sich selbst in der bessern Zeit einen Abzug seines Einkommens auflegt, um durch eigene Mittel in der schlechtern hindurch zu kommen, hat sein Wille bereits eine moralische Kraft erlangt, die denselben geschickt macht, einen Kampf mit der Noth einzugehen, und die ihn für gründlichere Reformen befähigt, Gegenwärtig ist es nicht der Wille, welcher diese Volksklassen bestimmt, sondern der Augenblick; sie werden von der Noth regiert, statt selbst an einem bessern Schicksal zu arbeiten, Besinnungslos werden sie fortgerissen; es fehlt ihnen ein Haltpunkt, eine Stütze, die ihnen den Uebergang über die verschlingende Wüste äußerster Nahrungssorgen vermitteln hilft. Das streben die Sparvereine an. Sie haben denn auch, so kurz immerhin die Zeit ihres Bestehens noch sein mag, schon recht viel Aufmerksamkeit erregt, und es scheint, als würden sie allgemeine Theilnahme erregen. So viel ist gewiß, daß sie ein sicheres Mittel sind, die Noth der

bezüglichen Klassen, welche besonders im Winker drückend herausstellt, zu lindern, und daß sie mittelbar auf die moralische Hebung derselben hinwirken. Das ist ihr Segen!

Aber – und wir würden glauben, unsere Aufgabe nur halb gelöst zu haben, wenn wir dies Aber nicht hinzufügten – man gebe sich in Betreff der Spargesellschaften keinen phantastischen Erwartungen hin; man halte sie ja nicht für Heilmittel der allgemeinen Noth. Das sind sie nicht und können sie nicht sein. Sie sind nur ein lindernder Trank, den humane Aerzte einem Kranken verschreiben, um den Schmerz weniger fühlbar zu machen, oder ihn von einer Stele auf eine andere zu leiten, damit jene einige Erleichterung erhalte.

Fürs Erste wird nur ein Theil der dürftigen Klassen, und zwar nur der am wenigsten bedrängte, sich an den Spargesellschaften betheiligen können; denn Tausende und aber Tausende verdienen sogar im Sommer kaum so viel, daß sie ihre Bedürfnisse menschlich befriedigen können. Wie sollten sie vom täglichen Erwerbe etwas zurückzulegen im Stande sein!

Dann ist zu erwägen, daß die Spargesellschaften, wie dies in öffentlichen Blättern schon wiederholentlich ausgesprochen worden ist, gegen den Kleinhandel und mithin mittelbar und unmittelbar gegen Krämer und Pfandverleiher u. dgl. gerichtet sind, weßhalb dieselben auch gegen die Vereine gleich anfangs in den Zeitungen Klage geführt haben. Wenn die Spargesellschaften allgemein werden, so ist der ganze Kleinhandel in Frage gestellt. Niemand wird sagen: Was schadet dies! Denn es schadet in der That sehr viel. Während wir der einen Klasse helfen, richten wir die andere

zu Grunde. Ist das kein Schade? Ich habe oben mitgetheilt, daß der Liedkesche Sparverein in der Sparperiode 1845 gegen 2485 rthl. der Gesellschaft erhalten hat. Aber wodurch? Dadurch, daß dieselbe Summe den Berliner Kleinhändlern entzogen worden ist. Man fahre damit fort; man richte in allen Städten dergleichen Vereine ein; so liegt es am Tage, daß bald hunderte von Kleinhändlern, die bis jetzt ohne Unterstützung gelebt haben, der hilfsbedürftigen Volksklasse sich zugesellen werden. So steht es mit allen unsern bisherigen Mitteln zur Hebung der Noth; sie gehen nicht auf den Grund. Durch Geldsammeln und Vertheilen, durch Lotterien u. dgl. wohlthätige Erfindungen wird die Noth nur vorübergehend berührt, nur gekitzelt, aber nicht beseitigt.

Wenn die Menschen nichts zu essen haben, so wollen sie entweder nicht arbeiten, oder ihre Arbeit ist nicht lohnend, oder es fehlt ihnen überhaupt an Arbeit. Die Mittel dagegen liegen auf offener Hand. Die Müßiggänger bringe man in Arbeitshäuser und gebe ihnen 1 ½ Mal so viel Arbeit, als man in der Freiheit von ihnen fordern würde, oder schicke jährlich einige Schiffsladungen nach Amerika oder Australien, setze sie aus und überlasse es ihnen, ob sie arbeiten wollen oder nicht. Denjenigen, deren Arbeit nicht lohnend genug ist, oder die gar keine haben, überweise man dem Ackerbau. Wir haben in unserm Staate noch viel tausend Morgen unangebautes oder schlecht kultiviertes Land. Hier werden sie erwerben und was sie erwerben, wird ihnen und Andern zum Segen und nicht zum Verderben gereichen. Das ist nicht die rechte Hilfe, die Andern: das Brot aus dem

Schrank zur Vertheilung nimmt. Wir haben Vereine zur Hebung der Noth, es fehlt uns bloß noch einer zur Aufhebung derselben., Wer bildet ihn? –

Schlesische Provinzialblätter
1847, Band 126, S. 308

**Ueber
die pädagogische Bedeutsamkeit der
Thierquälerei.**

Von
K. F. W. Wander.

Motto: „Tödte es, aber quäle es nicht!“

Der Mensch wird nicht bloß durch Haus und Schule, wenn sie auch die bedeutendern Factoren sind, sondern ebenso durch die Momente des öffentlichen Lebens, durch jede auf ihn einwirkende Erscheinung, durch alle Eindrücke, die ihm werden, erzogen. Wir könnten in der Gesamtbildung schon bedeutend weiter vorgerückt sein, wenn dies allgemein erkannt und anerkannt worden wäre und würde, Wir wollen bessere Zeiten ohne bessere Menschen, bessere Menschen aus alten Zuständen und Gebrechen. Laßt uns nur das beseitigen, was die Menschen verdirbt, und es wird bald gar Manches besser sein! Zu den Momenten, welche einen bedeutenden Einfluß auf die Erziehung ausüben, gehört das erst in neuerer Zeit einige Beachtung gefundene Verhalten gegen die Thiere.

Es sei mir gestattet, die Aufmerksamkeit der Leser einmal einige Minuten auf hie Thierquälerei hinzulenken, gegen die man in jüngster Zeit Vereine errichtet hat. Ob in

Schlesien deren bestehen, ist mir unbekannt; aber die Thierquälerei selbst besteht in den verschiedensten Formen, erkannt und unbeachtet. Ich weiß, daß man bemerkt hat, man solle erst die Menschenquälerei abschaffen, ehe man die Thierquälerei bekämpfe. Aber dieser Einwurf bringt mich durchaus nicht von dem gefaßten Entschluß ab, mein Thema auszuführen; denn fürs Erste hat der, welcher das Wort ausgesprochen, sich nicht gegen das Streben, die Thierquälerei zu bekämpfen, erklärt, sondern nur, in entschuldbarer Bitterkeit, darauf hingedeutet, das man darüber die Abschaffung der Menschenquälerei nicht vergessen möge; dann ist aber die Bekämpfung jener auch ein Kampf gegen diese. Mit der Rohheit und Barbarei gegen die Thierwelt wird auch manche Tyrannei und Bedrückung der Menschen schwinden. Laßt uns Menschen erziehen, und die Unmenschlichkeiten werden allmählich in allen Verhältnissen schwinden. Wie mannigfach also auch immerhin die Menschenqualen sein mögen: ich will heut von keiner Art derselben, sondern nur von der Quälerei der Thiere reden und ihrer pädagogischen Bedeutsamkeit. Für diesen Zweck wird es nothwendig sein, daß ich die Frage zu beantworten suche: Worin besteht die Thierquälerei? Kommt sie bei uns vor, und welches ist ihr Einfluß auf die Bildung der Menschen im Allgemeinen, wie auf die Erziehung der Jugend, d. h. des künftigen Geschlechtes im Besondern?

Qual ist ein hoher Grad heftigen und anhaltenden Schmerzes. Irgend einem empfindenden Wesen einen solchen Schmerz ohne irgend einen wohlthätigen höheren Zweck bewirken, heißt es quälen. Die Thierquälerei ist unter

den Menschen, auch unter uns, weit verbreitet, und eine der bedeutendsten Mitursachen der so häufig vorkommenden Menschenquälereien. Man darf sie aber keineswegs bloß in den unwissenden und ungebildeten Volksklassen suchen; sie wird oft systematisch von der „Crème“, von der „Elite der Gesellschaft ganz im Großen getrieben, und das „zarte und „schöne Geschlecht wird eingeladen, auf Ehrenplätzen der großen „Schinderei“ zuzusehen. Die Leser werden glauben, ich rede von den Thiergefechten der alten heidnischen Römer vor ein paar tausend Jahren. „Ja, ‘8 hat sich wohl,“ sage ich mit Engel in Tobias Witte, ich rede von den sogenannten christlichen Spaniern aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Der Berichterstatter in der Allg. Zeit. vom 16. Sept. 1845 sagt über das Stiergefecht in Pampelona vom 5. Sept. wörtlich: „Binnen zehn Minuten lagen drei Pferde ausgeweidet auf dem Platze und zwei oder drei andere waren mit nachschleifenden Gedärmen weggeführt. Die Herzogin von Nemours hielt sich fast beständig hinter ihrem Fächer versteckt, die Gräfin Bresson (eine ihrer Begleiterinnen) verließ die Loge in aller Eile, um nicht wieder zu erscheinen. Nachdem sechs Stiere nach allen Regeln der Kunst von den Leuten vom Handwerk gehetzt und gefällt waren, erschienen zwölf bis fünfzehn „Liebhaber,“ die mit einander den lebten Stier bekämpfen sollten. Die Wirkung der Hörner des Stieres war durch lederne Polster geschwächt. Als er durch die erhaltenen Stiche wehrlos an den Schranken stand, wurde er unter kläglichem Brüllen von den Pickenmännern (den „Liebhabern“) erstochen, Dieses Schauspiel hat mich angeekelt. Ein tapferes edles Thier von

einer ganzen Banditenbande mit Stiletstichen zu Tode peinigten zu sehen etc. Das klagende Brüllen des Thieres, dem jene „Metzgerknechte“ heute auf eine kannibalische Weise den Garaus machten, war ohne Zweifel gegen alle ritterliche Sitte,” Der Correspondent von und für Deutschland bemerkt hierbei: „Wir können in der hier vorkommenden Bezeichnung „Meßgerknechte,” keineswegs eine Beleidigung jener „Liebhaber“ erkennen, wir finden hierin nur eine Beleidigung für die ehrliche und nützliche Gewerbsklasse der Metzger. Diese treiben ihr hartes Geschäft als Erwerbszweig und zum Nutzen des Publikums; was haben sie aber gemein mit jenen Eisenherzen, die in gräßlicher Lust, und aus Lust allein – sich schwelgend und freudetrunken weiden am Schmerz, an der Verzweiflung und an der Todesangst eines ganz unschuldigen Geschöpfes? Schon über ein früheres Stiergefecht in Madrid hatte die Allg. Zeit, vom 23. Juni 1845 berichtet, wie auch sogenannte „Liebhaber“ (aus hohen Ständen) als „Matadors” dabei auftraten und wie der eifrigste und thätigste dieser Matadors der nämliche Raufbold war, der den Director Dejarin erschossen hat.”

Es liegt so nahe, daß derjenige, welcher gleichgültig bei dem Schmerz des Thieres ist, auch gefühllos bei den Leiden der Menschen bleibe, sie ihnen ebenso gleichgültig bereiten wird. Es muß uns daher, um mit dem Corresp. v. u. f. Deutschl. zu reden, „unbegreiflich erscheinen, wie man die schlimmen Folgen der Grausamkeit gegen Thiere für die Menschen selbst mißkennen, wie man es bezweifeln kann, daß ohne die in den jugendlichen Herzen wurzelnde Gleichgültigkeit zu den Leiden oder erst gar Freuden an den Leiden

der Thiere die ganze Menschheit von jeher glücklicher gewesen wäre, daß ächte Menschlichkeit, ohne die keine Tugend denkbar ist, sich dann der Herzen bemächtigt und jene wahnsinnigen und schauerhaften Verfolgungen, mit denen gegen einander wüthend, die Geschichte uns die Menschen zeigt, sowie jene Marmorkälte, mit der Menschen oft der Verzweiflung ihrer Mitmenschen zusahen und noch zusehen, – unmöglich gemacht hätte!“ Man räume daher die Grausamkeit gegen die Thiere, besonders in den jugendlichen Herzen, hinweg, man entferne daher vor Allem, um dieses zu können, die öffentlichen und wahrhaft empörenden Mißhandlungen schuldloser Geschöpfe! Denn, so lange man diese den Erwachsenen, den Eltern, den Vormündern etc. öffentlich und vor den Augen der aus der Schule tretenden Kinder gestattet, werden alle Lehren in der Schule größtentheils vergeblich sein. – Man wird dadurch mehr, als die Mehrzahl der Menschen zu ahnen im Stande ist, für die Veredlung und für das Glück der ganzen Menschheit gethan haben. Wem es an Muth und an Härte des Gemüths zu einer Körperverletzung fehlt, der wird noch viel weniger einen Mord verüben; wer vor einem Vergehen zurückschreckt, wird noch viel schwerer zu einem Verbrechen sich entschließen; wer die Polizeigesetze achtet, wird die Gesetze über Vergehen noch mehr achten, und wer aus Mitleid oder Furcht vor Strafe die Thiere nicht mißhandelt, wird in der Regel (und wir wissen wohl, daß jede Regel auch ihre Ausnahme hat) noch weniger die Menschen mißhandeln. Man weiß aus der Geschichte, wie bisweilen eine wichtige Festung lange vergeblich belagert wurde und wie sie übergehen

mußte, nachdem man statt ihrer ein unbedeutend scheinendes Neben-Fort genommen hatte. Dieses unbedeutend scheinende Fort ist die Grausamkeit gegen die Thiere, in das Herz des Kindes gepflanzt; in hm legen die Quelle und die Erhaltungsmittel der Härte und Gefühllosigkeit gegen die Menschen. – Man zerstöre es, und das wichtige Werk wird von selbst gelingen; der Hauptzweck wird über alle Erwartung leicht erreicht werden.

Worin, wird man fragen, bestehen denn aber die Thierquälereien bei uns, die wir keine Thiergefechte geben, sondern vielmehr Thierschaufeste veranstalten und für Hebung der Pferdezucht, für besseres Rindvieh und Veredlung der Schafe die bedeutendsten Opfer bringen, so daß auf einen Zuchtstähr oft mehr Sorgfalt verwandt wird, als auf die Jugend eines ganzen Dorfes, ein Pferdeerzieher einen höhern Rang in der menschlichen Gesellschaft einnimmt, als ein Menschenbildner. Aber dessenungeachtet ist die Thierquälerei allgemein; man darf nur die Augen aufschlagen, um ihr zu begegnen. Wir reden viel von Fortschritt. Sehen wir, wie weit wir in einem Zeitraum von siebzig Jahren gekommen sind. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schrieb W. L. Wekherlin, ein mißliebiger Schriftsteller seiner Zeit: „Wenn man die Fleischer ein Kalb oder Schaf führen sieht, wenn man einen Fiaker auf seinem Sitz oder einen Bauern hinter seinen Ochsen erblickt – welche Bilder! Den Hals in der Schlinge, zappelt das Kalb einher, den Schweiß im Nacken und das Blut in Maul und Ohren; vergebens fällt es aus Ohnmacht auf die Knie, Götter und Menschen um Mitleid flehend; eine beißende Bestie von Hund zwackt es

unaufhörlich, während sein Tyrann eine Ochsenfarre auf ihm stumpf schlägt. Sehet jene Todtengerippe von Pferden vor einer alten Carosse! Von Hunger und Strapazen erschöpft, können sie kaum ihr elendes Dasein fortschleppen; aber der Türke, der sie am Seile hat, zerfetzt sie gefühllos mit seiner Geißel unter den fürchterlichsten Flüchen – die Beulen, womit sie überzogen sind, triefen. Dort steht ein schweres Fuhrwerk, es kann nicht fort, weil ein Stein im Gleise sich entgegenstemmt; – mit einer kleinen Seitenbewegung wäre es gethan. Aber soweit siehet das Vieh, welches die Ochsen treibt, nicht; und er schlägt mit seiner Keule, dem Compaß seines Fuhrwerks, die armen Thiere auf Schultern und Kopf. Wäre es ihrer Dummheit Schuld, daß der Wagen steht, so müßten sie noch dümmer werden. Jetzt nimmt der Kerl gar die Mistgabel vom Wagen und sticht ihre Zacken in die Lenden der armen Thiere. Sie brüllen, und Schaum sammelt sich vor ihren Nasen: löchern! Solche Dinge geschehen täglich vor unsern Augen!“

Ich frage: Ist es heut in unserm gebildeten Schlesien, daß ich von diesem nur rede, um bei den andern Provinzen, die ich weniger kenne, nicht anzustoßen – auch nur um ein Haar anders? Man betrachte die Droschkenpferde unserer Hauptstadt, wie ihre unglücklichen Schicksalsgenossen in den Städten und Dörfern der Provinz, die zwar keine Droschkenpferde sind, denen es aber meist noch weit schlimmer geht, da ihre Tyrannen weniger von den Augen eines menschlich fühlenden Publikums in Schranken gehalten werden. Ich will keine tristramshandyschen Empfindsamkeiten liefern; der Mensch muß seine Kraft anstrengen; warum sollte es

nicht auch das Thier, das sich in dessen Dienste befindet. Allein etwas anderes ist es, ihnen angemessene Arbeiten abzufordern, oder ihnen Lasten auflegen, welche die Grenzen ihrer Kraft weit übersteigen und sie dann auf die grausamste Weise durch die rohesten Mittel dazu antreiben. Dem Münchener Verein gegen Thierquälerei, und durch diesen der Polizei, wurde angezeigt, daß einige Abdecker die ihnen zum Behufe der Tödtung übergebenen Pferde bisweilen noch an Fuhrleute verkaufen, so daß die armen Thiere dann noch eingespannt werden, bis sie vom Karren wegfallen; ja, daß ein Abdecker Pferde, die er wirklich abstach, nach ihnen gegebenem Stiche auf dem Felde, um dieses mit Blut zu düngen, so lange herumtrieb, bis sie todt zusammenstürzten! Wie kann ein solcher Vater seine Kinder erziehen und wie können die Lehrer in der Schule Mitleid in den Kindern hervorrufen, wenn diese außer der Schule solche Scenen sehen oder erfahren !

Wenn nun auch Abscheulichkeiten, wie die letztern der hier erwähnten – zur Ehre der Menschheit sei‘s gesagt! – zu den Seltenheiten gehören, so begegnen uns doch genug Pferde, die aus den Händen des Abdeckers in die ihres unmenschlichen Treibers übergegangen zu sein scheinen, Thiere, die kaum noch auf den Beinen zu sehen vermögen und noch bei dem elendesten Futter genöthigt werden, Arbeiten zu verrichten, zu denen frische Kräfte kaum ausreichend sind. Vermögen sie es nicht, so erfolgen die empörendsten Mißhandlungen; und es kommt denen, die unwillkürlich solche Scenen beobachten müssen, der Gedanke un-

willkürlich in die Seele, daß sich ein Ludwig der Eiserne finden möchte, der diesen unmenschlichen Treibern die Rolle der gemißhandelten Thiere übertrüge. Diese Quälereien der christlichen Barbaren erstrecken sich aber eben so auf die jungen kräftigen Pferde, und unsere Jugend ist beinahe täglich Beuge solcher Rohheiten. Vor einigen Monaten fuhren zwei mäßige Frachtwagen in Hirschberg die Greiffenberger Straße hinauf. Es war dieselbe mit Glatteis überzogen. Der erste Fuhrmann, dessen Pferde scharf hatten, war im ruhigen Schritte den ersten Höhenabsatz hinan gekommen. Der andere dagegen hatte zwar zwei starke und wohl aussehende Pferde, aber sie waren nicht scharf beschlagen, die Ladung war vielleicht auf ebenem Wege angemessen, doch nicht dieser bedeutenden Steigerung; Vorspannpferde hatte er nicht genommen. Seine Pferde fielen einmal über das andere nieder, ohne den Wagen von der Stelle zu bringen. Sie wurden erst mit dem Peitschenstecken, dann mit irgend einem Zaunpfahl wieder aufgeprügelt. Der erste Fuhrmann, der ein Mensch war, rief ihm einmal über das andere zu, er möge doch warten, bis er an den Absatz gefahren sei, er wolle ihm dann mit seinen Pferden zu : Hilfe kommen; aber er hörte so wenig darauf, als auf die Vorstellungen der Vorübergehenden und deren mißbilligende Aeüßerungen. So dauerte die Scene an 10 – 15 Minuten. Das ist aber nur ein Fall aus der Menge grade im Fuhrwesen vorkommender Beispiele. Das Volk, die Jugend gewöhnlich allmählich an solche Grausamkeiten, wodurch) das menschliche Gefühl immer mehr abgestumpft wird.

Mit den andern Hausthieren, die zum Ziehen und Lasttragen gebraucht werden, steht es um kein Haar besser. Wer wüßte nicht, wie die angespannten Kühe und Ochsen behandelt werden. Und hier ist es, wo die Jugend schon förmlich in die Rohheit eingeführt wird. Die Lehrer, welche die Hirtenkinder zu unterrichten haben, werden wissen, in welchem sittlich und geistigen Zustande sie sich befinden. Alle die werden es wissen, welche die Hütebuben beobachtet, ihr Fluchen und Schimpfen vernommen, die Mißhandlungen der armen Thiere gesehen haben. Viele von denselben gehen förmlich von der Ansicht aus, das sei der beste E der am meisten prügeln. Es ist ein wahres Wetteifern unter diesen Thierquälern, denen, um Menschentyrannen zu werden, nichts als eine andere Stellung fehlt, wer wohl die beste Peitsche und den kräftigsten Stecken habe und sie mit der empfindlichsten Wirkung zu swingen vermöge. Es fällt ihnen nicht ein, daß die armen Thiere ebenfalls den Schmerz fühlen; und, wenn sie es wissen, so liegt ihnen grade etwas daran, ihnen recht empfindlichen Schmerz zu machen. Denn, je besser der Hieb gelungen, je größer ihre Freude. Möchte man nicht fast wünschen, daß den rohen Buben dieser Art von Zeit zu Zeit eine Vorstellung von dem Eindruck gegeben werde, den Peitschenhiebe, von Steinwürfen und andern Mißhandlungsformen ganz abgesehen, auf der bloßen Haut machen? Hier steht der Schule ein großes, aber, wenn sie nicht durch eine angemessene Gesetzgebung und durch kräftige Gemeindemaßregeln unterstützt wird, ebenso unfruchtbares Feld ihrer Wirksamkeit offen. Und ich glaube,

daß alle die, in welcher Stellung sie sich auch befinden mögen, welle an der Cultur der Menschheit arbeiten, dazu berufen sind, daß sie die heilige Verpflichtung haben, auf jede gesetzliche Weise einen andern Zustand herbeiführen zu helfen. Und diesen Zweck hat auch der gegenwärtige Aufsatz.

Trübt sich dem fühlenden Menschen der Blick, wenn er den Zustand der Lastthiere betrachtet, so nicht minder, wenn er sein Auge auf die Schlachtthiere, besonders auf die Schafe und Kälber, welche zur Schlachtbank geführt werden, lenkt. Ein Mädchen zu Paris stürzte vor dem Fleischer nieder, der ihr mit einem Lamm begegnete, das er mißhandelte – sie bedeckte das Lamm mit ihrer Schürze und rief „Barbar! Tödte es, aber plage es nicht!“ Muß es nicht jedes Gefühl empören, wenn man sieht, wie die kaum acht Tage alten Kälber von der Mutter weggerissen, mit einer Schlinge um den Hals unter den Zähnen eines Bullenbeißers zur ferneren Stadt geschleppt werden? Und do ist es ein sehr wesentlicher Gesundheitspunkt, kein erhitztes blutrünstiges Fleisch zu essen, – und doch erzeugen jene die Natur entehrenden Mißbräuche nothwendig harte, gefühllose, despotische Menschen. Warum werden Kälber und Schlachtschafe nicht auf einem eigends dazu eingerichteten, oben offenen Kastenwagen gefahren, versteht sich so, daß sie sich frei darin befinden? Denn das Zusammenbinden ist nur eine andere Qualform. „Mensch, sei ein Mensch, fang? an zu leben!“

Es genügt aber keineswegs, daß bloß einige Thiere unter gesetzlichen Schutz gestellt werden, der jetzt leider in Preu-

ßen noch allen fehlt, sondern es ist für die Zwecke der Menschenbildung nothwendig, daß das Thier überhaupt, welchen Namen es auch führe und auf welcher Stufe der Entwicklung es stehe, diesen Schuß erhalte. Dem Gesetze „wäre allez Werth geraubt,“ wenn es sich bloß nah dem Gedanken des Nutzens wollte dictiren lassen. Nicht weil uns das Pferd den Wagen zieht, nicht, weil uns die Kuh Milch gibt, Kalb und Schaf uns Fleisch liefern und die Eselin mit ihrer Milch den Brustkranken das Leben fristet, sondern, weil das Thier ein lebendiges Geschöpf ist, das mit uns mehr verwandt ist,¹ als Manche glauben, sollen wir es mit Achtung behandeln.

¹ Wir sind näher mit den Thieren verwandt, als unser Stolz zugeben will. Sinne, Nahrungsmittel, Geburt; Leben und Streben haben wir mit ihnen gemein und wir verwandeln ihren Nahrungskraft in den unsrigen. Die Laster haben wir mit ihnen gemein, aber nicht die Tugenden. Sind wir minder raubgierig und blutdurstig? Aber wir sind nicht so dankbar, nicht so liebend, nicht so einfach in Befriedigung der Bedürfnisse. Wir haben unsere Künste, Wissenschaften und Sprachen von Thieren erlernt und würden noch immer von ihnen lernen können, wenn wir uns nicht beredeten, soweit über ihnen zu stehen. Warum fliehen sich Menschen und Thiere? In der Urwelt war Harmonie zwischen beiden; aber sowie Unglück die Menschen in Gesellschaft trieb, so mißbrauchten sie die vereinte Kraft, mordeten und mißhandelten die Thiere, und so wurden diese Feinde des Menschen. Nie landete ein Europäer auf unbewohnten Inseln oder Küsten, ohne daß ihm die Thiere voll Vertrauen entgegen gekommen wären! Tiger, Löwen und Hyänen mit Wohlwollen behandelt, würden vielleicht (?) den Menschen so wenig fliehen, als die Hunde und Kaden, Dromedare, Pferde und Stiere – selbst der Koloß, der Elephant. Es ist unser eigen Werk, der Krieg zwischen Mensch und Thier! W. L. Wekherlin im „Grauen Ungeheuer.“

Und wer einen Wurm, der sich unter seinen Füßen krümmt, quält, muß, verhältnismäßig, ebenso bestraft werden, wie ein Anderer, der ein Thier höherer Ordnung mißhandelt.

(Beschluß folgt.)

**Ueber
die pädagogische Vedeutsamkeit der
Thierquälerei.**

Von

K. F. W. Wander.

(Beschluß)

In manchen Ländern ist schon Einiges für den Schutz der Thiere geschehen, aber nur so viel, als nöthig ist, um zu zeigen, daß nicht viel mehr als nichts geschehen ist, wenn nicht Alles geschieht. Im Namen der Menschheit, der durch tausend Rohheiten und Barbareien, gegen einen großen Theil der Schöpfung ausgeübt, beleidigten Menschheit verlangen wir gesetzlichen Schutz für das „Thier,“ nicht für „Thiere.“ Wir wollen den, unter den Menschen nicht sonderlich sehr beliebten und segensreich wirkenden Privilegienkram nicht, nachdem er hier seine Rolle beinahe zu Ende gespielt hat, unter die Thiere verpflanzen. Wir verlangen Gerechtigkeit auch für die Thiere, d. h. also für alle, für den Maikäfer, wie für den Elephanten, und zwar für den ersten wo möglich noch einen höhern Schutz, weil der letztere ungebührliche Zumuthungen schon selbst abzuwehren suchen wird.

Das Journal des Debats erzählte vor ein paar Jahren, wie in London ein Mensch wegen empörender Mißhandlung einer Katze zu vierzehntägigem Arreste und 60 Schilling (24 Thlr.) Geldstrafe verurtheilt wurde.² In der Ausschlußsitzung des Münchener Vereins gegen Thierquälerei wurde

² Der „Menschenfreund“ theilt in Nr. 26 (Jahrg. 1846) die Bestrafung eines Thierquälers in Schweden mit. In einer schwed. Stadt ward vor einigen Jahren ein Hund überfahren; der sterbende Hund kroch winselnd in das Haus eines Lederhändlers. Der 15jährige Sohn dieses Mannes war so grausam und unbarmherzig, daß er erst mit Steinen nach dem sterbenden Thiere warf und dann einen Topf mit kochendem Wasser über dasselbe ausgoß. Glücklicher Weise sah ein Rathsherr, der gegenüber wohnte, diese unmenschliche Grausamkeit. Am Tage darauf trug er die Sache im Rathe vor und man beschloß, diesen Unmenschen festnehmen und vorführen zu lassen. Dies geschah; und, nachdem der Rath sich genau von dem Charakter des Verbrechers überzeugt hatte, ward an demselben auf öffentlichem Markte, in Gegenwart vieler Menschen, folgende Strafe vollzogen: Ein Profos entkleidete den Oberkörper dieses Menschen, band ihn an einen Pfahl und las ihm dies Urtheil vor: „Junger Mensch, da Du nicht bloß einem Deiner Mitgeschöpfe, das Dich in seiner Todesstunde um Erbarmen anrief, nicht geholfen hast, sondern auch so boshaft gewesen bist, die Schmerzen des sterbenden Thieres noch zu vermehren, so soll Dein verdienter Name an Deine Brust geheftet und Du mit 60 Hieben abgestraft werden!“ Dann hing der Profos ihm eine Tafel von schwarzem Blech um den Hals, auf der mit weissen Buchstaben die Worte: „Blutdürstiges Ungeheuer geschrieben standen. Ein anderer Profos gab ihm dann 30 Hiebe mit einer geflochtenen Peitsche, worauf der erste Profos ihm wieder folgende Worte vorlas: „Fühle, junger Mensch, nur einen kleinen Theil der Schmerzen, die Du einem Deiner Mitgeschöpfe in seiner Todesstunde zugefügt hast und erwartest Du einmal ruhig

durch ein Mitglied, Perner, mitgetheilt, wie zur Kenntniß des Vereins und durch diesen der Polizei gekommen sei, daß ein junger Mensch nicht nur einer Katze den Schweif abgehauen, sondern daß er Mäuse fange und dann mit einem Kerzenlicht todtbrenne. Wer könnte über solches Betragen lachen! Wir finden hierin die Anlage zu einer unbeugsamen Härte, den Funken, der, wenn man ihn nicht früh genug noch erstickt, später in hellen Flammen loszubrechen und in den grausamsten Verbrechen an den Menschen die mißhandelten Thiere zu rächen droht. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit wiederholt daran, daß der grausamste Vaternörder, von dem Feuerbach, Pfister und Pitaval erzählen, sich als Knabe aktenmäßig daran ergötzte, Hühnern die Augen auszustechen und sie dann vor sich herumtanzen zu lassen; die Geschichte kennt die Spiele, die mit den Thieren jenes Kind spielte, das später auf dem Throne Rom zu seinem Vergnügen in Brand steckte.

zu sterben, so werde mehr menschlich!“ Dann gab der zweite Profos ihm die noch übrigen 30 Hiebe, und alles sein Schreien und Biten um Schonung war vergebens, – Diese Bestrafung hatte die erwünschteste Wirkung. Des Sommers pflegten die Knaben in der Umgegend keine, noch lebende Sperlinge anzunageln und mit Flitzbogen oder Blasröhren darnach zu schießen; Andere steckten lebendige Frösche an einen Spieß und hatten ihr Vergnügen an den jämmerlichen Gebärden der Thiere; – aber von der Zeit an hörten dergleichen Grausamkeiten ganz auf.“ Ich führe den Fall hier nicht zur unbedingten Nachahmung an: aber zeigen soll er, daß man in Schweden Unbilden gegen die Thierwelt strenger nimmt als bei uns, im Lande der Missionsgesellschaften und Bibelvereine.

Wenn man verböte, das Pferd zu mißhandeln, und gestattete, Mäuse zu quälen, so wäre damit für die Zwecke der Menschenbildung Nichts gewonnen. Es ist hier gewiß nicht am unrechten Orte, wenn ich aus den hyperboreischen Briefen des vorigen Jahrhunderts an eine Adresse an die Nationalversammlung zu Paris erinnere, die im Wesentlichen dahin lautet: „Meine Herren! Sie haben Adel und Geistlichkeit zur Menschheit herabgebeugt; noch Einen Schritt, beugen sie die Thiere zur Menschheit hinauf. Es sind Wesen, die aus demselben Thone gemacht sind, an derselben Kette hängen, wie wir, und sie sind unsere Sklaven. Ihre Wolle kleidet uns, ihr Fleisch nährt uns, ihre Nerven unterstützen uns, und die Hälfte unseres Daseins wäre ohne sie unnütz. Sie haben also ein Recht auf unsere Achtung. Die medicinische Polizei hat uns längst darauf hingewiesen, wie viel Einfluß die Schonung der Thiere auf unsere Gesundheit habe; die Moral erwäge nur noch ihren Einfluß auf die Menschenerziehung. Die Henker fangen ihre Lehre bei Hunden und Katzen an, und nichts gibt bessere Menschenschinder, Henker und Schergen als Menschen; die grausam gegen Thiere sind. Eine Gesetzgebung, die sich auch um die Thiere kümmert, wird sicher der Nachwelt ein besseres Denkmal unseres Geistes sein, als das jus civile et canonicum. Ehret die Gottheit in ihren Werken, ruft die Stimme der Natur; ihr seid zu ihren Priestern berufen, aber nicht zu ihren Henkersknechten, und das Gesetz der Natur heißt: „liebet.“

„Die Organisation der Thiere ist so edel und bewundernswürdig, als die unsrige, ihre Seelen sind zuweilen fei-

ner noch; und wenn wir sie an Verstand übertreffen, so übertreffen sie uns am Gefühle, Ihre Liebe, Mäßigkeit, Geduld, Tapferkeit, Treue und Zärtlichkeit setzen den Philosophen in Staunen. Und nun der Anblick eines Kalbes am Stricke des Metzgers, das Pferd unter dem Sattel des Postkerls oder Fuchsjunkers, der Hund unter der Peitsche des Jägers, ist dies nicht schreiend und entehrend für policirte Völker? Schafft eure Fanghunde ab, ihr Fleischer, sie vergiften unsere Speisen – und verbreiten die Tollwuth! Harte Strafe dem, der mit der Misthacke auf Gaul und Ochsen schlägt, der sich zum Unternehmer einer Thierhetze anbietet! Unter die Ruthe mit dem Knaben, der Hunde, Katzen, Vögel oder Insekten quälet; er reift zum Menschenschinder! Legt euch auf Holzpflanzungen, ihr Jäger, Hirschhetzer und Fuchspreller, Holz ist uns wichtiger, als eure Künste sind! so sollte die Polizei dem Publikum vom Rathhause und von der Kanzel zurufen; und so, meine Herren! Wird Ihre Gesetzgebung handeln, einst die Schule der Menschlichkeiten, Sitten und gesunden Vernunft, das Muster Europens!“

Durch das bisher Gesagte glaub‘ ich gezeigt zu haben, daß die Thiere bei uns schutzlos sind, daß uns ein Schutzgesetz für sie noth thut, daß es im Interesse der Menschenbildung heilige Pflicht für Jeden ist, nach seiner Kraft und Stellung darauf hinzuwirken, daß der gesetzliche Schutz bald ihnen werde. Bis dies aber geschieht, wolle Jeder durch die ihm zu Gebote stehenden moralischen Mittel dahin wirken, daß die Achtung vor dem Thier als lebendigem Geschöpf immer allgemeiner verbreitet werde, daß jede Thierquälerei,

die „öffentliches Aergeruß verursacht, der Polizei zur Bestrafung überwiesen werde. Insbesondere wende ich mich nun, was die heranzubildende Jugend betrifft, an die Erzieher – Eltern und Lehrer. Grade an der Thierwelt kann das Herz des Kindes im Mitleid geübt und zum Mitleid erzogen werden, weil über die Thiere das Kind eine Art von Macht besitzt und die eigne Wahl hat, mild oder hart zu sein, während Menschen in der Regel sich von Kindern nicht mißhandeln lassen. Denen kann es freilich nicht klar werden, die von ihrer eingebildeten Geisteshöhe auf die ganze Frage – ohne etwas darüber zu denken oder zu lesen – mit vornehmem Lächeln herabschauen. Solche vornehme Richter zeigt uns die Geschichte leider nur zu viele von jeder und bei jeder für die Menschheit nützlichen neuen Idee; sie zeigt uns aber auch, wie die Wahrheit zuletzt noch immer siegend durchdrang.

Der Geist der Humanität wird endlich auch hier durchdringen z aber wir wollen seinen Sieg befördern und beschleunigen. Darum wollen Alle, die irgend einen Einfluß auf die Jugend, vom zarten Kindlein an bis zu den reiferen Jahren hinauf, ausüben können, die in irgend eine Berührung mit ihr kommen, ihre Bemühungen mit denen der Schule vereinigen, daß das Kind sich keine Handlung gegen das Thier erlaube, die den Charakter der Willkür, der Rohheit und Tyrannei trägt. Und das geschieht öfter als wir glauben. Der Satz: was du nicht willst, das dir geschieht, das thue auch einem Andern nicht, der bisher, wenn auch nicht sehr allgemein in der Praxis, doch theoretisch Anwendung auf

die Menschen gefunden hat, muß auch auf die Thierwelt angewandt werden. Das Kind muß von früh an gewöhnt werden, sich diesen Satz als Regel und Maßstab seines Verhaltens gegen die Thiere zu nehmen. Was ich nicht wünsche, daß ein Stärkerer gegen mich si erlaube, das will ich mir auch gegen kein Thier gestatten. Es versteht sich wohl ohne besondere Bemerkung, daß hier nicht die Dienste, welche die Thiere den Menschen leisten sollen und können, in Frage gestellt werden. Aber, um Mißverständnissen vorzubeugen, erkläre ich es noch ausdrücklich, obgleich ich dies schon oben bemerkt habe, daß auch das Thier seine Kräfte anstrengen müsse. Dasselbe soll nichts vor den Menschen voraus haben. Was wir für dasselbe fordern, ist lediglich eine den Menschen ehrende und dem Thiere als ein fühlendes Mitgeschöpf und Mitbewohner der Erde angemessene Behandlung. Es darf dem Kinde in der Behandlung kein Unterschied nützlicher Thiere und sogenannten Ungeziefers gestattet werden. An sich gibt es so wenig „Ungeziefer“ wie „Unkraut.“ Mitten im Weizenfelde wird die schönste Rose zum Unkraut. Das Kind soll die Fliege nicht verehren, aber es soll sie nicht quälen, etwa weil es bloß eine Fliege ist. „Tödtete sie, aber quäle sie nicht! Die Kinder sind nur gar zu geneigt, ihre Ueberlegenheit gegen Thiere geltend zu machen; darum muß dieser Trieb, der, nicht geleitet, sich auf eine furchtbare Weise entwickeln kann, stets wohl bewacht werden!

„Ein Knabe, welcher auch nur eine Fliege quält,
der ist ein Kater, dem zum Tiger '
nichts, als die Größe, fehlt.“

Wenn man die Jugend in ihren ersten Kraftäußerungen und Neigungen betrachtet, so scheint es, als sei der Mensch ein geborner Zerstörer und Tyrann. Ein Knabe wird wenig Thierlein begegnen, die er nicht fangen, an denen er nicht sein Herrscherrecht versuchen will. Die Kinder müssen gewöhnt werden, den Gefangenen sofort ihre Freiheit wieder zu geben, wenn nicht aus irgend einem Grunde ihr Tod beschlossen ist. Gegen das Aufsuchen und Ausnehmen der Vogelnester und Quälen der Vöglein wird zwar zuweilen gesprochen; allein dies wird, so lange man die Jugend nicht überhaupt zur Achtung gegen die Thierwelt erzieht, nicht von durchgreifendem Erfolge sein. Wie wäre dies auch möglich, da sie täglich sieht, daß die erwachsenen Vögel, die „lustigen Bürger in grüner Stadt,“ wie Tieck sie neunt, in ein enges Bauer für ihre Lebenszeit eingesperrt werden, um dem freien Menschen, dem Herrn (oder dem Tyrannen?) der Schöpfung, ihre Melodien vorzusingen, Man hat in neuerer Zeit zu verschiedenen Malen die Qualen des Inquisitionsverfahrens, die moralischen Torturen, die Behandlung in den Gefängnissen, mitunter auch die Art der Strafen angefochten, ist es denn aber je einem, auch dem tyrannischsten Polizeibeamten, Richter, Gefängnißwart etc. eingefallen, von dem Gefangenen zu verlangen, er solle in seiner Gefangenschaft noch heitere Lieber singen ? Und welches Geschrei würden wir erheben, wenn man eine Sängerin einschloesse und von ihr forderte. Denen, die sie gefangen hielten, ihre Lieder vorzusingen. Und doch wandelt eine Sängerin nur auf der Erde; sie fliegt nicht „im goldenen Strahl über Berg und Thal.“ Ist die Grausamkeit, die wir täglich

andauernd gegen Vögel verüben, geringer? Sie sieht nur so aus, weil wir daran gewöhnt sind. Doch ich höre einwenden: zwischen Mensch und Vogel ist ein Unterschied; der Mensch hat Vernunft und Bewußtsein, die dem Thiere fehlen.

Ich habe diese Redensart vernommen und ich frage Euch, die Ihr so redet erstens: woher wir ein Recht haben, ein Geschöpf zu quälen, das keinen Verstand und kein Bewußtsein hat? Wird das nicht ein menschlicher Tyrana in Beziehung auf den oder jenen seiner Mitmenschen ebenso gut aussprechen können? Wie viel hat denn mancher Mensch Verstand und Bewußtsein? Und würde es vom wahrhaft menschlichen Standpunkt aus eine Entschuldigung gewähren, irgend einen Menschen zu quälen, wenn man diese Handlungsweise dadurch rechtfertigen wollte, daß man sagte: „Es ist ein einfältiger Mensch ohne Verstand und Bewußtsein?“ Woher wißt ihr denn aber fürs Zweite, daß ein Thier kein Bewußtsein und keinen Verstand hat? Die Lerche, welche über uns schwebt, hat gewiß nicht unser menschliches, nicht unser kaufmännisches, landwirthschaftliches, pädagogisches, politisches Bewußtsein; aber hat sie nicht Lerchenverstan? „Das Thier hat auch Vernunft, – das wissen wir, die wir die Gemen jagen,“ sagt Schiller im Tell.

Wie vermag ein Mensch, der nur einiges Freiheitsgefühl besiegt, die Leder eines gefangenen Vogels zu hören? Redet mir nicht von Freiheitsbestrebung für den Menschen, die Ihr euch noch an den Melodien gefangener Vögel ergötzt. Seht das Lehen dieser Thierlein an! Es ist ein fortwährendes Rin-

gen nah Freiheit. Fast ununterbrochen fliegt es gegen das Eisengitter, wie der gefangene Mensch seinen Kerker zu sprengen sucht, aber vergeblich. Ihr seht es und bleibt kalt bei diesem Kampfe. Euere Kinder und unsere sehen es und gewöhnen sich daran, Aus diesem Stummerze werden die Melodien, – „Klagelieder Jeremiä“ aus der Vögelwelt – geboren; und Ihr freut Euch derselben. Mir wird unwohl in einem Zimmer, in welchem ich einen Vogel singen höre. Unsere Jugend muß so erzogen werden, daß sie es nicht über sich vermag, einen Vogel einzusperren. Das freie Zwitschern eines Sperlings, der ans Fenster geflogen kommt, muß ihr ein schöneres Lied sein, als die melodischen Elegien einer gefangenen Nachtigall, Vereinen wir uns ein freies, edles, auch in der Thierwelt den Geist der Schöpfung erkennendes und achtendes Geschlecht heranzubilden! Möge namentlich die Schule hierbei ihre Aufgabe im Dienste der Humanität lösen.

Vielleicht wird von Diesem oder Jenem meine Forderung für eine überspannte erklärt; das wird mich nicht irren. Ich bin zu lebhaft davon überzeugt, daß alle die Willkürlichkeiten und Quälereien, welche man sich gegen die Thiere erlaubt, sich an den Menschen in erhöhtem Maße wiederholen. Ich kann mir ferner den Abstand zwischen den Menschen und Thieren nicht so ungeheuer denken, daß alle Achtung und Gerechtigkeit der erstern gegen das letztere aufhören sollte. Möge nun die Jugend durch die Erziehung stets auf die große Verwandtschaft zwischen Beiden hingewiesen werden! Welche Seelengröße lehrt vom Elephanten die Geschichte! Wer hat vom Löwen nicht gehört, der dankbar sich

zu des Androklos Füßen schmiegte? Wer nicht von des Hundes Treue, der sorgsam seinen blinden Herrn führt und ihm zu Grabe folgt? – Sind das nicht Züge, welche auch den Menschen adeln!

Das Thier hat Gedächtniß für Freud und Leid, Erinnerung genoßner Freuden und erduldeter Beleidigungen lockt und verscheucht es; Belehrung nimmt es an; List und Ueberlegung leuchten seinen Wegen vor, – Wir sehen in den Thieren die menschlichen Eigenschaften, Fehler und Tugend. Im Affen entdecken wir der Menschheit erste Spur, selbst in seinen Lastern, Neugierde, Schlauheit, Rate, Spott und Neckereien scheint er, würdig eines Bösewichts, zu üben; doch auch er alhmt Sittsamkeit und menschliches Betragen nach und streitet mit den Hottentotten um den Rang. Verschmitzt ersieht der Rabe deinen Feind; der kluge Hirsch, der ränkevolle Fuchs wissen glücklich ihn zu täuschen, Worte lernte der Kakadu und Küsse; der Falke kennt die Jagd, das Pferd den Krieg. Es leitet und bewacht der Hund, unbestechlich, die ihm anvertraute Heerde. Auf die Winke seines Herrn abgerichtet, mit Einsicht und mit Urtheil geht der Elephant zur Arbeit. Der Biber fällt geschickt die Bäume; mit Ueberlegung und mit Kunstsinn legt er seine Kolonien an und in der Gemeinschaft gewinnt sein Eifer, seine Kunst.

Die zartesten Gefühle, wir finden sie in der Thier-, wie in der Menschenwelt. „Liebe,“ sagt Meyer, füllt die Brust der Nachtigall mit melodischem Gesang. Liebe weckt aus seinen Grabe das Insect mit dem ersten Frühlingsstrahle, Liebe würzt der Schmetterlinge kurze Lebensstunden, Liebe harret im Johannismwürmchen, auf den geflügelten Gespielen.

Liebe leuchtet ihnen Sie hat der Taube den Vertrauten, unermüdlich girrend, zugesellt. Sie lehrt auch die wildesten der Bestien sich gesellig nähren. Der Zeisig duckt sich nieder auf die Brut und spreitet sorgsam über sie den Federteppich aus. Die Mewe flattert ängstlich um ihr Lager, das ein Feind erspäht. Ueber ihrem Neste sträubt die Henne sich, wenn sie der Hand nicht traut, die ihr das Futter reiht. Der treue Hund schleicht winselnd hinter seinem Herrn einher, der ihm das Junge raubt; doch den Unbekannten weist er trotzig weg. An Mutterliebe ist auch des Tigers Brust nicht leer.

Wer gibt dem Thiere Sorgfalt für die Kinder, die es noch nicht sah? Wer heißt den Vogel ihnen eine Stätte vorbereiten und mit seinem Kleide betten? Empfindung ist es wieder, die mit Sorgfalt ihn zur Arbeit lenkt. An des Gebäudes glatte Wände weiß die Schwalbe künstlich ihre Wohnung aufzumauern, die Eider hängt sie über hoch geschwungene Brandung, der kühne Adler auf die schroffe Klippe. Mit Sorgen nur trennt sich der Fisch von seiner Brut, worin, unangetastet, und im Dunkel noch, das Leben glimmt. Es sorgt der Schmetterling, ihm selber unbewußt, fürs künftige Geschlecht. Der Rabe ätzt seine Kleinen und prüfet ihre Schwingen. Die Biene pflegt und füttert ihre Larven groß.

Mit denselben Banden wird das Kind an seine Eltern festgehalten, Seine Mutter kennt das neugeborne Lamm und folgt willig ihr zur Weide; das Hühnchen flüchtet unter Mutterflügel, wenn über ihm der Habicht schwankt.

Und diese Geschöpfe, in denen die Gottheit auch ihre Größe und Herrlichkeit offenbart hat, sollen zum Spielzeug menschlicher Willkür bestimmt sein? Nimmermehr. Stolz

nennt der Mensch si den Statthalter Gottes auf der Erde; aber
welch ein Statthalter, der die Werke seines Herrn zu Grunde
richtet! Ich erkenne, wie hoch der Mensch über dem Thiere
steht. Er hat das Recht, Alles sich unterthänig zu machen,
und er hat es nach Maßgabe seines Bildungsstandpunktes
gethan. Aber man denke ich ihn, wie er in den Meerestiefen
forscht und des Himmels Leeren mißt; wie er die ausge-
brannten Steppen Afrikas durchschreitet und über das Eis
der Pole wandelt; wie er den Lichtstrahl spaltet, dem Blitze
den Weg zeichnet und in den fernsten Räumen neue Ge-
sterne sucht; wie sich durch seine Kunst Dome wölben und,
von seiner Hand geleitet, Dampfboote über die Oceane glei-
ten; man denke sich denselben Menschen, wie er ein kraft-
loses Pferd mißhandelt oder ein Kalb mit einem Hunde zur
Schlachtbank hetzen läßt. Wo bleibt des Menschen Majes-
tät?

Ich weiß es, baß seines Geistes Kraft das Thier nicht wi-
derstehen kann. Was ist des Adlers Flug, was des Löwen
Kraft gegen Menschenmassen? Der Adler fällt getroffen aus
den Wolken nieder, der Löwe erstarrt in seiner Wuth, wie er
den Menschen schaut; müdgejagt ergibt sich ihm der Strauß.
Die scheue Gemse ist durch keine Klippe, keinen Abgrund
sicher. Auf des Gotthards Gipfel, in des Aarhorns furchbar
stillen Gletscherthälern erzielt sie sein Feuerrohr. – Er un-
terhöhlt des Elephanten Schritte. Des Tigers Brüllen mag die
Heerde sehrecken, ihr Hirte tritt ihm kühn entgegen. Der
waffenlose Mensch, er höhnt der Gift geschwollenen
Schlange, Kühn springt er in die Fluten gegen den gewand-

ten Hai zu kämpfen. Aus finstern Grund zieht er den Rochen an das Land, in seinem Netz verwickelt der Polyp die Arme. Von der Harpun getroffen, stürzt der Wallfisch in des Meeres Tiefen nieder. Vom Kinde wird der Elephant gelenkt; er legt sich selber seine Lasten auf, geht folgsam in die Schlacht. Es knieet vor seinem Herrn das Kameel und trägt ihn durch die Wüsten. Stolz auf seinen Reiter ist das Pferd und willig schmiegt der Ochse seinen Namen in das Joch. Aber wo bleibt des Menschen Größe und Herrlichkeit, wenn zum Tyrannen seiner Mitgeschöpfe er wird, ein Büttel und ein Henkersknecht.

Das Thier ist Thier auch ohne uns; der Mensch jedoch, er ist zum Menschen erst geworden durch das Thier. Man nehme es uns, wir werden wieder Thiere. Wer ein menschliches Herz in seiner Brust trägt; wer ein wahres Gefühl seiner Menschenwürde besitzt: der helfe dazu mitwirken, daß das Thier, wie hoch oder tief es auch stehe, ob es uns nützlich oder schädlich sei, menschlich behandelt werde.³ Die tiefste Verachtung treffe Den, der sie so weit vergißt, eines dieser seiner Mitgeschöpfe zu quälen! Ist's nothwendig, so

³ Dies strebt auch ein „zu Dresden bestehender Verein zum Schutze der Thiere“ an, der seit 1843 unter dem Titel „der Menschenfreund,“ rebigirt von J. C. Schneemann, eine durch alle Postämter Deutschlands zu beziehende Zeitschrift herausgibt, von der, für den Jahrespreis von 15 Rgr. alle 14 Tage eine Nr. erscheint, und welche die Aufgabe hat, „die Interessen der Menschen und seiner Mitgeschöpfe zu fördern, die dazu mitwirken will, daß der Mensch menschlicher werde gegen seines Gleichen und seine Mitgeschöpfe.“

sterbe es, aber ohne Qual. Es diene mit seiner Kraft dem Menschen, habe und finde an ihm aber keinen Tyrannen.

Der Schule und der ganzen Erziehung eröffnet sich hier ein großes und schönes Feld edler Wirksamkeit. In vielleicht nicht zu großer Ferne nimmt sich, wenn die öffentliche Meinung sich dafür ausspricht, auch die Gesetzgebung der vielfach gequälten Mitgeschöpfe an. Ein Gesetz zum Schutz der Thiere würde nicht nur eine große Wohlthat für diese, sondern auch ein bedeutendes Mittel zur Heranbildung einer gehobneren Menschengeneration sein.⁴

⁴ Die Vereine gegen Thierquälerei wirken darauf hin. Der Einfluß des Münchener Haupt-Vereins wird immer sichtbarer; alle Schullehrerseminare unterstützen ihn. In Altenburg ist durch den Geh. Justiz-Rath v. Planitz ebenfalls ein solcher Verein gegründet worden. In Hohenzollern-Sigmaringen, wo auch einer besteht, ist eine fürstliche Verordnung unter dem 29. Juli (1846) erschienen, welche polizeiliche Strafen gegen alle Mißhandlungen der Thiere anordnet, die Pfarrämter und Lehrer anweist, die Schuljugend über das abscheuliche der Thierquälerei gehörig und nachdrücklich zu unterrichten und speciell für übermäßiges Aufladen bei Fracht und andern Fuhrwerken und Mißhandlungen der Zugthiere hiebei Strafen von 1 ½ Fl. bis 10 Fl., im Falle einer schweren Verwundung oder des Todes in Folge der Verletzung Gefängnißstrafe festsetzt, vor Allem aber die Fesselung der Kälber und Schweine auf dem Transporte und das Treiben mit Hunden ohne Maulkörbe und übermäßiges Schlagen der ermatteten Thiere abstellt, jede schmerzhaft Krümmung der Glieder und die sonstigen gewöhnlichen Mißhandlungen auf dem Transporte, bei Strafe von 1 ½ Fl. bis W Fl., verbietet. Eine andere fürstliche Verordnung vom 19. Juli 1844 gebietet, daß die wichtigeren und gefährlicheren Operationen an Thieren,

deren viele namentlich aufgezählt sind, nur durch befugte Thier-
ärzte geschehen dürfen, bei Strafe von 1 – 15 Fl. (Menschenfreund
1846 No. 25 f.)

Schlesische Provinzialblätter
1847, Band 126, S. 511

Ueber Schüler- und Kinderfeste.

Von
K. F. W. Wander.

Der „Scwäbische Merkur“ brachte vor einiger Zeit einen Artikel, worin er sagt: „In vielen Städten und Dörfern unseres Vaterlandes werden von Zeit zu Zeit jährlich oder nash einem Zeitraume von 2, 3 bis 4 Jahren Schülerfeste gefeiert.“ Der Verfasser desselben ist der Meinung, es sollten „Überall,“ wo es nur „möglich“ ist, solche Feste gefeiert werden, weil sie, in rechter Weise veranstaltet und geleitet, gewiß von großem und mannigfachem Nutzen sind. Auch in Schlesien sind an einigen Orten schon seit längerer (Guhrau), in andern (Hirschberg, Freiburg, Berbisdorf, Altschönau u. a.) erst in neuerer Zeit dergleichen Feste veranstaltet und gefeiert worden. Als neues Moment, das in die Erziehung unserer Jugend hinzukommt, verdienen dieselben auch die öffentliche Aufmerksamkeit. Die Schles. Prov.-Bl. haben es sich seit ihrem Bestehen zur Aufgabe gemacht, jede das Leben der Provinz berührende Erscheinung von einiger Bedeutung zu beachten; und darum erlaub‘ ich mir grade in diesem Organ einige Worte über diese Feste zu sagen; hier und in keiner Schulzeitung, weil eben diese Blätter von allen Klassen der Bevölkerung gelesen werden, an den

in Rede stehenden Festen aber das ganze Publikum und nicht bloß der Lehrerstand betheilig ist.

Haben wir uns über dieselben zu freuen, oder haben wir Grund, ihr Hervortreten zu beklagen? Suchen wir den Gesichtspunkt, von dem aus wir sie lediglich zu beurtheilen haben. Sie sind eine pädagogische Erscheinung und müssen also auch einen pädagogischen Zweck haben. Der, welcher ihnen vielleicht grade die meiste Theilnahme bei der Menge verschafft, ist es sicherlich nicht. Wir leben in einer Zeit der Feste. Selten wird man eine Veranlassung vorbeigehen lassen, ohne sie, falls sie nur irgendwie dazu sich eignet, zu einem Festzweck zu benutzen. In den meisten Fällen ist aber der Hauptgrund dazu kein anderer als der, einen Genuß, irgend ein Vergnügen, eine Zerstreung zu haben, wobei die eigentlichen ernstern Lebensaufgaben in den Hintergrund gedrängt werden. Schon lange vorher wird über den Gedanken an das Fest und über den Vorbereitungen dazu alles Andere vergessen und nach demselben will das prosanische Leben nicht schmecken; oder man wird durch mancherlei Nachwehen verstimmt.

Es liegt auf offener Hand, daß Feste dieser Art nicht geeignet sind, die Volkskraft zu beleben und zu heben. Wie könnte man wünschen, daß in unsere Jugendbildung, der es ohnehin an Hemmungen und Zerstreungen nicht gebricht, ein Moment gebracht wurde, das die nur in einer heiligen Stille gedeihende Entwicklung des jugendlichen Gemüthes und Geistes durch ein geräuschvolles Treiben stören müßte. Schülerfeste also, die nicht eine höhere Aufgabe, als die rein

äußerliche haben, die Kinder geputzt, unter Musik und Gesang hinaus ins Freie zu führen, sich einmal austummeln zu lassen, ihnen etwas Gutes zu essen zu geben und ihnen mit Einem Worte einmal einen guten Tag zu machen, kann ich, von meinem Standpunkte aus, nicht willkommen heißen.¹

Unsere Jugendbildung ist bei Weitem nicht, wie sie sein soll. Dies ist leichter gesagt, als gebessert. Ihre Reform ist von der Volkserziehung im Großen abhängig. Wenn nun auch das höhere Ziel unserer Jugendbildung nicht sofort zu erreichen ist, so muß man es doch im Auge behalten und kein Mittel unbeachtet lassen, durch dessen Anwendung man sich demselben nähern kann. Eine solche Kraft trau' ich

¹ So eben, als ich diese Worte geschrieben habe, kommt mir die Nr. 23 des „Deutschen Zuschauers“ von G. v. Struve (Mannheim bei Hoff 1847) zu, worin sich ein lesenswerther Artikel über „Jugendfeste“ findet. Der Verf. desselben empfiehlt dieselben sehr warm, nämlich Feste, von denen kein Knabe ausgeschlossen ist, er gehöre einer Schule, einer Confession an, welche es sei, die auch dem Aermern zugänglich sind, da der Beitrag dazu nur höchst gering ist; Feste, die für die Jugend einen Sinn haben, da ihr in Turnspielen der mannigfachsten Art Gelegenheit gegeben wird zu naturgemäßem Ausdruck ihres Dranges nach lebensfrischer That, eines Dranges, den viele Erzieher so wenig zu begreifen und zu kennen scheinen, daß sie ihn vielmehr durch reichliche Abfütterung mit Speise und Trank geflissentlich niederzuhalten bemüht sind. Sie scheinen wenigstens in dieser Beziehung wahrlich nicht bei Pestalozzi, sondern bei Metternich in die Schule gegangen zu sein. Sollten wirklich die Erzieher der Jugend so einseitig halb und so blind sein, um nicht zu sehen, daß sie mit solchen Mitteln einem Systeme den kräftigsten Vorschub leisten, welches darauf ausgeht, jede höhere Richtung des Volksgeistes in dem Pfuhe der Genußsucht zu ersticken?

den Schüler- und Kinderfesten zu, wenn sie auf gutem pädagogischem Grunde ruhen, wenn sie eine höhere Tendenz haben, als eine vorübergehende Zerstreung | zu gewähren. Von Seite der Aeltern und der Kinder wächst durch sie die Liebe zur Schule und zum Schulleben; die Kinder erlangen durch die dabei vorkommenden Spiele, geistigen Thätigkeiten, Leibesübungen u. s. f. geistige und körperliche Gewandtheit; sie werden dem Stumpfsinne und mannigfacher Rohheit entrissen und für edlere und höhere Freuden empfänglich gemacht. Wissen die Ordner und Leiter dieser Feste die Sache recht anzugehen, so bringen sie es leicht dahin, daß der Tag des Schülerfestes ein Festtag für die ganze Gemeinde wird, daß Alt und Jung sich daran ergötzt und daß die Erinnerung an die genossenen unschuldigen Freuden lange in den Seelen der Theilnehmenden zurückbleibt und später manches Herbe des Lebens versüßt. Ohnehin ist das Leben der meisten Menschen so farb- und freudenlos; sollte man nicht darauf denken, daß das Volk, und zwar grade durch Schülerfeste, mehr erfreut und freudig erhoben werde?

Als Hauptgründe für die Feier der Schülerfeste werden aufgeführt: a) die geistige und körperliche Erziehung der Kinder selbst. Es fragt sich, können die Feste dafür etwas leisten? Und wir müssen antworten: wenn sie wohl. eingerichtet und geleitet werden – und übel eingerichtete, schlecht geleitete unterbleiben am besten ganz – unstreitig gar viel. Es würde traurig um die Menschen aussehen, wenn unsere Erziehung bloß im Lehrzimmer besorgt würde. „Das Leben bildet den Mann und wenig bedeuten die Worte,“ sagt der

vom Leben gebildete Göthe. Wenn nun schon Spaziergänge, die der Lehrer mit seinen Schülern anstellt, ihm eine tiefere und genauere Einsicht in die Kräfte derselben überhaupt, eine gründlichere Kenntniß von den Fähigkeiten und der ganzen sittlichen Verfassung gewährt, als es monate- und jahrelanger unterrichtlicher Verkehr im Lehrzimmer vermag, so muß ein Fest, das bei Weitem mehr Saiten der Kindesseele anschlägt, eine weit umfassendere Kenntniß von deren Neigungen und ihrem ganzen Denken und Fühlen geben. Es wird so manche Seite ah Außen kehren, die sonst dem Erzieher stets verborgen bliebe.

Aber auch abgesehen davon, daß ein solches Fest dem Lehrer Gelegenheit verschafft, manche seiner Schüler: richtiger kennen zu lernen, gibt das Fest diesen vielfache Gelegenheit, ihre geistige und sittliche Bildung, wie körperliche Gewandtheit an den Tag zu legen; manche Kraft, die monatelang sich stumpf verhielt, hält einen Anstoß und wacht auf, ein neues Leben beginnt. Der Matte wird lebendig, der Schläfrige munter, der Unbehilfliche gewandter. Die Kräfte reiben sich gegenseitig, nicht bloß die körperlichen, auch die des Geistes; die Quelle des Witzes wird aufgethan und die Funken sprühen in überraschender Weise. Rauheiten und Unebenheiten finden ihren Schleifstein und manche Ungehörigkeit wird durch eine öffentliche Lektion für immer zurückgedrängt. Die Schülerfeste können eine Schule der körperlichen und geistigen Bildung sein, an und für sich schon durch die gegenseitige freie Bewegung, die sie bieten, dann aber besonders dadurch, daß sie militairische Uebungen und andere Spiele damit verbinden, geistige, in dem sie ebenfalls

einschlagende Spiele anordnen, ganz besonders aber, wenn Deklamationen und kleine Vorträge damit verbunden werden.

Diese Feste tragen wesentlich dazu bei, die Schule mit dem Leben zu verbinden. Unsere Schulprüfungen, wenn auch noch so sehr dazu eingeladen wird, vermögen es nicht, und doch ist es ein wesentliches Erforderniß zum Gedeihen der Schule, daß das Interesse des Hauses für dieselbe belebt werde. Das wird aber dadurch sicher nicht geschehen, daß die Schule das Haus zu sich einladet, – es kommt nicht –, sondern dadurch, daß sie hinaustritt ins freie frische Leben. Die Lehrer mögen es nur versuchen, heut für einen Schulbuchzweck von den Schülern Etwas zu fordern, und sehen, wie viele derselben sofort bringen werden, wohl alle noch einmal so viel für einen Spaziergang oder ein Schulfest, dann werden sie inne werden, wofür die meiste Theilnahme da ist.

Ich bin lebhaft davon überzeugt, daß das Verhältniß der Lehrer zu den Aeltern der Kinder bald ein weit anderes und günstigeres, daß die Gemeinden bald zu größern Opfern für Schulzwecke gestimmt werden dürften, wenn Schülerfeste in angemessener Weise eingerichtet würden. An einem solchen Feste thun die Aeltern einen Blick in die Anforderungen, die an eine Lehrerkraft gemacht werden; sie bekommen eine Anschauung von dem, was der Lehrer den Schülern sein soll; sie lernen die Bestrebungen der Schule kennen und würdigen; Aeltern und Lehrer, die oft fern genug stehen, nähern sich. Der Lehrer führt die Kinder, die ihm die Aeltern

zugeführt haben, zurück, und sie gehören beiden gemeinschaftlich.

Ich habe in der Einleitung mich dahin ausgesprochen, daß das Fest durchaus nicht in den Dienst der Eitelkeit und Sinnenlust treten dürfe. Man würde mich gänzlich mißverstehen, wenn man diese Worte dahin deuten wollte, es solle der Tag nur einem freudenlosen, der Kindesnatur widerstrebendem Ernste gewidmet sein. Ich bin vielmehr ganz der Ansicht, das Leben ist ohnehin so ernst und farblos, daß ein heiterer Tag Aeltern wie Lehrern und Schülern nicht nur zu gönnen, sondern auch zu wünschen ist. Auch die Freude ist Lugend, aber sie muß eine edle sein. Nur gegen ein tendenzloses Hinaustreiben der Jugend, die sie zerstreut und ihr nichts als äußere Genüsse heut, hab' ich mich ausgesprochen; stets werde ich ein Gegner solcher Feste sein, die am Ende weiter nichts sind, als eine Duodezausgabe unserer bis unter die Zwecklosigkeit Herabgesunkenen und einer Radikalreform bedürftigen Schützenfeste. Gute Schülerfeste müssen auch Feste der Freude sein, der Freude für Schüler, Aeltern, Lehrer und für alle, die an dem Gedeihen der Jugend Theil nehmen.

Die Schülerfeste müssen endlich von einer volksthümlichen (nationalen) Idee getragen, die Liebe zu Volk und Vaterland muß in der Jugend angeregt, sie muß sich bewußt werden, daß sie Glieder eines Volkes sind. Es wäre für diesen Zweck gewiß sehr gut, wenn sich mehrere Schulen ohne

Unterschied des Bekenntnisses² zu einem gemeinschaftlichen Feste vereinigten, z. B. mit den Stadtschulen die der nächst umliegenden Dorfschaften. Nicht selten betreten sich Dorf- und Stadtjugend als zwei verschiedene Menschengeschlechter. Muß es nicht wünschenswerth erscheinen, daß hier eine Ausgleichung stattfindet? Wo aber könnte dies besser als bei einem derartigen Feste geschehen? Wie schön,

² Es findet in dieser Beziehung zwischen Hirschberg und Frankfurt a. M. eine interessante Parallele statt. Bei uns hatten sich einige kathol. Schüler angeschlossen. Der hiesige Caplan griff darauf das Fest auf die plumpste Weise an. In Frankfurt war dasselbe vorgekommen; der dasige Caplan begnügte sich aber nicht damit, sondern die betreffenden Knaben wurden, wie der Deutsche Zuschauer a. a. O. berichtet, als sie nach abgehaltenem Feste Tags darauf zur Schulte kamen, ungeachtet mitgebrachter älterer, schriftlicher Entschuldigung, im Auftrage und in Gegenwart desselben über einen Stuhl gelegt und durch den Schuldiener mit einem Seilchen, woran ein dichter Knoten, sechs Mal dermalen auf den Hinteren gehauen, daß sie vor Schmerzen laut aufschriean und auf einige Tage blaue Mäler davon trugen.

Nicht genug damit, erhielten sie auch noch Schul-Arrest. Der Berichterstatter hat nichts hinzuzufügen, als daß dieser Vorfall ganz so, wie eben erzählt, wirklich stattgefunden hat und durch dabei beteiligte Aeltern beglaubigt werden kann. Was aber eine empörende Zugabe bildet, ist der Umstand, daß sich die erwähnte barbarische Züchtigung oder vielmehr Mißhandlung nur auf die Schüler der Volksschule erstreckt hat, die bei der Mittellosigkeit ihrer Aeltern größtentheils den freien Schulunterricht genießen. Daß in der höheren Schule wegen des Jugendfestes ein ähnliches Strafgericht stattgefunden hätte, davon hat man bis jetzt nichts vernommen. Es hätte dies aber auch bei der unabhängigeren Stellung der Aeltern leicht gefährlich werden können.

wenn von allen Seiten der Stadt zu die Dorfjugend nah dem gemeinschaftlichen Festplatze unter Absingung angemessener, heiterer oder patriotischer Lieder zöge, wenn dort bald ein Wettsingen, bald Wettspringen, bald ein Wettsprechen und Deklamiren stattfände. In einer Zeit, wie die unsere ist, mag auch der freie Vortrag geübt werden. Allein die Sache wird viel Hindernisse finden, denn der Herr von „Es geht nicht, hat auch in unserm Land, trot aller Dismembrationen, noch gar viel Besitzungen. Wenn es nicht geschieht, so tragen die Lehrer zwar nicht alle, aber einen großen Theil der Schuld.³ Viele derselben sind nicht eher Volksschullehrer, als bis sie eine Einkommensverbesserung beanfragen, aber in allen andern Fällen bloße Schullehrer, d. h. Lehrer in der Schulstube. Nun werden aber wahrlich die Lehrer selbst bei allem Fleiße in der Schulstube allein dem Volke nicht viel aberobern. In den „Schwarzwaldler Dorfgeschichten“ von

³ Seit 1845 werden auch in Frankfurt a. M. „Jugendfeste“ gefeiert; aber es klagt der „deutsche Zuschauer a. a. O.: „Es sind grade die Lehrer, welche sich an den Jugendfesten bis jetzt noch am wenigsten betheilig haben. Möchten sie doch recht bald hier und überall erkennen, daß auf der Art ihrer Wirksamkeit die Wiedergeburt unseres Volkes beruht, und daß es ailt, den naturgemäßen Drang nach Thaten, bei der Jugend also zunächst nach entsprechenden turnerischen Spielen, die weite Pforte zu öffnen, womit von selbst der im Versteck lauernnden sinnlichen Ausschweifung ein Riegel vorgeschoben ist. Dann wird es heißen: „Jung gewohnt, alt gethan,“ und es wird bald „ein anderes, gesünderes Blut in unserem deutlichen Volkskörper, der jetzt fast nur einen Krüppel und Hypochonder mit der Schlafmühe vorstellt, strömen und der Krüppel wird zu einem Siegfried werden, der Zopf zum Schwert, der Schlafrock zum Panzer, die Schlafmütze zur Krone des Ruhms.“

Auerbach ist die neunte Erzählung, überschrieben: der Lauterbacher, eine Lehrergeschichte, welche diese Lehrer lesen möchten. Was Auerbach dadurch sagen will? Mit Diesterweg's Worten dies: „Ihr Lehrer, tretet doch endlich heraus aus Euern vier Wänden und schauet Euch einmal um im frischen Volksleben und wagt Euch in dasselbe hinein. Ihr könnet Euch Erwecker des Volksgeistes werden! Das ist Euch fürwahr heilsam und stempelt Euch zu dem, was Ihr so gerne sein wollet, zu ächten Volkslehrern (Rh. Bl. 35. Bd. S. 219).“

Woran mag es liegen, daß „Kinderfeste, die einen so vielseitigen Segen haben, nicht allgemein gefeiert werden? „Unsers Erachtens,“ sagt der „Schwäb. Merkur,“ „tragen die Sparsamkeit oder die Armuth vieler Gemeinden, die Furcht der Schulvorstände und Lehrer, man möchte ihnen für ihre diesfallsigen Bemühungen mit Undank lohnen, und endlich das geringe Geschick vieler Geistlichen, Lehrer e. zur nöthigen Anordnung und Leitung die Schuld. Die Kosten können wohl bedeutend sein, aber sie müssen es nicht sein. Es ist sogar nicht zu wünschen, wenn sie es sind, weil ein solches Fest sich von der Einfachheit entfernen würde, die eine seiner wesentlichsten Eigenschaften ist, falls es den obigen Anforderungen genügen soll. Kindern kann man mit Wenigem eine große Freude machen. Oft leisten, wenn man einen gehörigen Antrag macht, die Ortskassen einen hinreichenden Beitrag, wie dies Freiburg bewiesen; in vielen Gemeinden ist es möglich, durch eine Collekte das Nöthigste zusammenbringen (wie in Hirschberg); manchmal bestreiten die Aeltern gern den für ihre Kinder zu machenden Aufwand.

Es müssen sehr arme oder für das Schöne und Gute gar nicht eingenommene Gemeinden sein, in welchen sich die Kosten nicht aufbringen lassen. Was den Undank betrifft, so muß der Volkslehrer über dergleichen Rücksichten sich befinden. Er soll das junge Geschlecht für das nächste, nicht für das vergangene Jahrhundert erziehen und muß sich also selbst auf der Höhe des Jahrhunderts befinden; mag er sehen, wie er nach Aufhebung der Seminare hinaufkommt. Aber er soll seine Pflicht thun, wenn au Undank sein Lohn wäre. Außer dieser Münze kursiert gewiß in jeder Gemeinde auch noch eine andere. Damit man in Hirschberg nicht denkt, ich habe über die hier stattgefundenen Schülerfeste speciell geschrieben, so schließe ich in meinem Aufsätze mit den Worten des Schwäb, Merkurs, der in dem schon angeführten Artikel sagt: „Es ist natürlich nicht jedem Geistlichen, Lehrer. u. s. w. gegeben, ein solches Fest anzuordnen, die nöthigen Unterhaltungen sinnreich auszudenken, aber deswegen sind Schülerfeste nirgends unmöglich. Was der Eine nicht weiß, das weiß ein Anderer, und an Schriften, die zu Spielen u. dgl. Anleitung geben, fehlt es nicht, Die beste Zeit zur Abhaltung von Schülerfesten ist das Frühjahr,⁴ wo die Natur wieder neu erwacht ist und ein schönes Kleid angezogen hat, wo sich Aeltern und Kinder der freien Luft unter schat-

⁴ Dagegen möchten sich Zweifel erheben lassen, wenn es auch die schönste Zeit ist. An vielen Orten Schlesiens wäre z. B. im Frühling kein geeigneter Patz aufzufinden und das Fest kann aus dieser Rücksicht allein nur im Herbst nach der Heu- und Getreideärnte fallen.

tigen Bäumen, am Saume eines Waldes oder an einem sonstigen geeigneten Platze so gern erfreuen. Aus diesem Grunde nennt man diese Feste gewöhnlich Maienfeste. Wie und auf welche Art solche Feste gefeiert werden sollen, richtet sich nach den verschiedenen Verhältnissen. Zu einer Zeit ist dieses, zu einer andern etwas Anderes mehr am Platze; in der einen Gemeinde ist etwas möglich, was sich in der andern nicht ausführen läßt. Es kommt neben dem Vieles auf die Individualität derjenigen an, welche die Schülerfeste zu leiten haben. Wir geben deßhalb bloß einzelne Andeutungen. Die Geistlichen, Lehrer, die Ortsvorsteher und einige zur Leitung sonst noch geschickte Kinderfreunde mögen die Abhaltung eines Schülerfestes beschließen, was vorkommen soll bestimmen, und ein anbrechender schöner Tag möge zur Ausführung bestimmt werden. Die muntere Schulpjugend wird sich schnell sammeln. Ein Festzug ins Freie, wo möglich mit Musik, Anrede oder Vortrag eines Gedichtes, Gesang, Spiele, einfache Erquickung der Schüler werden die Stunden des Festes passend ausfüllen, die der Jugend nur zu schnell vergehen werden, und das Zeichen zur Heimkehr wird nur zu früh erschallen.”

Privaterziehung oder Waisenhäuser.

Von
K. F. W. Wander.

Eben hatte ich über vorstehende Frage meine Ansichten für die schles. Prov.-Bl. niedergeschrieben und zur Absendung bereit gelegt, als ich in ihnen (Novbr. – Heft 1847 S. 396 ff.) eine Besprechung desselben Gegenstandes unter dem Titel: „Ueber Waisenhäuser und die Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung“ von Dr. Gr. fand.¹ Da die Abhandlung eine in der Hauptsache der meinigen entgegengesetzte Ansicht aufstellt, so verschob ich die Absendung meines Aufsatzes, um ihn noch einmal zu überarbeiten und auf den des Dr. Gr. bald mit Bezug zu nehmen.

Durch die zunehmende Armuth auf der einen und die nicht minder wachsende Sittenlosigkeit auf der andern Seite, werden jetzt alle Anstalten, welche die Bestimmung haben, Hilflose aufzunehmen, überfüllt. Die Frage liegt nahe, was

¹ Der Gegenstand ist übrigens, wie ich eben finde, bereits im 113. Bde. S. 361 (April 1841) angeregt, aber nicht besprochen worden. Es wird dort mitgetheilt, daß man das Waisenhaus |zu Naumburg a. d. S. aufgehoben und, was im Waimarschen schon seit 40 Jahren geschehen solle, die Kinder zur Erziehung in Familien auf dem Lande gegeben habe. Auf die diesen Gegenstand betreffende Literatur hab' ich hier, um mich in der freien eigenen Auffassung nicht zu beschränken, nicht weiter Rücksicht genommen.

geschehen müsse, wenn nun die Unkerstützungsmittel nicht in demselben Verhältniß wachsen, um wenigstens mit den vorhandenen Mitteln das äußerst Mögliche zu erreichen. Ich will indeß hier nicht von den Instituten reden, welche Erwachsene aufnehmen, sondern mich lediglich auf diejenigen beschränken, welche die Erziehung der Jugend zur Aufgabe haben. Aber auch hier soll nur von solchen Kindern die Rede sein, die nicht mehr der ersten mütterlichen oder diese ersetzenden weiblichen Pflege bedürfen, also schon einige Jahre alt sind, obgleich man auch aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands darüber klagt, daß die Zahl der unehelichen Kinder, welche den Gemeinden zur Last fallen, in einem alle vorhandenen Mittel überschreitenden Maße im Zunehmen ist.²

² So sagt her „Schwäb. Merkur“ in der No. vom 13. August 1847: „Die Härte und Gleichgültigkeit, welche, mit der ganzen Klasse der Verwahrloseten, gefallene Mädchen und deren Kinder häufig zu fühlen hatten, verwandelte sich neuerdings da und dort in eine Liberalität und weichlich nachsichtige Fürsorglichkeit, bei welcher das sittliche Interesse nicht minder gefährdet ist, als das der öffentlichen Kassen. Klagen darüber, daß die schlechten Weibsleute jetzt so viel kosten, kann man fast in jeder Gemeinde hören; und diese Weibsleute fordern nicht selten die Unterstützung, deren sie in ihrem durch Leichtsinns herbeigeführten Zustande bedürfe, von der Gemeinde als ein Recht: ja sie drohen, „weiter zu gehen,“ wenn man unwillig über ihre Zuchtlosigkeit Schwierigkeiten macht. Nicht einmal das zu einem Wochenbette durchaus Nothwendige haben sie oft erspart, so daß sie nun auf Gemeindegeldern mit Allem versehen werden müssen. Gehen sie nachher wieder in Dienste, so überlassen sie, weil sie ihren Lohn mit Luxus Augen, durchbringen,

Bei der Ueberhandnahme der Zahl solcher Kinder, deren Erziehung die öffentliche Fürsorge in Anspruch nimmt, sollte ernstlich darauf gedacht werden, wie der Zweck mit geringen Mitteln sich vollständiger erreichen lasse. Die Vorsteher der Armen- und Waisenhäuser werden von allen Seiten mit Bitten um Aufnahme ältern- oder mittelloser Kinder in die bestehenden Anstalten fast bestürmt, und dennoch kann nur ein kleiner Theil der Bittenden berücksichtigt werden, weil die Mittel nicht ausreichen. Die Zinsen zur Unterhaltung auch nur Eines Kindes in einer Anstalt sehen ein Capital von mindestens 1000 rthl. voraus, denn nach vorliegenden Erfahrungen kostet die Unterhaltung eines Kindes in einer städtischen Anstalt gegen 50 rthl. Dies ist ungefähr so viel, als auf dem Lande nicht wenig Familien zur gesamten Jahreseinnahme haben und wovon sie für 4 – 6 Personen Alles bestreiten müssen, Freilich ist das Leben in solchen Familien kein köstliches, aber ich will zunächst auch nur sagen, daß man lebt. Ich würde nah dem, was in den letzten Jahren über die Einnahmen der Spinner und Weber und anderer ihnen in Betreff des Erwerbes Gleichgestellter geschrieben worden ist, etwas völlig Ueberflüssiges thun, wollte ich zeigen, wie gering der Tageserwerb von unzähligen Landfamilien ist. Dies darf als bekannt vorausgesetzt werden. Da wir indeß gesunde und kräftige Leute erziehen wollen, so dürfen die Kinder nicht in Häuser gebracht werden, in denen sie in ihrer Entwicklung durch schlechte Kost,

unter dem Vorgeben gänzlicher Mittellosigkeit der Gemeinde völlig die Verpflegung des Kindes.“ So in Württemberg. Man vergleicht damit die Zustände Schlesiens! Wie steht es hier?

wie durch Kummer und Sorge physisch und geistig niedergehalten oder niedergedrückt werden. Einer Familie, in der ein Glied jährlich alle seine Bedürfnisse mit 9 – 10 rtl. befriedigen muß, würde also kein Kind zur Erziehung zu übergeben sein, Solche Haushaltungen aber, welche auf eine Jahreseinnahme von 80 – 120 rtl. gegründet sind, dürften sich für die Ausnahme zu erziehender armer Kinder am besten eignen. Man würde genug Familien finden, welche für 16 – 24 rtl. jährlich ein Kind in Pflege nehmen, um an ihnen Aelternstelle zu vertreten. Sehr wahr bemerkt der Schw. M.: „Für den Aufwand, welchen ein einziges, in öffentlichen Anstalten untergebrachtes Kind erheischt, könnten deren 2 – 3 in Privathäusern unterhalten werden.“ Für wie viele solcher Kinder, fügt er hinzu, könnte noch gesorgt werden, wenn das für jene Anstalten fließende Geld den einzelnen Gemeinden nach Verhältniß ihrer Mittel und Leistungen als Unterstützungs-Summe zugewiesen würde! Jedenfalls verdient der vorgeschlagene Weg, arme oder älternlose Kinder zu erziehen, die Beachtung aller Derer, denen die Sorge dafür obliegt. Es ist, schon vom materiellen Standpunkte aus betrachtet, ein wichtiger Gegenstand. Nehmen wir an, daß eine städtische Commune 30 Kinder zu erziehen hat jedes durchschnittlich im Jahr 50 rtl.³ kostet, also die Zinsen von 1000 rtl. zu 5 pCr. in Anspruch nimmt: so erfordert die Unterhaltung der 30 Kinder ein Capital von 30 000 rtl. Kann

³ Nach Akten, die ich (s. d. Schlußnote) nachträglich erhalten habe, beträgt in Hirschberg die Unterhaltung nur zwischen 30 und 40 rtl., was aber, da meine Annahme von 25 rtl. für ein Kind auf dem Lande zu hoch ist, im Ganzen wenig ändert.

man mit den Zinsen dieser Summe nun auch nur 60 Kinder, auf eins 25 rtl. gerechnet, unterhalten, so erhöht man das Capital um 30 000 rtl. Man verdoppelt die Wohlthaten, ohne die ohnehin stark genug in Anspruch genommene Kasse und Privatwohlthätigkeit der Gemeinde dafür heranzuziehen.

Es werden gegen die Ausführbarkeit dieses Planes, der zunächst nicht gegen die großen, mit Grundkapital ausgestatteten und innerlich in jeder Beziehung zeitgemäß organisierten Waisenhäuser, wie das Hallische, Potsdamer, Hamburger u. a. dgl., gerichtet ist, mancherlei Einwendungen gemacht werden; sie sind zum Theil gemacht worden. Man hat gesagt, es würden sich seine Familien finden, welche für 16 – 20 rtl. ein Kind in älterliche Pflege nehmen und für Alles sorgen würden. Darauf ist nur zu erwidern, daß dies lediglich auf einen Versuch ankomme. Ich werde mich sofort bei einem folgenden Punkte näher darüber aussprechen. Man hat eingewandt, es würde, fänden sich auch Familien, welche ein Kind des Geldes wegen nehmen möchten, an solchen fehlen, welche Bürgschaft für eine gute Erziehung gewährten. Wenn ich auch zugeben will, daß gute Erziehung nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehört und daß sich viele Familien durchaus nicht dazu eignen, ihnen ein Kind anzuvertrauen, so kann ich mich, der ich meine ganze Jugend auf dem Lande verlebte und als Hilfslehrer in verschiedenen Landgemeinden jahrelang gewirkt habe, also nicht in völliger Unbekanntschaft mit dem Landleben bin, nimmermehr davon überzeugen, daß nicht alle unsere Kinder, die jetzt in Waisen- und Armenhäusern – ich will nicht

sagen, wie sich neulich Jemand ausdrückte, schmahten, sondern – erzogen werden, in ländlichen Familien angemessen untergebracht werden sollten. Wenn man mit entgegen sollte, daß es mit großen Schwierigkeiten verbunden sein werde, und mich aufforderte, den Weg anzudeuten, auf welchen diese Einrichtung ins Leben zu rufen wäre, so würde ich entgegen, daß die Umgestaltung des gegenwärtigen Zustandes in einen andern allerdings, wie jede neue Einrichtung, einige Arbeiten erfordern werde. Behufs derselben würde ich folgende gutachtliche Andeutungen machen.

Jede städtische Commune, – da diese zunächst und hauptsächlich dabei betheilt sind – ermittelt genau die Zahl der unterzubringenden Kinder und die dafür zu verwendenden Mittel, erläßt dann einen Aufruf an die Familienväter der nächstliegenden Dorfschaften, worin alle Diejenigen, welche ein Kind in Pflege nehmen wollen, aufgefordert werden, sich bei dem Richter, Geistlichen oder Lehrer des Orts zu melden, der ein vollständiges Verzeichniß über dieselben aufnimmt und zugleich in einer Spalte die Forderungen der Einzelnen bemerkt. Nachdem diese Listen eingegangen sind; werden die Mitglieder der Waisen- und Armenverwaltung die eingegangenen Listen nehmen und mündlich, – schriftliche Urtheile sind für diesen Zweck durchaus unzureichend –, das eine in dieser, das andere in einer andern Gemeinde, die erforderlichen Erkundigungen über die Befähigung der sich Gemeldeten zu dem Erziehungsgeschäft einziehen. Sind Familien darunter, welche selbst Kinder haben, so wird der Lehrer des Orts ein zuverlässiges Urtheil abgeben können. In diesen Listen werden

diejenigen, welche auf dem Wege der persönlichen Erkundigung, der auch einen Blick in die Häuslichkeit der betreffenden Familien selbst in sich begreift, als ungeeignet befunden werden, sofort für jede weitere Berücksichtigung gestrichen. Sodann wird eine Versammlung aller Familienväter (und Mütter?) veranstaltet, auf der das Weitere festgesetzt wird. Es werden die Versammelten mit den Verpflichtungen bekannt gemacht, die sie zu übernehmen haben, und aufgefordert, ihre Ansprüche dagegen zu verlautbaren. Auf diesem Wege würde sich die Unterbringung sehr leicht ausführen lassen. Es versteht sich wohl von selbst, daß diese Weitläufigkeit nur bei der ersten Einrichtung stattfindet; denn, wenn auch später das Verfahren im Allgemeinen dasselbe bleibt, so wird es sich dessen ungeachtet bald von selbst vereinfachen. In wenigen Jahren wird man in den betreffenden Landgemeinden die geeigneten Familien hinlänglich kennen, es wird also nur einer einfachen öffentlichen Anzeige bedürfen, daß ein Kind unterzubringen sei, ja vielleicht dieser nicht einmal; es werden bald genug Bewerbungen stattfinden und es wird nur ein für allemal ausgesprochen werden dürfen, daß, wer ein Kind in Pflege nehmen wolle, sich da und da zu melden habe. Dort liegt eine Liste, in der die sich bewerbenden Pflegeältern eingetragen sind. Sobald ein Kind unterzubringen ist, wird sofort die geeignete Auswahl getroffen werden können.

Ich habe somit erstlich auf den großen materiellen Gewinn aufmerksam gemacht, den die Privaterziehung im Vergleich zu den gegenwärtigen Armen- und Waisenhäusern bietet. Es ist sodann die mögliche Ausführbarkeit der Idee

gezeigt worden, und ich könnte somit meine Aufgabe für gelöst betraten. Das thue ich aber nicht. Noch ist die Hauptfrage zu beantworten: Es handelt sich um Erziehung und nicht um Auf- und Großfütterung von Menschen. Darüber kann das Geld nicht entscheiden. Wenn die Erziehung eines Kindes in den Waisenhäusern und andern Anstalten hundert und in Privathäusern nur zehn Thaler kostete, sie hätte aber entschiedene Vorzüge vor der in Vorschlag gebrachten, so würde jeder Gedanke an eine Aenderung, der Ersparniß wegen, ein verwerflicher sein. Wenn man auf dem gewöhnlichen Markte wohlfeil einkauft, betrügt man sich in der Regel; nirgend ist aber die Wohlfeilheit bedenklicher und gefährlicher, als auf dem Gebiete der Erziehung. Mag man seine Röcke bei dem mindestfordernden Schneider machen lassen, – groß wird der Gewinn auch nicht, sein – aber ich habe allen Respect vor wohlfeilen Schulmeistern und wohlfeiler Erziehung. In meinen Augen wiegt eine Menschenseele zu viel, um Experimente damit machen zu lassen.

Wenn ich nach dieser Zwischenbemerkung, die aber hier nicht fehlen durfte, zu meinem Gegenstande zurückkomme, so wird es außer allem Zweifel sein, daß die Kinder, um deren Erziehung es sich handelt, da, und nur da erzogen werden sollen, wo für sie das Beste geschieht. Wenn dies nun wohl Jedermann wünschen wird, so neigt sich die Waagschale entschieden für die Privaterziehung. Sie hat so viel Vorzüge vor der in großen Anstalten, daß ich dieselben hier gar nicht ausführen, sondern nur andeuten will.

Das Kasernenleben ist kein segensreiches, und was ist der Aufenthalt in Waisen- und Armenhäusern viel anderes,

als eine Art Kasernenthum? Die Erziehung ist da am besten, wo sie am naturgemähesten ist. Naturgemäß ist aber die Zusammenhäufung von eine Menge Kindern aus den verschiedensten Familien in Einem Hause nicht. Naturgemäß ist die Erziehung in Familien, weil hier jedem einzelnen Kinde sein Recht nach seinen Anlagen und Kräften, nach seiner ganzen Persönlichkeit werden kann. In Erziehungs-Anstalten, besonders in solchen, wie die in Rede stehenden, wird zuletzt Alles nach Einer Elle gemessen, Alles über Einen Kamm geschoren. Es kann bei der strengsten Aufsicht nicht fehlen, daß, wenn auch nur wenige sittlich verwehrlosete Kinder in einer solchen Anstalt sind, das Gift der Verführung die Menge ergreift. Wer will da retten? Die Schule? Die Strafe? Das ist unmöglich. Es fehlt gar nicht an Beispielen, daß Kinder, wenn sie allein sind, sich ganz gut behandeln lassen, aber sich sogleich, wenn sie mit andern zusammen kommen, widerwärtig machen und nachtheilig auf ihre Umgebung einwirken, Kinder, über welche jetzt in den genannten Erziehungshäusern wiederholentlich geklagt wird, würden sich ganz anders führen, wenn sie in einer Familie allein wären.

Die Privaterziehung kann, wenn die Aufsicht ächter Art ist und die Unterbringung der Kinder auf die rechte Weise erfolgt, sehr segensreich wirken. Was die letztere betrifft, so wird dabei gas erwogen werden müssen, ob die Familie sich besser zur Erziehung eines Knaben oder eines Mädchens eignet, wobei viel, sehr viel auf die Frau ankommt. Die Privaterziehung kann, weil alle menschlichen Kräfte, darum auch alle menschlichen Tugenden besser entwickeln – Liebe

zu Vater und Mutter, ein Eingehen in ihre Eigenthümlichkeiten, Anhänglichkeit etc., Alles, was das häusliche Leben bietet, – die Leiden und Sorgen nicht ausgenommen. Während allerdings jetzt die Kinder im Armenhause jedesmal den Tisch gedeckt finden und nie die Frage entsteht: „woher nehmen wir Brot? Was werden wir essen?“ kann es wohl einmal vorkommen, daß bei der Privaterziehung Abends noch das nächste Frühstück in Frage steht. Das macht aber die Waagschale der Privaterziehung nicht steigen; es ist im Gegentheil ein neuer Vorzug derselben, weil sie für die wirkliche Welt erzieht, wo sich nun einmal dergleichen Dinge, die auch ihnen begegnen können, ereignen.

Während die Kinder in den Waisenhäusern am Spinnrade ihre ersten Jahre verleben (verleben?), werden sie in Privathäusern an allen Beschäftigungen in Haus und Garten, auf Feld und Wiese Theil nehmen, was offenbar ihrer körperlichen Ausbildung vortheilhafter wäre. Viele von diesen Kindern würden, besonders wenn sie in kinderlosen Familien untergebracht wären, nach guter Führung auch nach der Confirmation ihr gutes Fortkommen finden; die andern würden Dienste oder Lehrherren in der Stadt finden, wenn sie einen bürgerlichen Beruf erlernen wollten. Der Gedanke scheint wenigstens einer weitem Beachtung werth, darum hab' ich ihn hier zur Sprache gebracht. Allerdings würde es nothwendig sein, daß sich aus der städtischen Verwaltung ein Aufsichtsrath bildete, dessen Mitglieder eine bestimmte Anzahl Kinder zur Ueberwachung erhielten. Sie würden von Zeit zu Zeit einmal die Familien besuchen, mit dem Geistlichen, Lehrer und Richter, oder Schulvorstande des Orts

Rücksprache nehmen, um sie zu überzeugen, daß Kinder und Aeltern auch beiderseits das Ihrige zur Erreichung des Zweckes thäten.

Es ist vorauszusehen, daß auch diese Einrichtung ihre Mängel haben und manche Schwierigkeit bieten wird, aber sie hat außerdem untergeordnete Vorzüge der Wohlfeilheit, welche dadurch hier von der größten Bedeutung werden, weil sie die Möglichkeit bieten, die Wohlthaten, die bisher eine kleinen Schaar gewährt wurden, einer weit größern zuzuwenden, ferner die, daß sie statt einseitiger Kasernen-Erziehung, die vielseitige und praktische des Lebens gewährt, daß sie die Kinder, welche eben aus der Familie kommen, sofort wieder in eine Familie bringt und darum weit geeigneter und geschickter für das Eintreten in das praktische Leben macht,⁴ daß sie die Entwicklung der verschiedenen Anlagen und Kräfte in größerer Freiheit gestattet und vor all den Uebeln, Verführungen und Jugendsünden bewahrt, welche in der Regel in solchen Anstalten ihre bleibende Stätte haben.

⁴ Als neulich derselbe Gegenstand in der Hirschberger Bürgerressource zur Besprechung kam, bemerkte ein Bürger sehr richtig, daß die Mädchen aus diesen Anstalten, nach ihrer Confirmation, sehr schwer ein Unterkommen fänden, weil sie mit den häuslichen Verrichtungen zu unbekannt wären. Und in der That: wie sollen sie sich denn diese Bekanntschaft in einer Anstalt, wie unsere Waisenhäuser meist sind, erwerben? Für das Leben bildet nur das Leben. Man zünde sich aber sie Laterne des Diogenes an und suche darin das eigentliche Leben, wenn man darunter nicht einen gewissen Mechanismus versteht, der einen Tag wie den andern in Bewegung gesetzt wird.

Es wird hier am Orte sein, bei den von Dr. Gr. aufgestellten Bedenken einige Augenblicke betrachtend zu verweilen. Es meint derselbe, die Verhältnisse der Wohnung, der Nahrung und Kleidung würden in den wenigsten Fällen zur Aufnahme von Kindern Behufs der Erziehung geeignet sein. „Wie wenig,“ fährt er S. 397 wörtlich fort, „sind einfache Landleute bei aller angeborenen natürlichen Gutmüthigkeit im Stande, die Mittel zu kennen oder zu wählen, durch welche künftigen Krankheiten vorgebeugt und Kraft und Munterkeit dem Körper gesichert wird; sie sind oft nicht fähig zu beurtheilen, welche Nahrungsstoffe in dieser Hinsicht als die zweckmäßigsten erscheinen, und nicht selten durch Dürftigkeit und das Bedrängte ihrer Lage gehindert, solche, welche der Gesundheit am dienlichsten sind, zu ihrer eigenen und der ihrigen Nahrung u bestimmen.“ Wären die einfachen Landleute wir ich so beschaffen, wie sie hier geschildert sind, so müßte man die Frage aufwerfen: Woher kommt es wohl, daß die Jugend auf dem Lande immer noch so frisch aussieht, während so einer Schaar Waisen- oder Armenhauskinder meist alle Lebensfarbe fehlt? Woher kommt es, daß jene so lebensfroh ist bei aller Aermlichkeit der Verhältnisse, während den letztern sehr oft alle kindliche Heiterkeit mangelt. Es mag sein, daß einfache Landleute in der Regel die Mittel entweder nicht kennen, oder nicht zu wählen wissen, durch welche man künftigen Krankheiten vorbeugt; allein dies ist auch deßhalb weniger nöthig, weil das Leben auf dem Lande nicht auf Krankheit, sondern auf Gesundheit basirt ist. Die Krankheiten sind auf dem Lande nur Ausnah-

men und nicht Regel, und ehe ran dort einen Arzt herbeige-
holt hat, sind die Kranken von der Natur wieder hergestellt.
Ich muß mich hierbei auf meine eigene Jugend berufen, die
ich in einer einfachen ländlichen Familie verlebt habe. Ob
einfachen Landleuten die Kenntniß gebricht, die Zweckmä-
ßigkeit der Nahrungsstoffe zu beurtheilen, mögen Andere
entscheiden. So weit meine Erfahrung reicht, wissen sie sehr
gut, das Bessere vom Schlechten zu unterscheiden. In der
Regel ist aber in dergleichen Familien die Auswahl von
Nahrungsstoffen nicht so groß, daß eine lange und schwie-
rige Untersuchung nöthig wäre. Was meine Jugend betrifft,
so aßen wir immer, was wir hatten; und da wir stets nach
einer tüchtigen Bewegung im Garten, auf dem Felde, im
Dorfbach oder auf den Bäumen mit gutem Appetit zu Tische
kamen, so war dem Magen das Gebotene willkommen und
– gesund. Man hat auf dem Lande Brot, Milch, Kartoffeln,
Fleisch, Gemüse, alles Nahrungsstoffe, über deren Zweck-
mäßigkeit längst kein Zweifel mehr obwaltet. Auch das er-
forderliche Maß wissen die Landleute zu finden, Gegen das
Zuviel schützen die Zeitverhältnisse; und, wenn sie einmal
einen Bissen zu wenig essen, so schadet das dem Magen
nicht, es schmeckt dann die nächste Mahlzeit desto besser.
Wenn Gr, bemerkt, daß die einfachen Landleute unstreitig
auch eben so wenig mit andern Vorsichtsmaßregeln, die sich
auf Kleidung, Lufttemperatur in den Wohnungen u. dgl. be-
ziehen, bekannt sein würden, so habe ich zu entgegnen, daß
fürs erste jetzt auch auf dem Lande schon einige Kenntniß
durch die Schulen verbreitet ist und ich Landleute genug

kenne, die weit verständiger als hundert von Stadtbewohnern, selbst in feinen Röcken, sind; daß ferner die Kinder nicht in jede Familie, sondern in geeignete gebracht werden sollen und daß endlich die Wohnungen auf dem Lande von Tag zu Tage besser werden. Was aber die Temperatur in der Stube anbetrifft, so halte ich diejenigen Menschen für die glücklichen, welche in jeder ausdauern können. Seit ich nah dem Wärmemesser leben muß, bin ich nicht mehr gesund. Wollen wir erst die Jugend nach dem Thermometer erziehen, dann bekommen wir ein Geschlecht, das für jede Familie einen Hausarzt bedarf. Wenn eine solche Erziehung schon bei Kindern, mit irdischen Glücksgütern ausgestattet, sehr zu beklagen ist, so muß sie doch für arme und älternlose, die nur durch einen gesunden und abgehärteten Körper ihr Fortkommen in der Welt finden können, als höchst unzweckmäßig und somit verwerflich bezeichnet werden.

Noch bedenklicher erscheint dem Dr. Gr. das Unterbringen von Waisen- und anderen Kindern in ländlichen Familien in Betreff des sittlichen Zustandes. Er meint, es sei dies „diejenige Seite, von welcher der Vorschlag die wenigste Billigung verdiene.“ Er traut den einfachen Landleuten nicht die Befähigung zu, die ihnen anvertrauten Kinder zu erziehen. Er sagt: „Wenn jedes Geschäft, jede Kunst, jede Wissenschaft nur erst durch eifriges Sinnen und Streben, nur durch lange Uebung, durch ernste Anstrengung erlangt werden kann: warum sollte sich dies in Betreff der Erziehung und Menschenbildung anders verhalten? Das Herz des Menschen ist das tiefe und unerklärbarste aller Geheimnisse;

noch nie hat irgend Jemand dasselbe ohne das Zurückbleiben dunkler, unbekannter Stellen ergründet, noch nie die Räthsel, welche es in reichem Maße darbietet, genügend zu lösen vermocht. Und ein Erkennen dieser Art, ein Hinabsteigen in solche Tiefe, ein Verdeutlichen solcher Verborgeneiten sollte man von Menschen erwarten dürfen, die, je einfacher sie sind, umso mehr geeignet sein werden, sich mit dem Anschein zu begnügen, durch die gute Miene sich täuschen zu lassen und mit treuherzigen Gutmüthigkeit an das Vorhandensein von Eigenschaften zu glauben, welche sie selbst besitzen oder zu besitzen meinen! Ich habe mich über diese Ausstellung gewundert. Wäre das hier Gesagte begründet, so müßte der Staat, bevor er eine Ehe gestattete, von dem Brautpaare sich den Nachweis führen lassen, daß sie die Erziehungswissenschaft bis zur Kenntniß des menschlichen Herzens, des tiefsten und unerklärbarsten aller Geheimnisse, studiert hätten. Denn, wenn der gesunde, natürliche Menschenverstand nicht ausreicht, fremde Kinder angemessen zu erziehen, so darf man ihm auch, bevor die wissenschaftliche Befähigung nachgewiesen ist, die Erziehung der eigenen nicht länger anvertrauen.

Wenn aber die gelehrten Professoren der Pädagogik und aller andern Wissenschaften, namentlich der Anthropologie und Psychologie, ehrlich sein sollen, so werden die, welche Söhne schlichter Landleute sind, freudig bekennen, daß sie von ihren unstudierten Altern besser erzogen worden sind, als sie vielleicht mit alter ihrer Wissenschaft ihre eignen Kinder erziehen oder erzogen haben. Hier gilt das Schillersche Wort:

„Was kein Verstand des Verständigen sieht,
das übet in Einfalt ein kindliche Gemüth,“

Wenn erst alle unsere Erzieher gelehrte Professoren sind, dann wird die Welt ein großes Narrenhaus. Die Natur hat jeder Thiergattung die Befähigung verliehen, ihre Jungen so weit heranzuziehen, um die Bestimmung der Gattung zu erreichen; und dem Menschen allein sollte dies ohne besonderes Studium versagt sein? Nimmermehr kann ich das glauben, so wenig ich bestreiten will, daß die ländliche Erziehung Manches zu wünschen läßt. Das gilt aber in höherem Maße von der städtischen mit ihren tausend für die ersten Jugendjahre do gefährlichen Zerstreungen. Man nehme sich des weiblichen Geschlechts an, daß wir Erzieherinnen bekommen. Das ist von der größten Wichtigkeit. Wie viel in den Händen des weiblichen Geschlechts in dieser Beziehung legt, das nachzuweisen, soll eine der nächsten Aufgaben meiner Mußestunden sein. Einstweilen verweise ich auf die Schrift: die Civilisation des Menschengeschlechts durch die Frauen oder die Erziehung der Hausmütter. Von L. Aimé Martin. Ein von der Akademie Frankreichs gekröntes Werk (Breslau bei A., Schulz 1847).

In den wenigsten Waisen- und Armenhäusern dürften wohl die Erzieher und Vorsteher in das „tiefste und unerklärbarste aller Geheimnisse,“ das „Herz des Menschen,“ so eingedrungen sein, wie es Gr. zur Erziehung für nothwendig hält. Er erklärt dies auch S. 399 ff, selbst. „Die Aufsicht und Ausbildung der Waisenkinder,“ heißt es S. 402, „darf man nicht ferner einem Manne von gewöhnlichen Sitten, von

mangelhafter Bildung, von geringen oder gar keinen wissenschaftlichen Begriffen, einem mit der Kunst und den Eigenschaften eines Erziehers gänzlich Unbekannten, wie redlich und gutmüthig derselbe auch sein möge, übergeben, sondern man muß vielmehr für dieses so wichtige und heilbringende Geschäft sich nah einem Manne umzusehen, der sich nicht allein von Seiten seiner Lehrgabe in einem bereits von ihm verwalteten Amtsverhältnisse als besonnenen und tüchtigen Erzieher bewährt, sondern der auch zugleich die überzeugendsten Beweise eines sanften und wohlwollenden Sinnes gegeben hat.“ Vorläufig sind nicht die geringsten Aussichten zu einer solchen durchgreifenden Reform unserer Waisen- und Armenhäuser da. Im Gegentheil, es drohen, da die Zahl der Hilfesuchenden täglich weit über die vorhandenen Mittel hinaus wächst, eher Einschränkungen, als Erweiterungen.

Wenn Gr. gegen die Erziehung auf dem Lande ferner den Einwurf erhebt, daß in der Stadt den Zöglingen mehr Gelegenheit gegeben sei, auch Anstalten anderer Art besuchen zu können, so ist es allerdings sehr wahr, daß es in der Stadt mehr Bildungsanstalten als auf dem Lande gibt; aber ich muß es, wenn ich auch zugebe, daß ein Kind in der Stadt durch den bloßen Aufenthalt Manches lernen kann, was ihm im Dorfe verborgen bleibt, in Zweifel ziehen, ob es diese Anstalten benutzen kann. So weit meine Erfahrung reicht, hab' ich noch nicht gesehen, daß Knaben aus Waisen- und Armenhäusern der Besuch des Gymnasiums gestattet worden wäre, wenn es auch eine solche Anstalt am Orte gab und die Knaben Anlagen zu wissenschaftlicher Ausbildung hatten,

Dagegen ist es vorgekommen, daß arme Knaben vom Lande das Gymnasium besucht und sich, nicht wenige städtische, durch eine Masse von Zerstreungen für ernste Bildungsbestrebungen ertödtete Knaben überflügelnd, den Wissenschaften gewidmet und darin etwas Tüchtiges geleistet haben. Das Landleben hat den unschätzbaren Vorzug, daß es in allen Naturen, in denen Kräfte vorhanden sind, einen Bildungshunger und Entwicklungsdurst erzeugt, den man in manchen städtisch erzogenen Kindern künstlich regen muß, sich aber nicht selten deshalb vergeblich bemüht. Möglich ist es, daß bei den gegenwärtigen Zuständen so manches Talent auf dem Lande unentwickelt, weil unentdeckt, bleibt, oder, wenn es auch entdeckt würde, dessen ungeachtet ohne Unterstützung und Förderung verkümmern muß. Aber, „wie es ist auf Erden, also soll’s nicht sein.“ Wenn es zu beklagen wäre, falls Kräfte, die in Waisen schlummern, auf dem Lande unentwickelt bleiben, so beklagenswerth ist es offenbar, wenn dies bei noch viel mehr andern Landkindern geschehen muß, die keine Waisen sind. Es soll jeder Kraft ihr Recht werden, Und wenn die ländlichen Zustände so sind, daß vorhandene Talente nicht fortkommen, so muß man sie eben ändern.

Selbst Gr. ist mit den jetzigen Waisenhäusern nicht zufrieden; aber er will Einzelnes abgeändert wissen, was dem Kern der Sache wenig Eintrag thut. Ich stimme mit ihm ganz überein, wenn er S. 401 sagt: „Kein Freund des zarten, hilflosen Alters wird sich je entschließen können, die höchst dürftige, auf die äußerste Nothwendigkeit sich beschrän-

kende Haltung und Pflege der Zöglinge zu billigen, das gedrängte Zusammenwohnen derselben in düstern, oft ungesunden Räumen zu vertheidige;“ allein ich stoße mich nicht an die „grobe Tracht in der sie einhergehen.“ Ich glaube grade, daß die Kleidung und Wäsche in den Waisenhäusern einen entschiedenen Vorzug vor der in ländlichen Familien haben möchte. Aber es gibt in diesen Anstalten kein frei sich entwickelndes Jugendleben; es kann – ich will damit den Anstalten jeden Vorwurf ersparen, – es kann kein’s geben, weil ich die Jugend frei bewegen will, in einer Anstalt aber Alles nach der Schnur gehen muß. Und so müssen, wie die Kinder mit dem Glockenschlage das Bett verlassen, sie ebenso die Hände zum Gebet falten, den Mund mit dem Glockenschlage öffnen und schließen, der Magen muß nach der Glocke verdauen; z die Uhr schlägt, sie müssen arbeiten, die Uhr schlägt wieder und sie haben eine Stunde Zeit, sich zu freuen, aber in vorgeschriebener Weise; und, wenn die Uhr abermals schlägt, hören sie mitten im Lachen auf und kehren zu ihrer einförmigen Beschäftigung zurück. In gewisser Hinsicht ist das Leben eines Bettelbuben weit interessanter, so wenig interessant und empfehlenswerth es überhaupt ist.

Diejenigen, welche Theilnahme für diesen wichtigen Gegenstand haben, wollen das 4te Kapitel „die Waise,“ in Kell’s Lehrerleben (S. 19 – 31)⁵ lesen, Man gestatte mir die

⁵ Der vollständige Titel dieser trefflichen Schrift ist: „Lehrerleben. Ein Volksbuch von Julius Kell. Leipzig bei J. Klinkhardt 1847. Es ist eine ächte Volksschrift und verdient von jedem Freunde der Volksbildung und des Volksschulwesens gekannt zu sein. Wo es

Anführung einer Stelle: „Eben,“ heißt es S. 26, „als wir in die Stadt kamen, begegnete uns ein Zug Kinder. Es waren die Waisenkinder aus dem allgemeinen städtischen Waisenhaus, Paar - und Paar gingen die in graues Tuch gekleideten Kinder steif wie die Soldaten nebeneinander, voran die Mädchen, die Kleinsten an der Spike, und hintennach die Knaben. Eine Aufseherin und ein Aufseher begleitete den Zug. Wir blieben stehen und sahen die Kinder an uns vorüberziehen, Es war ein trauriger Anblick, die bleichen Gesichter und trüben Augen der Kinder, ihr schleppender Gang – die Stille unter der Kinderschaar und dazu die ernsten, griesgrämigen Gesichter des Aufsehers und der Aufseherin – mir wurde ganz Angst, „Mutter,“ sagte ich, das sieht ja aus wie ein Zuchthaus! Sind denn die Kinder alle krank, daß keins lacht, keins redet, keins herumspringt? Oder dürfen sie nicht? – Doch, da war Einer unter den Jungen aus unserm Dorfe, den ich kannte, „Gott grüß? Dich, Christian,“ rief ich freudig und sprang auf ihn zu, und wollte seine Hand ergreifen, „Herr Gott, wie siehst Du aus? Bist Du krank, Du hast ja ganz blaue Ringe um die Augen und Deine Hände sind so kalt? Christian, kennst Du mich denn gar nicht mehr? So freue Dich doch!“ Aengstlich und verlegen sah sich die Waise um, „Das ist ja ein wahrer Leichenzug,“ rief ich laut, „darf man denn nicht einmal mit einem guten Freunde reden!“ „Mutter,“ rief ich entrüstet, „wenn sie nun aus unserm heitern, lebenslustigen Lottchen mit den rothen Backen, die so gern plaudert und singt, so ein todes, kaltes, bleiches

Volks- und Gemeinde-Bibliotheken gibt, da gehört sie hin; sie wird nicht bestauben.

Kind machen, wie die sind!“ – „Das wird wohl bloß so der Ordnung wegen \eia,“ sagte die Mutter, „draußen werden sie schon herumspringen dürfen, nach Herzenslust. „Mutter,“ sagte ich, „das glaubst Du selber nicht, ich sehe Dir's an; – die Kinder, wie die aussehen, die wissen gar nicht, was Herzenslust ist!“

Das ist eine Stelle, Für den, der das ganze Kapitel gelesen hat, wird es keines weiteren Zusatzes bedürfen; und wer die Gefahren kennt, welche durch das Zusammendrängen einer Menge Kinder in Einer Anstalt entstehen, für den wird es keine Schwierigkeiten mehr bieten, ob er sich für Waisenhaus- oder Privaterziehung entscheiden soll, Die Armen- und Waisenhäuser haben gewiß sehr viel Gutes gewirkt und wirken es noch, ich will es nicht leugnen; aber sie können das frische Leben nimmer ersehen, in dem die Kinder ihre Jugendjahre mit vier Jahreszeiten verleben; die Waisenkin- der haben nur Eine.

Noch ließe sich gar viel für die Erziehung in ländlichen Familien anführen, es sei aber hiermit genug. Nur erinnern will ich schließlich daran, daß die Pestalozzi-Stiftung, für welche Dr. Diesterweg thätig ist? lediglich eine Familienerziehung auf dem Lande bieten wird; denn die Stadt mit ihren vielfachen Zerstreungen ist der Erziehung durchaus nicht günstig.

Mögen nun Andere ihre Meinung, Ansichten, oder noch besser – etwaige Erfahrungen in dieser Sache aussprechen. Es gilt dem Wohle eines großen Theils unserer Jugend.⁶

⁶ Zur Abfassung dieses Aufsatzes bin ich durch wiederkehrende Fragen und Besprechungen des Gegenstandes in der Hirschberger Bürger-Ressource veranlaßt worden. Als ich denselben am Schluß des Jahres 1847 zum Vortrag brachte, war man im Wesentlichen damit einverstanden. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß bereits im Jahre 1841 in Bezug hierauf eine ausführliche Correspondenz zwischen einem Hirschberger Bürger, welcher für die Privaterziehung ist, dem Magistrat und der Armenhausverwaltung stattgefunden hat, die mir vorliegt. Ich werde, da ich den wichtigen Gegenstand hiermit nicht für erledigt halte, später darauf Bezug nehmen.

Schlesische Provinzialblätter
1848, Band 127, S. 297

**Unsere
Gegenwart mit ihren Erinnerungen,
Hoffnungen und Ansprüchen.**

Von
K. F. W. Wander.

Motto: „Habt ihr vom Geist der neuen Zeit den Flügelschlag
vernommen?

Schon ist die Wolkenfeste weit von seinem Hauch
entglommen.

Er ist der Geist, von dem das Wort prophetisch einst:
erlungen:

In alle Wahrheit leitet er und spricht in allen Zungen.“
(P. Achaz Plizer.)

Wenn der Wanderer einen wichtigen Punkt seiner Reise erreicht hat, so fühlt er den Drang nach einer kleinen Umschau. Wir sind durch den gewaltigen Umschwung der Verhältnisse, welcher in den letzten Wochen stattgefunden hat, auf einen Höhenpunkt getrieben, der uns unwillkürlich das Auge rückwärts, wie vorwärts richtet und uns zu den Fragen drängt: Wie stand es mit uns? Was haben wir zu hoffen? Welche Ansprüche macht die neue Zeit an uns? – Verweilen wir zunächst ein Paar Augenblicke bei der ersten Frage.

Die Schles. Provinzial-Blätter haben seit länger als einem halben Jahrhundert ihren Lesern ein Bild der Zustände

des öffentlichen Lebens, von der ersten französischen Revolution bis auf unsere Zeit herab, in einzelnen Zügen entworfen. Sie würden ihrem Beruf untreu werden, wenn sie die Ereignisse der Gegenwart ohne Berührung vorüber gehen ließen. Um unsern gegenwärtigen Zustand in seinem wahren Werthe zu erkennen und die gewaltige Bewegung, in der die Völker Europa's noch begriffen sind, richtig zu würdigen, missen wir die bisherigen Verhältnisse betrachten. Verweilen wir daher einige Augenblicke bei den ersten der obigen Fragen. Wie stand es bisher? In welchem Zustande befanden wir uns?

Wir müssen antworten: Es stand im Allgemeinen sehr schlimm mit uns. Zwar herrschte äußerlich Ruhe, aber es war die Ruhe des Kirchhofs, welche durch das seit 1815 angenommene System erzeugt und durch die Maßregeln im letzten Jahrzehend bis auf den höchsten Punkt gesteigert worden war. Diese Ruhe ward von dem herrschenden System als Normalzustand der Völker betrachtet und als ein goldner Apfel aus den Gärten der Hesperiden ihrer Regierungsweisheit bewahrt. Wo sie herrschte, wo kein Athmen stattfand, oder wo man wenigstens keinen Pulsschlag wahrnahm, da sprach man von Ordnung. Die Völker waren aber nicht todt; sie athmeten, wenn auch die Todtengräber es nicht merkten. Das Leben war nur zurückgedrängt, und in der Herzkammer wallten und wogten die Ströme, welche nicht bis an die Oberfläche gelangen durften. Denn jeder Pulsschlag ward denunciirt, jedes systemwidrige Athmen und Seufzen ward von der Gewalt als Verbrechen bestraft.

So lange einer auch nur seufzte, war die Ruhe nicht vollständig. Darum standen um jeden verdächtigen Puls einige Schergen des Systems, welche den Unglücklichen, der durch sein Athmen und den unregelmäßigen Blutlauf „Unzufriedenheit und Mißvergnügen“ erregte, maßregelten und auf eine ihrer bekannten mannigfachen Weisen zur Ruhe brachten. Das war das höchste Ziel des Systems, das uns ein Drittel Jahrhundert aus der Zahl der lebenden Völker gestrichen hat. Im Bewußtsein aber seines unzerstörbaren und langen Lebens hat ein starkes Volk Geduld, und es läßt seine Dränger gewähren. Dreißig Jahre sind vor ihm, wie ein Tag der gestern vergangen war und wie eine Nachtwache, Was: bedarf es, und die Scheintodten erheben sich und der Kirchhof wird zum Auferstehungsfelde! So viel im Allgemeinen. Knüpfen wir hieran noch einige besondere Bemerkungen.

Bisher gab es in Deutschland kein Volk, sondern nur Leute, höchstens Völker und Völkerlein; es war daher auch nicht vom deutschen Volke die Rede; alle Weisheit und aller Verstand war in den Händen der Regierung und der Polizei, nicht einmal immer, ja selten genug im Kopfe derselben. Es gab nur Leute in Deutschland mit „beschränktem Unterthanenverstande,“ die von ihrem untergeordneten Standpunkte aus die Zustände, welche das von Oben beliebte Metternichsche jesuitisch-pfäffische Regierungssystem für allein heilbringend erkannte, nicht zu fassen vermochten, wie es denn auch in Wahrheit unfaßbar war; aber es gab in Deutschland keine Nation. Wie der Fürst Esterhazy von Zeit zu Zeit den Bestand seiner Schafheerden in den verschiedenen Ställen

aufnehmen läßt, um daraus den Ertrag der Wolle zu berechnen, so wurden auch die Deutschen als Zahlgrößen in die Steuerregister gebracht, und nur insofern war von ihnen die Rede. Wenn nach hundert Jahren noch der Verfassung der deutschen Völker, noch der besonderen Fortschritte, wovon auf den Landtagen und in den Ständeversammlungen so viel die Rede war, gedacht wird, so wird man sich wohl auch unwillkürlich an die Esterhazyschen Heerden erinnern. Wir hatten eine Volksvertretung; aber sie war so, daß man kein Volk dahinter sah und vernahm; wir hatten Stände, denn außer denen, die im Gefängniß saßen, standen wir alle.

Wie unser Rechtszustand beschaffen war, ist gewiß jedem Leser bekannt. Der rechtlichste Mann war in seiner Stube nicht sicher; er konnte, um nur aus der Menge ein paar Namen zu nennen, wie Jordan in Hessen, oder wie Schlöffel in Schlesien – Monate lang in Untersuchungshaft gehalten und um Gesundheit und Vermögen gebracht worden.

Daß unter diesen Umständen von einer wahren Volksbildung nicht die Rede sein konnte, liegt nahe. Zwar ist das deutsche Volksschulwesen weltbekannt; aber da es sich theils mit einer Masse von unfruchtbaren Dingen beschäftigt, theils die Bildung in einem Alter abbricht, in dem der Verstand erst recht eigentlich erwacht, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Wirkungen nicht in dem gewünschten Maße hervortreten, ja wohl hier und da ganz fehlen. Da es bisher an einem öffentlichen Leben in Deutschland mangelte, so konnte auch von einer durchgreifenden, die Schulkenntnisse zur Umwendung bringenden, fruchtbar machenden Volksbildung nicht die Rede sein. Und wie sehr

sie mangelt, beweisen eben die Vorfälle in unserer Provinz, Politische Bildung fehlte ganz; denn Politik war der Gegenstand, welchen das bisherige System aufs strengste verpönt hatte. War es an und für sich schon schwer, in Deutschland eine Gesellschaft zu bilden, weil dem polizeilichen Ermessen der weiteste Spielraum gestattet war und jeder Vereinigung, wenn auch nur Ein Mitglied dem herrschenden Systeme Bedenken erregte, die Genehmigung versagt ward, so war es gradezu unmöglich, einen politischen Verein zu gründen. In den Statuten aller Gesellschaften, welchen Namen sie führen mochten, war außerdem noch zu größerer Sicherheit ausdrücklich der §. an der Spitze gestellt, oder sonst am geeigneten Platze eingeordnet: „von Politik darf nicht die Rede sein.“ Und das Wort „politisch“ wurde meist in einem sehr weiten Sinne genommen, obgleich es in unserm Staatsleben kaum einen Gegenstand geben dürfte, der nicht mehr oder weniger politisch wäre.

Wenn das Volk nun au in allen Klassen lesen und in den meisten Provinzen wenigstens seinen Namen schreiben kann, so reiht dies keineswegs aus, um sich in allen Beziehungen würdevoll zu benehmen, Leute, die im Seelenregister eine Nummer haben und mit, zählen, Zahlengrößen, sind noch keine Bürger. Es konnte überhaupt in Deutschland bei dem bisherigen System keine Bürger geben, da es bloß Regierungen gab, welche befahlen, und Unterthanen, welche die Verpflichtung hatten, blind zu gehorchen. Das galt von den Besten: wie mußte der Zustand der untersten, von der Noth gedrückten, ja wohl gar durch dieselbe in Rohheit und

Unsittlichkeit versunkenen Klasse der Bevölkerung beschaffen sein! Und wenn nun plötzlich in die lange „Nacht der Blinden ein Strahl“ von des „Lichtes Himmelsfackel“ fiel, dann konnte sie nicht „wärmen,“ nein sie mußte „zünden,“ „es zogen Menschen nicht, es zogen wilde Horden ein.“ So schilderte es Schiller, und so haben wir es in unsern Tagen gesehen. Ich klage nicht das arme Volk an; ich klage das System an, das nach dreißigjähriger Herrschaft uns solche Zustände, ein so armes und durch die äußerste Noth entschittlichtes Volk zurückgelassen, ein System, das uns an den Rand des Abgrundes gebracht hat.¹ Ja, unsere Zustände sind schlimmer; wer am Rande sieht, der hat noch Boden unter und hinter sich; aber uns wankt er unter den Füßen,

Wie unsere Rechts-, so waren die davon abhängigen religiösen Zustände, die zur Verwirrung, in der wir uns befinden, wesentlich beigetragen haben. Unmittelbar nach dem zweiten Frieden von Paris, als man der Volkskraft zur Entfernung eines fremden Eroberers nicht mehr bedurfte, als die Demagogenriechei anfang und die Reaction begann, trat die Partei der Pietisten, welche lehrt, daß der Mensch von Grund aus verdorben ist, und nur durch die Gnade und durch das Blut fremden Verdienstes selig werden kann, begünstigt von hohen Schützlingen, hervor und breitete sich immer weiter aus. Unter dem Ministerium Altenstein konnte sie noch zu keinem bedeutenden Einfluß gelangen; aber das Ministerium Eichhorn brachte sie zur vollen Herrschaft. Wenn

¹ „Die Zeit, sie ist ein Saatfeld, wenn man Disteln ausgesäet, ei wie kann man sich drob wundern, daß es nicht voll Rosen steht!“

(A. Grün.)

nun auch die Lehre von der Verdorbenheit auf einen Theil der Mitglieder dieser Partei ganz gut passen mochte, so rief doch die Anmaßung, mit der die Richtung ihre Herrschaft brauchte, oder mißbrauchte, die Opposition der Vernunft auf den Kampfplatz, Wem in so ungleichem Kampfe der Sieg, sei es noch so spät, bleiben muß, das kann nimmer zweifelhaft sein. Schon im Jahre 1841 donnerten die Hallischen Jahrbücher (S. 368) der herrschsüchtigen und unduldsamen Frömmlerpartei die prophetischen Worte entgegen: „Alles könnt Ihr uns nehmen, ihr Heuchler des Pietismus, um damit Euch zu bereichern. Euch gehören die Schätze des Himmels und einstweilen zum Vorschmack die Schätze der Erde. Aber nehmen könnt ihr uns nicht unser wahrheitsliebendes Herz und unseren unbestechlichen Verstand. Mit Euch ist das Glück, mit uns die Nemesis. An der Macht unseres Verstandes scheidert das wesenlose Dunstgebilde Eures erheuchelten Glaubens. Jetzt siegt ihr freilich mit Hilfe der Polizei; aber eins siegen wir mit Hilfe der Wahrheit.“

Und die Wahrheit hat gesiegt, und sie wird noch fort siegen. Mochte unter dem Eichhorn'schen Ministerium ein Rock zur Verehrung ausgehängt werden: Ronge schleuderte seinen Brief, und der Deutsch-Katholizismus, der freilich bis diesen Augenblick, ungeachtet der im westphälischen Frieden ausgesprochenen oder wenigstens der in der Bundesakte verbürgten und. von "preußischen Königen wiederholentlich für ihre Staaten zugesicherten Religionsfreiheit noch nicht anerkannt worden ist, gewährte den Dogmeneknechteten einen Boden für freiere Bewegung. Mochten die

Buchstaben des 16. Jahrhunderts in den symbolischen Büchern wieder als Evangelium für das 19te hingestellt werden: das Bewußtsein unserer Zeit protestirte durch Schulz, Rupp, Detroit, Uhlich, Wislizenus u. v. A. gegen die geistige Gewaltherrschaft des 16. Jahrhunderts, es protestirte gegen alle Buchstaben-Knechtschaft. Die protestantischen Freunde und die Lichtfreunde traten hervor und fanden den entschiedensten Anklang. Zwar wurden sie verboten, aber jede Hemmung irgend einer geistigen Strömung ist stets ein Beitrag zum Untergange des verhaßten Systems. Mochten die freisinnigsten Professoren abgesetzt und die Universitäten zu Betbrüderklubbs gemacht; mochte die Vernunft von den Kanzeln vertrieben, um der gescheiterten Verdorbenheitslehre Maß zu machen; mochten die Missions- und Bibelvereine das Land, ein geistiger Typhus, überziehen und den Hungernden, von frommen, unverständenen und unverständbaren Redensarten gefangenen, die letzten Pfennige für die Hottentotten und Kaffern, nach vorherigem Rabatt für die fromme Verwaltung und andere gottselige Zwecke, aus der Tasche locken; mochte der Censur jedes freimüthige Wort, jede freisinnige Schrift zum Opfer fallen; mochte man das Volk mit Träbern, statt mit Geist nähren; mochte die Volksbildung auf ihr kümmerliches Maß zurückgeführt, die Bildung der Lehrer abgekürzt, den Gläubigen par excellenz überantwortet und auf das Auswendiglernen von Kirchenliedern und andern Glaubensstoffes beschränkt werden; mochte die Volksschule zur Handlangerin der den Metternich'schen Jesuitismus zur Ausführung bringenden Kirche gemacht; mochte man über die Lehrer, welche außer den

Katechismusgedanken noch andere Ideen producirten, Disciplinar-Untersuchungen verhängen, um sie mit Hilfe einiger auf das Streckbett administrativen Ermessens gebrachten Säße des Landrechts oder anderer elastischer Verordnungen aus ihrer Stellung zu administriren; mochte man den Lehrerstand. in einen großen Schlafsaal verwandeln, in dem zwar zur Vertreibung schwerer Traume oder drückender Langeweile das Spiel mit Karten, aber nicht das mit eigenen Gedanken verstattet war; mochte man ihre freien Vereine, ihre beruherfrischenden Feste, mochte man die stillen Frühe der Muße Einzelner verbieten ‘und so das geistige Leben, das Wesen des Menschen in seinen ewigen unveräußerlichen Rechten angreifen? mochten alle Beschwerden gegen die Gewaltthätigkeiten der untern Beamten und Behörden nutzlos und zur bloßen Rechtsbewahrungsform, mochte das Recht selbst zum bloßen Trugbilde werden; mochte Noth und Elend von Tage zu Tage wachsen, mochte das administrative Ermessen die darüber laut gewordenen Stimmen als die einzelnen Schreier bezeichnen und die Zustände für vollkommen befriedigende erklären; mochte das System die Richter ab- und versetzbar erklären und das ohnehin beschränkte, einem andern Jahrhundert angehörende, vielfach verklausulierte und mit unzähligen Hinterthüren versehene Recht zur bloßen Cabinettsjustiz machen: es mußte, was wir stets zur Beruhigung der Verzagenden erklärt, was uns selbst in jahrelangen Verfolgungen aufrecht erhalten, der Tag kommen, an dem die Wahrheit über dies System zu Gericht sitze. Und sie hat gesessen, sie sitzt noch.

Es ist weder meine Absicht, noch ist es möglich, den Zustand, in den wir durch das bisherige Regierungssystem gebracht worden sind, in dem sich über 35 Millionen Deutsche befunden haben, zu schildern. Verachtet von den freien gebildeten Nationen der Erde, zerrissen im Innern, ohne freie Rede, ohne ein die heiligsten Rechte schützendes Gesetz, lebten die Deutschen ein trauriges Leben. Die entschiedensten Patrioten hatten eine Zufluchtsstätte auf fremdem Boden suchen müssen; der Bundestag, welcher die Deutschen zur Nation erheben sollte, fand seine Aufgabe darin, jede Negus des Geistes zu unterdrücken und uns die von unsern Vätern im Freiheitskriege mit ihrem Blute errungenen Güter vorzuhalten, zu rauben und mit Hochverrathsprozessen und Demagogen-Untersuchungen seine Wirksamkeit auszufüllen. Wir wären so weit regiert, daß nur noch das von den Regierungen Verbotene für uns einigen Werth hatte; daß es genügte, um eine Carriere zu machen, den Heuchler zu spielen, genügte, um sich den ärgsten Verfolgungen auszusetzen, die Wahrheit zu reden. Dazu die bitterste und die Hungerpest nach drei und dreißig Friedensjahren!

So stand es mit uns, Es schließt sich von selbst die Frage an: Was haben wir. von der Zukunft zu hoffen? Noth dauern die frühern Zustände als Hinterlassenschaft des frühern Regierungssystems fort; und es wäre Unverstand, zu verlangen, daß in 24 Stunden. alles zum Besten umgestaltet sein solle. Was in einem Drittel-Jahrhundert verdorben worden, das läßt sich nicht in Tagen bessern; Geschwüre, die so lange eitern, heilen nicht über Nacht. Was wir also zunächst

nicht zu hoffen haben, ist Unmögliches. Nur auf naturgemäßem Wege können wir Kranke – und Deutschland ist ein sehr kranker Körper – in einen gesunden Zustand gelangen. Nur Quacksalber heilen die Krankheiten für den oberflächlichen Blick schnell. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß wir den „besonnenen Fortschritt“ der frühern Zeit wünschen. Wir wollen, ein rasches, gratis Eingreifen, eine radikale Beseitigung der Uebelstände; aber wir wollen nur Denen, welche schon morgen die Früchte von den heutigen Reformen sehen und brechen wollen, sagen daß sie Unmögliches fordern, Wir haben zu hoffen, daß durch die gänzliche Umgestaltung der Verfassung Deutschlands das deutsche Volk achtunggebietend dem Auslande gegen über dastehen, daß ein, auf den freisinnigsten Grundsätzen ruhendes Gesetz es nah Innen kräftigen, seine Zustände ordnen, daß Eine deutsche Flotte den Handel beleben, der Industrie Märkte verschaffen, auswärtige deutsche Niederlassungen veranlassen, fördern und schützen werde. Wir dürfen hoffen, daß die Preßfreiheit alle Uebelstände rücksichtslos zur Sprache bringen, alle wunden Stellen im Volkskörper bezeichnen werde, damit Heilung zur rechten Zeit möglich werde, hoffen, daß die Wahrheit fürder nicht mehr wird im Verborgenen schleichen und sich vor der Lüge und Heuchelei beugen dürfen; hoffen, daß das Volk jetzt mehr als eine Zahlgröße sein, daß an die Stelle des administrativen und polizeilichen Ermessens das, Recht; an die Stelle der Willkür das Gesetz treten, daß fürder nicht mehr die unbeschränkte Beamtenweisheit von beschränktem Unterthanenverstande reden, fürder nicht mehr die edelsten Bestrebungen für das Wohl

des Volks für strafbar erklärt und verboten werden, daß die Vertretung des Volks von nun an eine wahre sein, daß allmählich allen geholfen werde, soweit dies überhaupt Lon Einem Volke, das sich nicht hermetisch absperren kann, möglich ist, Wix dürfen hoffen, daß eine gerechtere Vertheilung der Abgaben den Armen Erleichterung verschaffen, daß die völlige Beseitigung mittelalterlicher Feudalreste das Loos der Landbewohner verbessern und den Wohlstand allgemeiner machen werde. Aber wir dürfen nicht hoffen, daß irgend eine Verfassung der Welt alle Armuth beseitigen, alle Unterschiede aufheben, allen Arbeitern volle und stets lohnende Beschäftigung zu beschaffen im Stande sein werde. Dies hoffen, hieße die Natur der Verhältnisse gänzlich verkennen. Eine freie Volksverfassung ist ein Heilmittel gegen viele Schäden, aber sie ist kein Universal-Recept gegen jedes einzelne Uebel. Werfen wir einen Blick auf die freiesten Länder Europa's, überall finden wir Tausende von arbeitslosen Händen und darum im Elende schmachtende Familien. Nur in Amerika ist für jede Kraft lohnende Beschäftigung, weil dort auf der Quadratmeile noch kaum 1000 Menschen wohnen. Ich sehe daher außer großartigen wohlgeleiteten Niederlassungen in Amerika und Australien kein gründlicheres Heilmittel der gegenwärtigen Noth; und es ist hohe zu bedauern, daß nicht längst ein junges Deutschland in Amerika gegründet worden ist, das mit dem Mutterlande in einen für beide wohlthätigen Verkehr getreten wäre. Weder das constitutionelle Königthum, noch die Republik können den Leuten Brot geben, wenn keine lohnende Arbeit vorhanden ist.

Wir dürfen hoffen, daß eine gründlichere Volksbildung richtigere Begriffe von den Dingen und Zuständen auch den bisher in Betreff geistiger Güter noch armseliger als hinsichtlich irdischer bedachten Volksklassen zuführen werde. Denn alle die Excesse, welche wir in unsern Tagen, leider von vielen Landleuten und Städtern verübt, zu bedauern gehabt haben, geben doch nur Zeugniß von Mangel an Bildung, da sie theils von Unkenntniß der Verhältnisse, theils von Rohheit oder beidem zeugen. Wir können dabei freilich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das vorige System die Schuld aller dieser Vorfälle mit trägt, da es, anstatt die freisinnige Gesetzgebung aus den Jahren 1808 – 11 consequent durzuführen, sich nah der Besiegung Napoleons nicht nur damit begnügte, bei den gegebenen Vordersätzen stehen zu bleiben, sondern sogar eine rückgängige Bewegung einzuschlagen. Wäre man ehrlich verfahren, so hätte man alle diese Excesse nicht zu beklagen. Aber das war der Fluch und ist der Fluch des überwundenen Systems, daß es planmäßig alle zeitgemäße Freiheit dem Volke zu entreißen suchte, daß es mit schön klingenden Phrasen dem Volke seine heiligsten Güter nahm, daß es alles Vertrauen zwischen Volk und Regierung untergrub und vollständig, beseitigte. Man glaubte weder den Fürsten, noch ihren Dienern. Und es wird der vollständigsten und gewissenhaftesten Erfüllung der eben jetzt wieder gegebenen Versprechungen Seitens der Regierungen bedürfen, wenn sie wieder Vertrauen gewinnen sollen.

Soll nun das, was wir hoffen, eine Wahrheit werden, wollen wir als ein freies Volk in besseren Zuständen leben,

so dürfen wir auch die dritte der obigen Fragen nicht unbeachtet lassen: Was haben wir dafür zu thun, oder welche Ansprüche macht der stattgefundene Umschwung an uns?

Es ist nah den herrschenden Ansichten gewiß nicht überflüssig, die Bemerkung zu machen, daß die Zukunft grade so sein wird, wie wir sie gestalten werden. Die Zustände werden nicht aus sich heraus; wir sind dabei thätig. Hätte es 1815 eine deutsche Nation gegeben, so konnten Einrichtungen, wie sie ebenso sehr zu unserem Verderben, wie zu unserer Schmach getroffen wurden und über drei Jahrzehende bestanden haben, nicht Platz greifen. Wie sie aber damals Platz gegriffen haben, so werden wir sie heut abermals entstehen sehen, wenn wir es dulden. Wir haben auf zwei Feinde unsere Aufmerksamkeit zu richten, die uns die Früchte der blutigen Siege, welche die Idee der Völkerfreiheit im Februar und März erfochten, wieder entreißen können – die Reaction auf der einen und die E auf der andern Seite. Der letztere Feind wird durch Volksbewaffnung zunächst im Zaun gehalten werden. Dabei dürfen wir es aber nicht bewenden lassen; wir müssen vielmehr die Quellen verstopfen, aus denen diese Rohheit hervorgeht, – wie müssen den Leuten eine bessere Bildung und Erziehung geben und zwar durch das öffentliche Leben; die Schule allein genügt nicht – wir müssen sie aus der Noth, der äußersten, herausheben. Das ist eine schwierige, nur allmählich zu lösende Aufgabe, und sie wird, wie schon oben erwähnt, ohne großartige Mäce außer Europa, wo die Leute sich eine eigene gesicherte Häuslichkeit gründen können, kaum ausführbar sein, da ein, großer Theil der Uebel, an denen wir leiden,

offenbar aus. Uebervölkerung entspringt, Das muß jedoch Gegenstand einer eigenen Betrachtung bleiben.

Der erste der erwähnten Feinde, die Reaction, ist nicht weniger gefährlich. Es ist nicht zu läugnen, daß die jetzt verdrängte, durch Jahrzehnte hindurch am Ruder gewesene Partei Alles anwenden werde, ihr goldenes Zeitalter, wieder zurückzuführen. In diesem Augenblicke schon, kaum ist das vergossene Blut von den Straßen weggewaschen, kaum ist der Kanonendonner verhallt, kaum sind die Barrikaden weggeräumt, regt sich die Reaction. Man setzt Adressen in Umlauf und nöthigt unter allerhand Vorspiegelungen die Leute zu Unterschriften. Sogar Landräthe verschmähen diese Manöver nicht. Denn es gibt Leute, die nichts aus der Geschichte lernen. Beachten wie des Dichters (F. A. v. Stägemann) Mahnung:

„Ewig Recht hat zwar gesprochen
und die Babel hat zerbrochen
unsrer Zeit gewaltig Wort.
Dennoch haltet Wacht, ihr Hüter,
denn des Drachen junge Brut.
schleicht umher, zu verführen die Gemüther.“

Diesen Reactions-Bestrebungen muß das Volk, ohne einen Augenblick die Ordnung zu verletzen, entgegen treten. Die Reactionaire sind gefährliche Feinde der errungenen Freiheit, denn sie entwinden uns die Früchte des Sieges gradezu, oder sie legen den Grund zu neuen Aufständen, ja an einem Bürgerkriege. Diese Rückbewegungen, welche sich in die mannigfachsten Formen kleiden, werden sich namentlich

auch bei der Wahl der Volksvertreter geltend machen, Möge das Volk nur Männer des entschiedensten Fortschritts und, wenn ihm die Errungenschaften der Gegenwart, wenn ihm Volksfreiheit und Recht lieb und theuer sind, keinen Halben wählen. Nur Männer, welche durch ihr bisheriges Leben und Wirken Bürgschaft dafür bieten, daß sie eben so wenig für die utopischen Zustände eines Communisten-Staats als entschieden für eine zeitgemäße, die Rechte und Freiheit auf den breitesten Grundlagen gewährleistende Verfassung streben, für eine Verfassung, die eine Wahrheit ist, und in der Recht und Freiheit auch des Aermsten und Niedrigsten geachtet und nicht durch administratives Ermessen getrübt werden kann. Das Volk ist der Staat; wenn es aber glaubt, das Land werde eines Morgens ohne sein Wirken in hesperidische Gärten umgewandelt sein, und es werde die Güter, nah denen es sich sehnt, nur als goldene Aepfel herunter-schütteln dürfen, so ist es in dem gefährlichsten Irrthume befangen. Die Freiheit wird eine Wahrheit sein, wenn wir sie werden zur wahren Freiheit machen, Das Recht wird herrschen, wenn wir kein Unrecht mehr werden dulden. Das Gesellschaftsgebäude soll für Alle wohnlich sein; wohlan, so rühre Jeder die Hand in seinem Kreise und wirke dazu mit, trage Jeder einen Baustein dazu. Wir wollen, daß in dem neuen Staatsgebäude Recht, Freiheit, Licht, Brüderlichkeit und edler Bürgersinn wohnen auf, laßt uns ersäufen den alten Adam des Philisterthums, der Selbstsucht, der Gesinnungslosigkeit und den neuen Menschen des Rechts, der Freiheit, der Bruderliebe und der Gesinnungstüchtigkeit anziehen, dann wird in dem neuen Tempel wohnen, was wir

darin finden wollen; denn wir sind dann das Recht, die Freiheit und die Wahrheit selbst, Wir singen dann begründeter 1848, als bereits Justinus Kerner vor dreißig Jahren (1818) sang:

„Vorwärts, vorwärts, weiter, weiter,
über Trümmer, ewig todt!
Wehe, Bürgerfahne, heiter
in das frische Morgenroth.

**Unsere
Gegenwart mit ihren Erinnerungen,
Hoffnungen und Ansprüchen.**

(Zweiter Artikel.)

Von

K. F. W. Wander.

Anfang April schrieb ich unter ähnlicher Ueberschrift nieder, was meine Seele bewegte, und es findet sich der Aufsatz im Aprilhefte der Schles, Prov.-Blätter (S. 297 ff.). Gegen zwei Monate sind seitdem verflossen; und ich sehe mich von Innen und Außen zur Fortsetzung jener Betrachtung aufgefordert. Zwei Monate aus den letztverflossenen dreißig Jahren sind ein unbedeutender Zeitraum; aber in unserer Gegenwart ist jeder Tag mehr als ein Jahrzehend sonst; so mancher erfreut sich des Tagewerks eines Jahrhunderts. In einer solchen Zeit verdient jeder Monat einen Rück- und Vorblick. Wir wollen daher unsere erste Betrachtung hier fortsetzen.

Sehen wir zunächst, was in diesem kurzen Zeitraum geschehen ist, Die Ereignisse desselben lehren uns, daß die Sünden der Vater heimgesucht werden, nicht bloß im dritten und vierten, sondern bisweilen auch im dreißigsten und vierzigsten Gliede. Unserem Blicke begegnet zuerst der Kampf mit Dänemark wegen dessen Gelüst nah dem verbotenen Apfel vom deutschen Reichs- oder zur Zeit |Bundesbaume. Das kommt heraus, wenn die Völker |die zu ihrer naturgemäßen Entwicklung nothwendigen Gränzen nicht inne halten, wenn sie auf der einen Seite dieselben nicht behaupten, auf der andern sie überschreiten. Beides ist vom deutschen Volke geschehen. Im Norden gehört den Deutschen offenbar die ganze Küstenstrecke von Riga bis zur Mündung der Ems und weiter, mithin auch die ganze Halbinsel Jütland, Dadurch, daß unsere Vorfahren diese Gränze nicht behauptet haben, ist der Grund zu dem gegenwärtigen schleswig-holsteinschen Kriege mit Dänemark gelegt worden, der, wie es eben den Anschein hat, die Sache ebenfalls noch nicht zur gründlichen Heilung bringen, sondern nur einstweilen beilegen wird. Man wird Schleswig und Holstein als Theile des deutschen Bundesstaates aufnehmen und sie gleichzeitig der dänischen Krone lassen. Diese Lösung aber ist wieder eine halbe, und die Folgen derselben werden über kurz oder lang – Tausend Jahre sind der Geschichte wie ein Tag mit Blut gesühnt werden müssen. Es ist dies mit mathematischer Bestimmtheit vorauszusehen, da wir in eine Zeit eingetreten und, in der das nationale Bewußtsein und das Gefühl der Einheit unter den Völkern erwacht ist; in eine Zeit, in der die ungleichartigen Volkselemente sich gegenseitig abstoßen

und die gleichartigen nach Vereinigung streben. Wer noch darüber in Zweifel sein sollte, der darf sich nur einigermaßen mit den Sympathien des Schweizer Volkes bekannt machen, das unter den mannigfachsten Ausregungen und Gefahren Jahrhunderte hindurch als ein Volk bestanden hat und das dessen ungeachtet jetzt dem Gedanken Raum gibt, es werde sich nach seinen drei Nationalitäten scheiden, sich in seinem französischen Elemente mit Frankreich, in seinem deutschen mit Deutschland und in seinem welschen mit Italien vereinigen.

Während die Deutschen im Norden ihre Gränze nicht behauptet haben, ist dieselbe im Süden von ihnen überschritten worden; sie haben sich einen Theil von Nord-Italien angeeignet. Auch hier bluten unsere deutschen Brüder für die Ausführung eines der Völkernatur widerstrebenden Gedankens, für die Sünden der Väter. Man hat früher, um das mächtige Nationalgefühl der Einheit, das in jedem selbstbewußten Volke wohnt, niederzuhalten, die Völker so viel als möglich zerstückelt. So hat Hermanns Volk, zerspalten und dadurch ohnmächtig, ein Spielball Metternich'scher Experimente, das gelegen; so ist Italien zerschnitten und ohnmächtig worden. Und der Kampf, den Italien gegenwärtig kämpft, ist kein anderer, als den für seine nationale Einheit und Selbstständigkeit, also für einen Gedanken, den jedes Volk geltend zu machen hat, wenn es sich zur Geltung bringen will. Wir können nur bedauern, daß man noch in unsern Tagen Blut vergießt, um einer unaufhaltsam vorschreitenden Idee gewaltsam entgegen zu treten. Denn der Kampf zwischen Ka-

nonen und Ideen ist stets ein ungleichartiger und schlägt zu-
legt stets zum Nachtheil der erstern aus. Italiens Selbstän-
digkeit und Einheit kann für den Welterblickenden und den
mit dem Wesen einer Nationalität Bekannten keinem Zwei-
fel unterliegen. Wir wünschten daher der deutschen Kraft
ein würdigeres Ziel, als sie in der Lombardei findet, Unsern
Kämpfenden in Schleswig-Holstein ist ein günstigeres Loos
gefallen.

Derselbe nationale Kampf hat sich in dem anscheinend
kurzen Zeitraum, der uns den Stoff zur Betrachtung liefert
im Osten unseres Staates, in Posen, entwickelt. Wir können
nicht verhehlen, daß wir ihn mit tiefem Schmerz haben ent-
stehen und fortführen sehen. Wir sind nicht neutral, wir nah-
men stets Partei, nämlich für das Recht und die Wahrheit.
Dessenungeachtet haben wir die beiderseitigen Berichte nur
mit Unbehaglichkeit und zum Theil mit gerechtem Miß-
muthe und Unwillen gelesen. Die deutsche Nationalität will
nicht in der polnischen aufgehen, sondern deren Selbstän-
digkeit erhalten; wer vermöchte das zu tadeln! Die polnische
Nationalität will ihre Selbständigkeit erringen, und hat sie
dazu weniger Recht? Die Freiheit keines Volkes ist gesi-
chert, so lange nicht die Freiheit aller es ist. Muß es nicht
den, der sein Volk innig und warm liebt, mit tiefem Schmerz
erfüllen, wenn er steht, wie es selbst nah Einheit und Selb-
ständigkeit strebt und gleichzeitig, im Süden und Osten, das-
selbe Ringen anderer Nationalitäten mit den Waffen in der
Hand unterdrückt? – Viele unserer Brüder, Polen und Deut-
sche, sind in dem mehrwöchentlichen Kampfe gefallen;
noch weit mehr sind deren verwundet worden; in tausenden

von Familien hat der Kummer gewohnt, sind Thränen um einen Gatten, Bruder, Freund geweint worden. Die Bilder vom Kriegsschauplatz sind schaudererregend, Gewiß ist von beiden Seiten gefehlt worden, Aber war dies entsetzliche Elend nicht ganz zu vermeiden? War eine andere Ausgleichung durchaus nicht möglich? Wenn nicht, so ist bis jetzt noch nichts geschehen, trotz alles vergossenen Blutes, und die nächste Zukunft stellt neue Blutbäder in Aussicht.

Die Polen würden sicher die Gränzlinie gerechter Forderungen überschreiten, wenn sie verlangten, daß diejenigen Theile des alten Polens, welche jetzt eine deutsche Bevölkerung haben, dem neuen polnischen Reiche einverleibt werden sollten; das würde die jetzt bestandenen, von ihnen beklagten, Uebelstände nicht beseitigen, sondern nur umkehren. Die Völker können nicht durch eine eben jetzt bestehende, oder zu irgend einer Zeit bestandene Landkarte auseinander gerissen werden; es ist vielmehr billig, daß sie die Landkarte nach den Völkern richtet. Und so scheint es auch zu kommen. Wenigstens haben sich die deutschen Kreise Posens Deutschland angeschlossen, weil die Deutschen nicht unter einer polnischen Regierung stehen mögen. Jemehr man mit diesem Wunsche einverstanden sein kann, desto mehr muß man aber auch erwarten, daß die Deutschen dasselbe den Polen gestatten werden.

Wir reden so viel von Liberalität. Wer ist liberal? Der, welcher die Freiheit will? Noch nicht. Unsere sogenannten Liberalen wollen alle die Freiheit, aber der größte Theil nur für sich und seine Zwecke. Liberal ist nur, wer die Freiheit, welche er für sich in Anspruch nimmt, auch Andern gewährt

oder gewährt wünscht. Wenn der Freiheitssinn der Deutschen einen sittlichen Werth haben soll, so müssen sie die Güter, welche sie für sich selbst beanspruchen, auch andern gewähren und erstreben helfen.

Während im Norden Schlesiens das deutsche mit dem polnischen Element gerungen hat und noch ringt, bereitet sich im Süden desselben, in Böhmen, ein Kampf des Czechenthums mit dem deutschen Geiste vor. Und so läßt sich denn als erster Hauptzug des kurzen Zeitraums, welchem diese Betrachtung gewidmet ist, der darin zum Ausbruch gekommene Kampf darstellen, welcher die Trennung verschiedener Nationalitäten und deren Selbständigkeit zum Zweck hat.

Aber er charakterisiert sich auch ferner durch das überall erwachende politische Leben und das immer klarere Hervor- und Sichentgegenreten der verschiedensten politischen Richtungen. Er ist der Zeitraum der Klub-Bildungen, welche zuerst in den großen Städten der Monarchie entstanden und in den kleinern allmählich Eingang fanden. Es sei mir gestattet, ein paar Augenblicke dabei zu verweilen, umso mehr, da auch die Volksversammlungen, diese neue Erscheinung auf unserm Boden, meist von ihnen angeregt oder geleitet wurden.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Klubs nach den verschiedenen, im Volke vorhandenen politischen Ansichten und Meinungen auch eine mannigfache, mehr oder weniger entschiedene politische Farbe trugen. Wenn wir zunächst unsere Provinz im Auge behalten, so ist es Breslau, die Hauptstadt derselben, welche im richtigen Verständniß

der Wichtigkeit der beiden Berliner Märztage sich das Verdienst erworben hat, die Folgerungen aus jenen Ereignissen für das Volk zu ziehen und ihm seine Errungenschaften zu erhalten. Von Breslau aus ging in diesem Zeitraum der frische Pulsschlag eines neuen politischen Lebens. Es bildeten sich verschiedene politische Vereine, die alle darin übereinkamen, darüber zu wachen, daß das Verheißene in seinem ganzen Umfange ins Leben trete. Der eine Klub trat nach der Eigenthümlichkeit seiner Mitglieder milder, der andere entschiedener auf. Am kräftigsten machte sich die Wirksamkeit des demokratischen Klubs geltend, nicht weil er ein anderes Ziel als die andern, das der Volkswohlfahrt, sondern weil er es mit jüngern Kräften verfolgte. Aber grade diese entschiedene Wirksamkeit, dieser begeisterte Kampf gegen das alte System mußte ihm eine Menge Feinde machen, die vielleicht noch durch mancherlei Mißgriffe vermehrt wurden. Auch in den Provinzialstädten bildeten sich Klub's. Ihre Wirksamkeit war aber dort noth bei Weitem schwieriger. Mehrere haben sich bereits wieder auflösen müssen, theils weil sie selbst, fehlerhaft organisiert waren, indem ihre Gründer den Begriff „Klub“ mit dem Begriff „Ressource“ oder „Jahrmarkt“ verwechselt hatten, theils weil sich das bisher liberal räsonirende Bürgerthum mit dem Philistherthum zu einem fanatischen Phalanx gegen den demokratischen Geist verquickte. Wo sich derselbe merken ließ, da wurde „Kreuzige“ geschrieen! Alles Unheil, was das alte System seit Jahrzehenden erzeugt und was das Reinigungspulver der Märztage nur auf die Haut des Volkskörpers ge-

trieben hatte, wurde von der verblüfften Masse, deren politischer Blick nicht über die eigene Nasenspitze hinaus reicht und ohne polizeiliche Genehmigung auch nicht darüber hinausginge, diesem Geiste zugeschrieben.

Es bildete sich, – und dies ist ein neuer Zug – in diesem Zeitraum die Reaction vollkommen aus. Sie ist vollständig da; sie wandelt auf allen Straßen, sie guckt aus den Augen und Fenstern, sie klatscht in allen Theegesellschaften, sie brüstet sich auf der Wache, sie macht Pläne für die Zukunft, sie kauft sich in alle Zeitungen ein; sie, die sonst so gläubige, leugnet bereits die Revolution des 18. und 19. März und nennt sie einen „Pöbelauf.“

Fragen wir, wie es möglich gewesen, daß in so kurzer Zeit die Reaction bereits wieder zu solcher Macht hat gelangen können, so liegt die Antwort nahe. Wenn man Unkraut bloß oben abreißt und die Wurzel stehen läßt, so wird es bald wieder neue Zweige gewinnen und in alter Frische und Ueppigkeit dastehen. So ist's gekommen. In jeder Gesellschaft gibt es entschiedene und vermittelnde Naturen. Die erstern wollen bald eine gründliche Heilung, damit nicht alle Vage gepulvert werden muß: das sind unsere Demokraten. Die letzteren wollen nicht zu weit gehen, wollen nicht anstoßen, wollen zwar den Pelz waschen, aber er soll nicht naß werden; sie stehen zwischen der im Augenblick besiegten Partei und den Entschiedenen. Von ihnen hängt die Gestaltung der nächsten Zukunft immer ab. Schlügen sie sich zu den Entschiedenen, so würden sie der Partei des Fortschritts das Uebergewicht verschaffen und die Anhänger des Alten

so schwächen, daß sie keinen Versuch zur Wiederherstellung der bisherigen Zustände und Verhältnisse machen würden. Aber so scharen sie sich aus Angst vor jedem entschiedenen Schritt den letzteren bei, sie werden reactionär und verschaffen so zu ihrem Schaden und des Vaterlandes Unheil Dem den Sieg, was kurz vorher beseitigt worden war. So ist es in den wenig hinter uns liegenden Wochen geschehen. Es kamen die halben, die liberalen Schreier und thaten „Spanndienste am Triumpfwagen der Reaction,“ so schlecht, so sehr sie sich nur mit dem nährt, was das Licht haßt, was das Recht verkümmert und alle Freiheit untergräbt. Diese halben haben die Parteien einander feindlich gegenüber gestellt, während sonst längst der Sieg entschieden wäre; sie, nicht die Plakate der demokratischen Vereine haben die Wiederherstellung des gegenseitigen Vertrauens gehemmt; sie allein haben den Verkehr gelähmt Wahrscheinlich wird diese „Halbheit“ das nicht gereinigte Geschwür im Volkskörper mit einem Quacksalberpflaster flüchtig zuheilen, da es der Mittelmäßigkeit nicht um Begründung eines auf unerschütterlichen Grundlagen ruhenden innern Friedens, sondern um „Ruhe für jeden Preis“ zu thun ist; aber es wird über lang oder kurz wieder aufbrechen und gründlichere Heilung fordern. Geschieht es, so verdanken wir das neue Jucken und Brennen der Wunde, wie alle Kurkosten unseren gegenwärtigen Schreibern gegen den demokratischen Geist, als die Macht des 19. Jahrhunderts. Man hat freilich diesen Geist als einen Geist der Unordnung, der Zerstörung, des Umsturzes und alles Unheils, was je aus Pandoren's Büchse gekommen ist, dargestellt, und es hat

auch nicht an gläubigen Seelen gefehlt, die dies als Evangelium aufgenommen und weiter verkündigt haben. Aber es ist Lüge und Verleumdung; denn der demokratische Geist ist ein Geist der Ordnung, des Rechtes, der Freiheit und Wahrheit und er wird es bleiben.

Die Periode, von der ich spreche, zeichnet sich, was Schlesien betrifft, durch eine Menge Verhaftungen aus, die wir erwähnen müssen. Die meisten derselben sind in Folge der Lasten entstanden, welche die Landleute zu Gunsten der Grundherrschaften zu tragen haben und welche, obgleich deren Ablösung bereits 1811 durch ein Gesetz ausgesprochen ist, bis heut, nah mehr als drei Jahrzehenden nicht erfolgt ist. Wir sind entschieden jeder gewaltsamen Auflösung bestehender Rechtsverhältnisse, auch wenn, wie meist im vorliegenden Fall geschehen ist, aus dem historischen Rechte ein drückendes Unrecht geworden ist, abhold; wir mißbilligen daher ebenso entschieden jeden Frevel, der Seitens der Landbewohner als den sich gedrückt fühlenden Trägern der Lasten, gegen die Grundherrschaften, die meist eben so wenig an der bis heut noch nicht erfolgten Auseinandersetzung dieses Verhältnisses Schuld tragen, erfolgt sind; aber wir schreiben alle Ueberschreitungen der Rechtslinie, alle Excesse, welche die aufgeregten Landleute sich haben zu Schulden kommen lassen, so sehr wir sie beklagen, auf Rechnung derer, welche seit 1815, in einem Zeitraum von mehr als dreißig Jahren, die in unsere Zeit nicht mehr passenden Verhältnisse auf dem gesetzlichen Wege zu beseitigen nicht nur verabsäumt haben, sondern auch in ihrer Verblendung es sich angelegen sein ließen, mittelalterlichen

Einrichtungen durch Herstellung eines sogenannten „christlichen,“ in That und Wahrheit aber sehr unchristlichen Staates immer mehr ‘Ausdehnung und Spielraum zu geben; und darum hoffen wir, daß unsere Richter, wie sie einerseits im Interesse der öffentlichen Ordnung dem Gesetze Achtung verschaffen, auf der andern Seite auch alle die mildernden Umstände, welche zu Gunsten der Angeklagten sprechen, mit in die Waagschale legen werden. Denn auch hier läßt sich das Wort Schillers in Anwendung bringen: „Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, wenn unerträglich wird die Last, greift er hinauf getrostes Muthes in den Himmel und holt herunter seine ewigen Rechte, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst.“

Aber es sind in Schlesien auch Verhaftungen anderer Art erfolgt, die mich daran erinnern, daß ich S. 299 (127. Bd.) des ersten Artikels den frühern, in Betreff der persönlichen Sicherheit, viel beklagten Rechtszustand als überwunden dargestellt habe. Die Gefangennehmung der drei Hirschberger Bürger, Martin, Sachse und Fr. Scholtz und ihre unter militairischer Begleitung erfolgte Abführung auf die Festung Glatz scheinen, wenn man die Art und Weise, in der die Verhaftungen erfolgten, und die Gründe, durch die man sie an den Straßenecken unterstützte, mit den bestehenden Gesetzen vergleicht, keineswegs zu der Annahme zu berechtigen, daß es in dieser Beziehung bei uns besser geworden sei. Die schlesische Presse würde ihre Stellung und Aufgabe gänzlich verkennen, wenn sie sich die Aufhellung dieser in

Betreff unseres Rechtszustandes höchst wichtigen Angelegenheit nicht mit einer größern Wärme annehme, als bisher geschehen ist. Wir wollen indeß hier in keiner Weise der Untersuchung vorgreifen; die Richter werden ermitteln, ob und von wem der Boden des Gesetzes überschritten worden ist, und das Publikum wird es erfahren.²

In den von uns besprochenem Zeitraum fallen endlich auch die Wahlen für das deutsche Parlament und die Preussische National-Versammlung in Berlin. Das Wahlgesetz war insofern nah dem freisinnigsten Grundsatz abgefaßt, als jeder Preuße, der sein 24stes Lebensjahr zurückgelegt hatte und sich im Vollgenuß der bürgerlichen Rechte befand, an der Wahl theilnehmen konnte. Nur wurde von einem großen Theile des Volks, in Schlesien entschieden von der Mehrzahl beklagt, daß die Wahl eine indirekte sein mußte. So sehr der Verf. an sich für unmittelbare Wahlen ist, so glaubt er doch nicht, daß für die gegenwärtige National-Versammlung aus den indirekten Wahlen erheblicher Nachtheil für die Volksvertretung erwachsen sein dürfte. Es hat ihm im Gegentheil scheinen wollen, als haben diese in manchen Kreisen grade durch eine vorhergehende Wahl von Wahlmännern manche Kraft erhalten, die ihr vielleicht bei direkter Wahl entgangen sein würde. Es ist dies, wenn man die Umstände, unter denen die Wahlen erfolgten, betrachtet, auch sehr leicht einzusehen. Es geschah in einer Zeit, in der die

² Zwei derselben, die Hrn. Martin und Sachse, sind bereits am 28. Mai zurückgekehrt. Bei beiden hat zu einer Verhaftung nichts vorgelegen.

Masse des Volks sich noch auf einem so niedern Standpunkte politischer Bildung befand, daß es ihr hier und da äußerst schwer fallen, an andern Orten gradezu unmöglich werden mußte, den Mann herauszufinden, welcher dazu alle erforderlichen Eigenschaften besitzt. Ueberdies war die ganze Aufmerksamkeit der Landleute auf ihre Verhältnisse zu den Grundherrschaften gerichtet, weßhalb sie selbst auch nur solche Männer im Auge behielten, von denen sie erwarteten, daß sie grade entschieden für die Aufhebung aller der drückenden, auf den Landbewohnern ruhenden Feudalresten hinwirken würden. Es herrschte zur Zeit der Wahl ein so großes Mißtrauen dieses Theils der Bevölkerung gegen alle solche Männer, von denen man glaubte, sie ständen in freundschaftlicher Beziehung mit Rittergutsbesitzern, wie z. B. Juristen, daß man sich deßhalb nicht selten für Männer entschieden hat, denen zum Volksvertreter nichts mehr als Alles fehlt, für Männer, die in der allergewöhnlichsten, um wie viel mehr in einer so hochwichtigen Zeit, als es die gegenwärtige ist, für vollkommen ungeeignet gehalten werden müßten. Das Verzeichniß der Abgeordneten und ihrer Stellvertreter wird zur Charakteristik der besprochenen Monate, d. i. unserer nächsten Vergangenheit keinen uninteressanten Beitrag liefern. Die wenigen Wochen, von denen wir reden, erhalten nun noch dadurch eine besondere Wichtigkeit, daß das Parlament in Frankfurt wie die National-Versammlung in Berlin darin eröffnet worden sind. Jenes geschah am 18. Mai, dieses vier Tage später, obgleich es vorher hieß, man werde erst nah dem Schluß des Frankfurter Parlaments die Preußische Volksvertretung einberufen.

Mit einer solchen Spannung und so großen Erwartungen hat man wohl noch nie auf die Vertreter des Volks geblickt, als es eben jetzt in Betreff der beiden Nationalversammlungen geschieht. In Schlesien steigert sich die Noth in einzelnen Gegenden immer mehr, aber man setzt ihr von Seiten des Volks die Hoffnung einer bessern Zukunft entgegen. Noch liegt die friedliche Entwicklung unserer Zustände in den Händen der Volksvertreter. Sie können, falls sie den Muth haben, mit der Vergangenheit entschieden zu brechen, den Grund zu einer schönen Zukunft legen, deren unveräußerliches Erbtheil Wohlstand, Bildung und Gerechtigkeit ist. Versäumen sie es, eine gründliche Heilung der Uebel, an denen das Volk sieht, anzubahnen, begnügen sie sich mit einer bloßen Ueberpflasterung, so werden alle die Folgen, welche daraus hervorgehen, ihnen gebuht werden müssen, und Denen, welche zu einem solchen Ergebniß mitgewirkt haben.

Zunächst sieht die Mehrzahl der Schlesier nur darauf, daß die Verhältnisse der Landbewohner zu den großen Gutsbesitzern, sowie die der Handwerker und Arbeiter geordnet und der Grund zur Beseitigung der materiellen Noth gelegt werde. Darauf allein ist das Augenmerk der Masse bei den Ur- und Abgeordnetenwahlen gerichtet gewesen. Die Verfassungsfrage kommt nur insofern bei ihnen in Betracht, als deren Beantwortung zur Erreichung des angedeuteten Zweckes mitwirkt. Wir unsererseits wünschen aufrichtig, daß die Lösung allet Fragen, deren Beantwortung die Gegenwart ersehnt, seien sie rein politische oder mehr oder weniger soci-

ale, durch die berufenen Versammlungen auf parlamentarischem Wege gelöst werden, weil dies für das Wohl Aller unbedingt die heilsamste ist. Dazu, daß sie auf diesem Wege erfolge, wird jeder wahre Volksfreund aus allen Kräften mitzuwirken suchen. Wer aber die Zustände des Volkes und die aus der herrschenden Noth erzeugte Stimmung nur einigermaßen kennt, wird einräumen, daß die Aussichten in die Zukunft für uns keine heitern sind, falls die Volksvertreter auseinandergehen und heimkehren, ohne die Lebensfragen der Gegenwart gründlich gelöst zu haben. Die Sturmvögel machen den Sturm miß, sie verkünden ihn nur; und es bleibt deßhalb nicht aus, wenn auch die Schiffer sie hassen. Daß Befürchtungen nicht ungegründet sind, beweisen die Ereignisse der letzten Tage. Wien hat seine März-Forderungen, gegenüber dem eingewurzelten volksfeindlichen Metternich'schen System bereits zweimal im Monat Mai durch Barrikaden wiederholen müssen. Jene Partei, welche seit Jahrzehenden die Völker geknechtet hat, halt ihre Zugeständnisse nur so lange, als sie durch die Macht des Volkes dazu gezwungen ist. So lange dieser Partei auch nur ein Theil der Gewalt bleibt, wär' er auch noch so gering, so wendet sie ihn zur Ausdehnung derselben; und fühlt sie sich stark genug, so benützt sie die günstigste Gelegenheit, die erkämpfte bessere Ordnung der Dinge umzustößen und das alte System wieder einzuführen. In Oesterreich ist es zur Zeit noch nicht gelungen; aber in Neapel herrscht in diesem Augenblick der alte Absolutismus. In Preußen zieht die Reaction einstweilen gegen die Wächter der Errungenschaf-

ten der Märztage, gegen die demokratischen Vereine in allerhand Verleumdungen und verschiedenen Adressen zu Felde. Man verdächtigt dem Volke die Männer als Aufwiegler und „Wühler,“ welche allein Muth und Selbstverleugnung genug besitzen, gegenüber einem mächtigen, auf Bajonette und Kanonen sich stützenden System die wahren Interessen des Vaterlandes wahrzunehmen.

Es ist allerdings zu beklagen, daß die Ruhe, welche zur lohnenden Betreibung der Berufsarbeiten, das Vertrauen, welches zur Belebung des Verkehrs erfordert wird, noch nicht wieder hergestellt ist; allein daran sind die demokratischen Vereine wahrlich nicht Schuld. Auf Rechnung der Reaction müssen wir diesen beklagenswerthen Zustand schreiben, weil sie durch ihr Treiben die Mißmuthsäußerungen und Widerstrebungen der demokratischen Partei hervorruft. Schlösse sich überall ein lehensfrisches, gesundes Bürgerthum den demokratischen Vereinen an, oder besser, lebte der demokratische Geist selbst im Bürgerthum, so bedürfte es besonderer Klubs gar nicht. Wir wünschen aufrichtig dem Volke bald jene edle Ruhe, in der alles wahre Leben, das geistige, wie körperliche und gewerbliche, gedeiht; wir halten diese Ruhe für eine der höchsten Güter der Gesellschaft, für die erste Lebensbedingung derselben; aber wir wollen nicht die Ruhe um jeden Preis, nicht die Ruhe, welche uns bezahlte Artikel anpreisen, die Ruhe der Philister. Schon längst wären wir im Besitz, nicht dieser, sondern jener ersteren Ruhe, wenn sich das Volk in allen Hauptstädten, in allen Provinzen, in Stadt und Land entschieden – ich meine

nicht durch Barrikaden und Katzenmusiken – für die verheißene Verfassung auf breitesten Grundlagen ausgesprochen hätte; wir erfreuten uns schon längst jener Ruhe, wenn es nicht Männer gäbe, die den Geist der neuen Staatsverfassung nah der alten Methode administrierten. Ist es wohl ein Wunder, wenn das alte System wieder hier und da anmaßender hervortritt, da durch den ganzen Staat, mit wenigen Ausnahmen, alle Diener desselben auch noch Diener des neuen sind, Wenige Tage nach dem 19. März erheben tausend Stimmen ich für die constitutionele Monarchie, die den Abend vorher noch die absolute für die beste Staatsform gehalten hatten und die Jedem, der das Wort: „Es lebe die Constitution“ auszusprechen gewagt hätte, einen Hochverrathsprozeß gemacht haben würden. Ist es unwahrscheinlich, daß sehr viele von den Stimmen, welche sich jetzt massenweise als der verheißenen Constitution zugethan vernehmen lassen, nach Umständen sich wieder als treue Anhänger des absoluten Königthums erklären würden? Was will ich damit sagen? Doch nur, daß es einem großen Theile der constitutionellen Schreier keineswegs um die Constitution, sondern um ihren Vortheil zu thun ist. Wer gestern noch die absolute Herrschaft für die alleinseligmachende hielt, der soll heut eine treue Stütze der verheißenen Constitution sein? Ich glaube es nicht; darum sehe ich die lautersten und ehrlichsten Kämpfer für eine constitutionelle Verfassung in den Vereinen, in welchen demokratischer Geist weht, welchen Namen sie auch führen mögen, wie dies namentlich, so viel mir bekannt, in den meisten Breslauer Klubs der Fall ist.

Möchten sie die Verhältnisse, falls es mir gestattet sein sollte, noch Einen derartigen Artikel zu verfassen, bis dahin so gestaltet haben, daß ich ein recht freundliches Bild entwerfen könnte!

Schlesische Provinzialblätter
1848, Band 128, S. 208

**Des
Lehrers Verruf in der Gegenwart.**

Von
K. F. W. Wander.

Das durch unsere März-Revolution überwundene alte Regierungssystem, welches die Reaction gern wieder zur Herrschaft brächte, kannte kein größeres Vergehen, als die Beschäftigung mit Politik, als das Streben nach Kenntniß des öffentlichen Lebens und der staatlichen Zustände. Man setzt von jedem Menschen voraus, daß er das Haus kenne, in dem er wohnt, den Zustand, in welchem es sich befindet, und die Ordnung oder Unordnung, die darin herrscht. Ginge ihm diese Kenntniß ab, so würde man sich eben kein günstiges Urtheil über ihn bilden, man würde ihn für stumpf- oder gar blödsinnig halten. Dieser Stumpf- oder Blödsinn galt unter dem früheren Regierungssystem als die erste und höchste Tugend des Bürgers. Dieser mußte, wenn von den Zuständen seines Volkes, von dem Verhältniß des großen Hauswesens, Staat genannt, die Rede war, nicht nur in einer ollständigen Unwissenheit sich befinden, sondern auch die höchste Theilnahmlosigkeit zeigen, Die ganze Politik eines „guten Bürgers“ jenes Systems bestand darin, daß er sagte? „Was geht das mich an. Das ist nicht meine Sache. Ich gebe meine Steuern und damit Basta!“ und daß er am 3. August

oder 15. Oktobert „Heil dir im Siegerkranz“ sang. Jede nähere Betheiligung an den Zuständen des Staates, namentlich eine genauere Kenntniß und Prüfung der Negierungsmaßregeln, ward unter dem Namen „politische Umtriebe“ begriffen und nach irgend einem Ministerial-Rescript, einer Cabinetts-Ordre oder nach irgend einem Bundesbeschlusse streng geahndet. Man wollte durchaus nicht, daß das politische Hauswesen näher betrachtet werde, und stellte demselben somit selbst das Zeugniß seiner Erbärmlichkeit aus. Wer ein gutes Haus besitzt, der wird nicht fürchten, daß es zusammenfällt, wenn es von Außen oder Innen angesehen wird, oder wenn etwa Jemand etwas unsanft daran stößt. Ist freilich ein Gebäude morsch, dann muß die Polizei Sorge tragen, daß nicht daran gerührt werde; ja sie darf nicht einmal das Hineintreten oder das Herumwandeln in dessen Nähe zugeben, weil dadurch der Zusammensturz veranlaßt und viel Unglück herbeigeführt werden kann. Und so war es denn auch mit dem Staatsgebäude; die neueste Zeit hat gezeigt, daß die Wächter desselben sehr wohl gethan haben, die nähere Betrachtung desselben und des ganzen innern und äußern Getriebes nah Möglichkeit zu erschweren.

Wenn nun aber Beschäftigung mit Politik schon für den gewöhnlichen Bürger eine bedenkliche Sache war, so war es für einen Beamten, namentlich aber für einen Lehrer gradezu gefährlich, sich damit zu befassen. Man sah über alle andern Fehler und Gebrechen des Lehrers weg; er konnte auf die Jagd gehen, statt in die Schule; er konnte Kegel schieben, statt seine Schüler vorwärts; er konnte mit der Karte statt mit Büchern und pädagogischen Zeitschriften

spielen; er konnte alle zehn Gebote übertreten – für jede dieser Sünden, wenn man sie überhaupt bemerkte, war Verzeihung zu erhalten, nur für Eine nicht – Beschäftigung mit Politik. Dies war die Sünde gegen den heiligen, d. i, unheiligen Geist des alten Staatsprincips, die Sünde, gegen welche keine Verzeihung zu erhalten war. Und was Alles für Beschäftigung mit Politik erklärt wurde, das hab‘ ich sammt und sonders, und vielleicht hat es kein schlesischer Lehrer besser als ich, in zwei mehrjährigen Untersuchungen erfahren, wie Jeder, der sich davon überzeugen will, aus der Schrift: „Fünf Jahre aus dem Leben eines deutschen Volksschullehrers“ (Grimma, Verlags-Comptoir 1848), welche meine Disciplinar-Untersuchung enthält, ersehen kann. Ich weiß nicht, ob Jemand in solcher Beziehung noch mehr gemaßregelt werden kann, wie ich es worden bin. Und warum? Weil ich forderte, daß der Lehrer für das Leben bilden solle, daß er aber, um dies im Stande zu sein, erst selber in der Mitte seiner Zeit stehen und sie und ihre Lebensaufgaben kennen müsse.

Diese Forderung habe ich seit einer Reihe von Jahren wiederholentlich an die Lehrer ausgesprochen, zu einer Zeit, als sie auszusprechen, gewagt, weil gegen das Regierungssystem gerichtet, war. Nachdem dies Princip einem andern Platz gemacht hat, sollte es unnöthig sein, sie zu wiederholen; aber die Zeit lehrt, daß es nothwendiger denn je ist. Darum will ich mir gestatten, in Kürze die Frage zu beantworten: Was fordert die bewegte Gegenwart vom Lehrer des Volks? wobei ich es den Lehrern an den höhern Anstalten überlasse, ob sie sich ebenfalls als „Lehrer des Volks betrachten wollen. Ein großer Theil derselben hat es wenigstens bis

jetzt unter seiner Würde gehalten, sich mit Volksinteressen zu beschäftigen.

Es ist uns eine Verfassung auf breitester Grundlage verheißen, und wir wollen, daß dieselbe eine Wahrheit werden soll. Wie kann sie es aber werden? Nicht das Volk ist das freieste, welches die freieste Verfassung auf dem Papiere hat, sondern das, in dem das Gefühl und das Bewußtsein der Freiheit jeden Einzelnen durchdringt. Man kann überzeugt sein, daß von zwei Völkern dasjenige, welches ein geringes Maß von Rechten zugesichert hat, sich aber deren bewußt ist, freier und selbständiger dastehen wird, als ein anderes, mit einem höhern Freiheitsmaße begünstigt, welches sie aber nicht kennt und daher nicht zu achten und zu schätzen weiß. Diese „breiteste Grundlage“ eines zeitgemäßen politischen Verfassungs- und Rechtszustandes ist der, daß das Rechts- und Freiheitsbewußtsein alle Staatsbürger durchdringe. Diese „breiteste Grundlage“ läßt sich aber nicht dekretieren, auch nicht auf Barrikaden erobern; sie ist ein Werk des Friedens und soll namentlich von all den Männern aufgeführt werden, die sich Volksbildung zu ihrem Lebensberuf gemacht haben, welche Stellung sie auch im Leben einnehmen, Aber unter allen halte ich die Volkslehrer zunächst dazu für verpflichtet. Es ist eine Aufgabe der neuen, freien Volksschulen. Jeder Lehrer, der seine Zeit ergriffen hat, oder von ihr ergriffen worden ist, wird einsehen, daß von ihm, als Volkslehrer, nicht Alles geschehen ist, wenn er auch wirklich in den Lehrstunden, die der Lectionsplan vor-

schreibt, das Seine redlich gethan hat; er muß auch außerhalb der Schule zeigen, daß ihm des Volkes Wohl ins Herz gewachsen ist.

Ich vernehme die Frage aus dem Munde eines Lehrers: „Wie sollen wir denn dahin wirken, daß das politische Freiheits- und Rechtsgefühl allgemein im Volke verbreitet werde?“ Fürs Erste, erwidere ich diesem Frager und seinen Genossen: Verschafft Euch dies Bewußtsein selbst Ohne dasselbe steht Ihr als Mumien aus einer früheren starren Zeit in der neuen bewegten, lebendigen Gegenwart, Wer mit den Verhältnissen des Lehrerstandes nur einigermaßen bekannt ist, wer namentlich den geistigen und materiellen Druck, der Jahrzehende auf den Lehrern gelastet, mit empfunden hat, der wird eine solche Forderung nicht für überflüssig halten. Ich verzichte auch im Voraus darauf, daß derselben von einem gewissen Theile der Volksschullehrer nahekommen werden wird; ich meine von den fix und fertigen Schulmeistern, die ihre Stunden abhalten und sich übrigens um ihr Volk und ihr Jahrhundert so wenig bekümmern, als um das Dasein der Mondbewohner, oder ihr Jahrhundert um sie. Ich schreibe nicht für sie, die meinen Styl nicht vertragen, wie sie erst neulich gezeigt, als ich in meiner „Offenen Erklärung“ den Gedanken zu verlautbaren mix erlaubt hatte, daß ein großer Theil der Lehrer nicht den Muth hätte, ihren geistlichen Schulinspectoren gegenüber das auszusprechen, was sie denken und fühlen, wenn sie nach Maßgabe des auf ihnen bestandenen Druckes überhaupt noch die Fähigkeit besäßen, zu „denken und zu fühlen. Dadurch hab‘ ich mich stark vergangen und ich werde schwer auf Verzeihung zu

rechnen haben, ich müßte denn irgendwie einmal über Verbesserung ihrer „Lage“ ein ihnen zusagendes Wort sprechen, das ich auch obgleich thun will, indem ich ihnen eine gute Pension wünsche. Ich schreibe nicht für die Todten, sondern für die Lebendigen, und Jedermann, der sich dies Vergnügen machen will, unsere Provinz zu durchwandeln, wird sich überzeugen, ob es Lehrer gibt, die nicht die Fähigkeit besitzen zu denken und zu fühlen, selbst unter denen, die mit dem allgemeinen Ehrenzeichen geschmückt sind. Was sie zu meiner Anforderung sagen werden, weiß ich im Voraus: „Das geht nicht! Unser Volk ist zu dumm.“ Sie vergessen aber hinzuzusehen, wer Ursach ist, daß es mit dem Volke nicht besser steht.

„Ich wende mich zu den Lehrern, welche denken und fühlen, d. h. ihre Zeit verstehen und von den Ideen derselben berührt werden. Auch die haben früher nur in sehr beschränktem Maße ihren Volksbildungsberuf außerhalb der Schulstube erfüllen können; aber sie haben damals, wie es Jeder mußte, in die Verhältnisse sich gefügt. Jetzt ist es aber anders, und darum sind auch die Ansprüche an sie andere. Ich weiß, wie sehr: ein großer Theil von ihnen belastet ist, nicht bloß mit Arbeit, sondern auch mit Sorgen, aber ich habe in allen Kreisen Männer unter ihnen kennen gelernt, welche lebendig von dem Streben für Volksbildung, weil für Volkswelt, durchdrungen sind. Diese werden gewiß allwöchentlich, wie schon so Mancher von ihnen bewiesen hat, noch ein Paar Stunden erübrigen, um in ihren Gemeinden Verhandlungen abzuhalten und durch Vorträge über die bedeutendsten Zeitfragen belehrend zu wirken, Das Feld für

ihre Wirksamkeit in dergleichen Gemeinde- oder Volksversammlungen ist nicht klein. Fürs Erste müßte stets ein kurzer Bericht über die Zeitereignisse mit den nöthigen Erläuterungen gegeben werden, “ wodurch in den Gemeinden allmählich das Bewußtsein der Zeit aufwachen würde. Daran müssen sich Vorträge über andere, theils politische, theils nicht politische Fragen, wenn es deren in unsern Tagen gibt, anschließen. Noch herrscht die größte Unkenntniß, ja was noch schlimmer ist, es herrschen die ärgsten Vorurtheile und Irrthümer in Betreff der Begriffe: Constitution, Demokratie, Republik, Socialismus, Communismus, Emancipation der Schule, Ein- oder Zweikammersystem, direkte und indirekte Wahl, Veto, Verantwortlichkeit der Minister, Vereidung des Heeres und der Beamten auf die Verfassung, Steuerbewilligungsrecht, Staatshaushalts-Etat, Schieds- und Schwurgerichte, Gemeindeordnung, Bürger-, Volks- und Landwehr-Kapital und Arbeit, Vereinigungsrecht, Preßfreiheit u. v. a. m.

Wer soll denn das Volk darüber belehren? Zunächst hat allerdings Jeder, wie er in Folge des Versammlungsrechtes dazu befugt ist, auch als Bürger die heilige Pflicht, es zu thun, wenn er es vermag; aber man muß doch voraussetzen, daß in einer Gemeinde, falls sich sonst Niemand dazu fände, der Lehrer die Fähigkeit dazu besitzt und das Bedürfniß, dies zu thun, in seiner Brust fühlt.

Wie oft wird darüber geklagt, daß ein Geist der Rohheit in der Gemeinde herrsche; wo sollte der edle Geist der Bildung herkommen, wenn ihn Niemand pflegt. Die Schulstunden und die Predigt allein thun es nicht, Daher, Lehrer der Gegenwart, Volkslehrer, d. i. von Berufswegen Demokraten

oder Volksmänner, versäumt nicht, allwöchentlich einige Stunden den Gemeinden zu opfern! Habt Ihr nicht selbst Zeit, einen belehrenden Vortrag niederzuschreiben, so fehlt es ja jetzt wahrhaftig nicht an passenden Aufsätzen. Nun bedarf es freilich einer Auswahl; denn was nicht faßlich, volksmäßig geschrieben ist, das klingt nicht ganz und Ihr würdet dann, wenn es an Theilnehmern fehlte, dem Volke zur Last legen, was Ihr oder der Inhalt des Vortrags verschuldet, Versucht es, und Ihr werdet bald die Früchte davon inne werden. Auf diesem Wege werdet Ihr nicht nur die „breiteste Grundlage“ zu einer wahrhaft freien Verfassung legen, weil Ihr derselben den Inhalt gebt, Ihr werdet auch die Schule mit dem Leben verbinden, indem das Volk steht, daß es seine Lehrer wohl mit ihm meinen und daß es in den Stand gesetzt wird, sich seiner Schulkenntnisse bewußt zu werden und einen Gebrauch davon zu machen. Jeder wird bald genug in seiner Gemeinde Kräfte finden, die ihn auf die eine oder andere Weise unterstützen. Der Eine wird mehr, der Andere weniger vermögen, aber Etwas kann und soll Jeder thun. Wer es versäumt, es wird ihm als Unterlassungssünde gebucht werden. Vielleicht sagt der Eine oder der Andere: Ich möchte wohl, aber ich fürchte anzustoßen. Ei, wie kannst du so reden, mein College; wer nicht anstoßen will, muß nicht geboren werden. Glaubst du denn, daß irgendetwas Gutes in der Welt ausgerichtet worden ist ohne Anstoß? Das Bewußtsein, Gutes gewollt und angestrebt zu haben, erhebt über dergleichen Befürchtung und Beklemmung.

Was soll der Volkslehrer der Gegenwart? Er soll die Bedürfnisse seines Volks kennen und an der Wohlfahrt desselben nah dem rechten Verständniß der Zeit thätig mitarbeiten. – Möchten doch auch andere Zeitschriften, namentlich auch pädagogische, diesen Gegenstand zur Sprache bringen!

Schlesische Provinzialblätter
1848, Band 128, S. 273

Die
Angestrebte Schulreform des vormaligen
Ministers Schwerin.
Von
H. F. W. Wander.

Es dürfte kaum einen Gegenstand geben, über den in den letzten Jahrzehenden so viel geschrieben und gewünscht worden wäre, über den man so viel gerechte Klagen erhoben hätte, als grade über das Volksschulwesen. Aus den methodischen Leitfäden und Handbüchern, mit denen wir gesegnet worden sind, könnten sich, da es Germanien an einer Flotte fehlt, die deutschen Bundestruppen die breiteste Verbindungsbrücke von Jütland nach Alsen bauen, um den Dänen einen Besuch zu Fuße zu machen, könnte der Osten Deutschlands eine Art chinesischer Mauer gegen russische Gelüste aufführen. Und dennoch sind dieser Fruchtbarkeit der pädagogischen Presse, wie der Unzahl von Verordnungen ungeachtet, mit denen wir, besonders seit 1840, in einem Maße gesegnet worden sind, daß auch eine kräftige Natur Verdauungsbeschwerden erhalten kann, die Wünsche nicht gestillt, die Klagen nicht verstummen gemacht worden, Ja, sie wuchsen in den bedenklichsten Progressionen, jemehr Medikamente von Oben dagegen verschrieben wurden, Es

war eine gefährliche Krankheit, die ihren Sitz nicht in der Schulstube hatte. Die Säfte im Volkskörper waren verdorben. Im März kam das Fieber zum Ausbruch. Wie hat es den Körper geschüttelt, wie schüttelt es ihn zum Theil noch! Aber die Krankheit ist erkannt und man geht an eine Grundkur. Daß bei dieser auch die Volksschule eine zeitgemäße Umgestaltung bedarf, ist so bekannt, wie, daß dieselbe schon vielseitig gefordert worden ist. Schon beim vereinigten Landtage waren eine große Anzahl darauf bezügliche Petitionen eingegangen, die jedoch, wie sich das bei einem Ministerium Eichhorn fast von selbst versteht, gar nicht erst zur Berathung kamen.

Jetzt sind aber bei den National-Versammlungen eine Menge Anträge auf eine Reorganisation des gesamten Volksschulwesens gestellt worden, und die Volksvertreter sind nach ihrer bedeutenden Mehrheit in Frankfurt wie Berlin von der Nothwendigkeit überzeugt, in die neuen Zustände auch eine neu organisierte Schule¹ zu stellen. Seitens der Lehrer sind selbst eine Menge Wünsche in Folge bisheriger Erfahrung ausgesprochen worden.

Während indeß das Volk, wie der besonders dabei berührte Lehrerstand die Umgestaltung von der National-Versammlung erwarteten, erschien plötzlich ein Rescript des Herrn Ministers Schwerin, worin derselbe den Entschluß aussprach, schon auf dem Wege der Verwaltung diejenigen

¹ Vgl. meine „Alte und neue Volksschule. Ein Wort an die Vertreter des deutschen Volks, sowie an alle Freunde wahrer Volksbildung, Breslau bei Ed. Trewendt 1818.

zeitgemäßen Verbesserungen im Volksschulwesen auszuführen , für die es der vorhergehenden Beschlüsse der National-Versammlung nicht bedürfe.

Seit einer langen Reihe von Jahren war es vielleicht das erste Mal, daß das Ministerium mit einem solchen Eifer selbst die Initiative in Bezug auf einzuführende Verbesserungen auf dem Boden der Volksbildung ergriff, Während die ersten unvollkommenen Nachrichten davon bei den Einen eine gewisse Verwunderung hervorriefen, fingen Andere, leicht erregte Gemüther schon an, darüber zu freuen. Leider wurde diese Freude sehr getrübt, als das Rescript des Ministers öffentlich erschien, Man mußte darin lesen, daß die Lehrer mit ihren Wünschen und Anträgen zwar zuvor gehört werden, daß dieselben aber nur in Kreis-Versammlungen unter dem Vorsitz des Landraths und der Schulinspectoren zusammentreten und sie verlautbaren sollten; daß ihnen nur unter diesen Vorsitz gestattet sei, einen Abgeordneten zu einer Provinzial-Conferenz, an welcher wieder die Seminar-Directoren und Schulräthe der Provinz theilnehmen würden und in denen ein Commissarius des Ministeriums den Vorsitz führen werde, zu wählen, Dieser, von dem Minister des Unterrichtswesens vorgezeichnete Weg zur administrativen Reform des Volksschulwesens war nicht geeignet, Hoffnungen zu erwecken, er schlug vielmehr die vorhandene nieder.

Wenn unserem Volksschulwesen wahrhaft geholfen werden soll, so kann es wahrlich nicht durch neue, von alten, Eichhorn'schen Ministerial- und Schulräthen erfundene Ausbesserungen geschehen, sondern lediglich dadurch, daß

der Schule eine andere Stellung gegeben, daß sie aus dem abhängigen Verhältniß zur Kirche befreit und durch eigene Organe geleitet, werde.

Die Volksschule hat bisher nicht geleistet, was sie als solche zu leisten berufen ist, theils, weil sie sich nicht frei bewegen konnte, da sie überall an gothische Kirchenecken stieß, theils weil es ihr – und das ist die Pute, aber eine Folge von jenem – an den dazu erforderlichen Lehrkräften fehlte. Wem wäre, nach dem, was auch in diesen Blättern, die seit ihrem Bestehen stets Allem auf Volksbildung Bezug habenden bereitwillig ihre Spalten geöffnet haben, über diesen Gegenstand verhandelt worden ist, noch unbekannt, wie es mit der Vor-, Aus- und Fortbildung der Volksschullehrer steht, in welcher Stellung sich dieselben befinden, wie materieller und geistiger Druck die Schwingen ihres Geistes gelähmt, wie er ihnen nur Ein Ziel ihres Strebens gelassen hat – Verbesserung ihrer äußern Lage, wie sich ihre Redefreiheit – vom Katechismus und dem Einmaleins in der Schule abgesehen, – nur auf den Ruf nah Brot beschränkt, wie ihnen aus der großen Muthfamilie nur das pinsliche Ehepaar Unmuth und Demuth geblieben ist.

Freilich hat ein Theil der Volksschullehrer den Kopf über diesen Zustand erhoben; aber bildet ex überall die Mehrzahl? Sind die zu ihm zählenden Glieder alle so entschieden, daß sie sich in dem, was für das Beste der Volksbildung zu fordern ist, durch äußere Einflüsse gar nicht irre machen lassen? Werden sie da, wo man die Stimmen zählt und nicht wägt, nicht unterliegen müssen, also als gar nicht vorhanden angesehen werden? Das wird aber der Fall sein,

wenn sie in Kreisversammlungen mit allen andern Lehrern, die noch nicht über die Fragen der Zeit sich selbst eine Meinung gebildet oder, wenn dies auch der Fall ist, eine so gute bürokratische Erziehung genossen haben, sich nie so weit zu vergessen, einen Gedanken aussprechen zu wollen, der möglicher Weise einem ihrer Vorgesetzten unangenehm sein könne, dies auch in Rücksicht der mannigfachen, ihnen zu Theil gewordenen Nachsicht gar nicht wollen.²

Und unter solchen Umständen sollen die Volksschullehrer, welche bisher unter strenger geistlicher Obhut gestanden haben Und noch stehen, die von den Dienern der Kirche als

² Wie wäre es mir möglich, sagte ein Lehrer des Hirschb. Kreises, gegen das, was der Hr. Superintendent will, zu stimmen, da ich erst kürzlich durch denselben 10 rthl. Unterstützungsgelder in meiner kümmerlichen Stellung erhalten habe! Der Fall steht nicht vereinzelt; der Eine hat Geld, der Andere was Anderes empfangen. Darum ist es eine Unmöglichkeit, daß unter dem angeordneten Vorsitz ein freies Aussprechen je stattfinden werde. Grade deßhalb ist eine andere Stellung der Schule zu wünschen, damit die Lehrer nicht fürder, was sie zum nothwendigen Bestehen bedürfen, als ein Almosen, aus geistlichen Händen empfangen. Bis dahin dürften sh nur wenige der Gedrückten erheben. Der Thaler ist ihnen Alles, und sie stoßen sich nicht an die Emballage der Gnade, in die er eingehüllt ist. Aber kann das Volk länger gestatten, daß man die doch von ihm erworbenen Gelder in einer Weise verwendet, wodurch ein in moralischer Beziehung höchst nachtheiliger Einfluß ausgeübt wird? Lehrer, die in geistlicher Knechtschaft leben, können den Geist einer edlen Freiheit nimmer über die Jugend ausgießen. Nun wird der Schweiß des Volkes aber gradezu dafür verwandt, die ohnehin gedrückten Lehrer durch hingeworfene Gnadenbrocken noch mehr zu knechten. Es muß ein Ende nehmen mit solcher Gnade; sie ist des freien Mannes unwürdig.

Präparanden beaufsichtigt, als Seminaristen im kirchlichen Sinne beschult und als Lehrer inspicirt worden sind, dem gegenwärtigen System, und zwar unter dem Vorsitz der Männer, welche als die Träger desselben galten, den Krieg erklären und auch noch unter dem mächtigen Beamten-Einfluß bis auf unbekannte Zeit fortwirken? Das heißt, sehr viel verlangen; und das betreffende Ministerium hegt, wie aus der Antwort desselben auf die eingereichten Proteste hervorgeht (Schles. Zeit., 1848 No. 148), in der That solche Erwartungen. Dieser Umstand bestärkt mich aber aufs Neue in der Ansicht, daß man oben die Zustände sehr häufig anders glaubt und sieht, als sie unten sind, Und auf diesem Wege sollte ein Resultat zum Besten einer zeitgemäßen Reform des Volksschulwesens gewonnen werden? Auf dem Boden des herrschenden Systems und unter dem bisherigen Einflusse desselben soll von Männern, die durch dasselbe gebildet sind, die seine Luft athmen, die unter seinem Schutze, zum Theil von seiner – Gnade leben, der Kampf gegen dasselbe eröffnet werden? Und das alte System soll den Boden hergeben, ohne Grundzins zu fordern? Soll den Vorsitz führen, ohne sich zu regen? Soll den Sturm auf seine Festen gestatten, den es so leicht – durch einige süße Reden beschwören kann? Ich vermag solche wunderbare Dinge nicht zu erwarten. Und, wenn es nicht geschehen kann, so kann auch die Maßregel zu keinem erwünschten Ziele führen.

Dies wurde auch sofort von Denen, welche überhaupt wissen, worum es sich handelt, erkannt. Die Breslauer Lehrer reichten unter dem 16. Juni einen Protest gegen die Ab-

haltung von Lehrer-Versammlungen unter dem vorgeschriebenen Vorsitz der Landräthe und geistlichen Schul-Inspectoren ein, an den sh viele Lehrer der Provinz anschlossen. (Vgl. Schles. Schull.-Zeit. Nr, 11 S. 202 f.) Die in dem Protest ausgesprochene Bitte: „Das hohe Ministerium wolle die Verfügung dahin abändern, daß die Kreisversammlungen der Lehrer durch Standesgenossen, welche aus freier Wahl hervorgegangen sind, geleitet werden möchten,“ war aber erfolglos und hatte durch die nachträgliche Schlußbemerkung, welche vom Wegbleiben von der Versammlung abmahnt, noch die Folge, daß dieselbe, was sonst an wenigen Orten der Provinz geschehen sein würde, besucht wurde. Der Nichtbesuch, der Jedem, da durch die Theilnahme keine Amtspflicht zu erfüllen war, frei stand, wäre aber der einfachste und wirksamste Protest gegen dieselbe gewesen. Doch die Kreis-Conferenzen sind abgehalten worden, die Provinzial-Conferenzen werden es noch werden,³ da an eine Zurücknahme deßhalb nicht zu denken ist, weil der Gedanke selbst nur als ein Ausfluß und Vermächtniß des alten Systems, das nie eine Maßregel zurücknahm, anzusehen ist. Verweilen wir einige Augenblicke bei der Frage: Was werden sie nützen?

Die Lehrer sollen ihre Wünsche und Anträge in Bezug auf die zeitgemäße Umgestaltung des Volksschulwesens aussprechen, Diese Wünsche sollten eben ihre Wünsche sein und waren nur rein und ungetrübt zu erhalten, wenn man die

³ Der Aufsatz ist Ende Juni geschrieben. Durch die Gute der geehrten Redaction hab' ich denselben noch einmal zurückerhalten, um die Angelegenheit bis auf die neueste Zeit fortzuführen.

Lehrer kreisweise zusammentreten, sich selbst einen Vorsitzenden aus ihrer Mitte wählen ließ, worauf das, was etwa in Verslag gebracht wurde, zu berathen und niederzuschreiben war. Unter dem von ihnen selbst gewählten Vorsitz mußten die Abgeordneten für die Provinzial-Conferenz gewählt werden, die sich auf dieselbe Weise zu constituiren hatte. Möglich, daß eine Menge unausführbarer Wünsche und Anträge zu Tage gefördert worden wären; aber es waren doch dann die der Volksschullehrer, und die Erfüllung blieb denen anheim gestellt, die dazu berufen sind. So ist es nicht geschehen. In dem einen Kreise sind die Lehrer gar nicht erschienen, in einem andern sind sie zwar erschienen, sind aber bei ihren bereits in den freien Versammlungen gefaßten Beschlüssen beharrt; in einer dritten haben sie sich auf Discussion eingelassen. Hier haben sie einen Abgeordneten gewählt, dort ist die Wahl abgelehnt worden. Was kann aus einer, auf solchem Wege entstandenen Provinzial-Conferenz, falls zusammentritt, hervorgehen?

In einzelnen. Kreisen herrscht unter den Lehrern ein frischer Geist; in andern wird man unter Vorsitz der Schul-Inspectoren weder wünschen noch wählen. Di es vorausgesetzt, liegt es auf offener Hand, daß dann die Provinzial-Conferenz seitens der Lehrer auf keine zeitgemäße Weise zusammengesetzt sein und kaum die wahrenBedürfnisse der Gegenwart aussprechen werde.⁴ Daraus geht hinreichend hervor, daß die Conferenzen in dieser Form ihren Zweck nicht erreichen werden. Die Wünsche und Vorschläge der

⁴ Die Versammlung war günstiger zusammengesetzt, als ich damals mit Grund erwarten konnte.

Schul-Inspectoren, Schulräthe und Seminar-Directoren aber konnten auf anderem Wege durch eine Conferenz unter sich ermittelt und im Zusammenhange schriftlich vorgetragen werden. Die Lehrer aber haben ihre Wünsche – und es sind deren in der That nicht wenig – ausgesprochen; wo sie aber damit noch im Rückstande gewesen wären, würden sie dies, – es hätte nur eines Wortes der Behörde bedurft – gewiß reichlich nachgeholt haben.

Man verheißt, die Volksbildung zu heben. Kann man sie heben ohne begeisterte Lehrer? Und wo werden diese Männer die Wärme für ihren Beruf hernehmen, wenn man ihnen nicht mit Vertrauen begegnet. Es wird so häufig über das herrschende Mißtrauen im Volke geklagt, wo kommt es her? Unsere gescheidten Reactionaire, die das Gras in Baden wachsen und die revolutionairen Mücken in der Schweiz oder in Berlin husten hören, sagen: Die „Wühler“ erzeugen das Mißtrauen. Und eine Menge Leute sprechen es gedankenlos nach. Das ist aber nicht wahr. Durch reactionaire und halbe Maßregeln wird das Mißtrauen erzeugt und von den Anhängern der guten alten Zeit gepflegt, Und die in Rede stehende Maßregel ist eine halbe; es sollen Verbesserungen herbeigeführt werden, die aber auf diesem Wege, wie gezeigt worden, nicht zu erwarten sind. Das Volk wird mißtrauisch, wenn es stets von Fortschritt reden hört und nicht von der Stelle kommt. Das war ja eben der Charakter des frühern Systems. Hat es nicht seit 1815 ununterbrochen den Fortschritt verkündet? Hatte nicht jeder seiner Erlasse den Fortschritt zum Zweck? Die Leser wissen, wie weit wir im J. 1848 gekommen waren.

Seit Jahrzehnden haben die Freunde des Volks einer gründlichen Umgestaltung des Volksschulwesens entgegengeharrt, und nun müssen sie sehen, wie sich ein Theil der Lehrer selbst gegen eine gründliche Heilung erklärt? Denn besser kann es nur mit der Volksschule werden, wenn sie eine von der Kirche unabhängige Stellung erhält und durch ihre eigenen Organe geleitet wird. Dagegen aber erhebt sich die Geistlichkeit mit Macht. Kein Mittel bleibt unversucht, die bisher schon halbtodt administriten oder inspicirten Lehrer so weit zu bringen, um vor dem bloßen Worte Eman- cipation zu erschrecken und sich gegen jede Trennung der Schule von der Kirche selbst auszusprechen. Hätte man nun diesen Ausspruch, man würde, so wenig Gewicht man sonst auf schulmeisterliche Redensarten legt, hintreten und rufen: „Nein, die Schule kann und darf nicht von der Kirche getrennt werden, die Lehrer selbst sind dagegen.“ Auf die Mit- tel,⁵ die man anwendet, um diesen Zweck zu erreichen, kommt es dabei vielen der geistlichen Herren nicht an. Die Einen sagen den Lehrern, sie würden an Ansehen in der Ge-

⁵ Erst in diesen Tagen schrieb mir in Lehrer von entschiedener Gesinnung: „Es ist zu unerquicklich, der Mittel zu gedenken, deren sich die „Männer Gottes“ aller Farben bedienen, um die Lehrer einzuschüchtern und die Gemeinden und Aeltern gegen dieselben aufzuwiegeln. Wie gewöhnlich, ist die heil'ge Religion, der seligmachende Glaube in Gefahr; und doch fürchten diese Herren eben nichts als Verlust ihres Einflusses und ihres Nimbus, oder auch – Verlust ihrer Bequemlichkeit, indem sie doch vielleicht den Religionsunterricht würden übernehmen müssen, also wöchentlich einige Stunden Arbeit erhalten würden.“

meinde verlieren, wenn sie nicht mehr mit der Kirche verbunden wären; sie würden bei den vielseitigen Angriffen, denen sie von den Gliedern der Gemeinde selbst ausgesetzt seien, des kräftigen, geistlichen Schutzes entbehren z die Anforderungen an sie würden strenger, die Beurtheilung ihrer Leistungen eine weniger rücksichtsvolle und schonendere sein etc. Hier ruft eine Stimme aus dem dunstigen Lager des evangelischen Pietismus: Lehrer, die so etwas fordern, taugen eher zu Kuh- und Schweinehirten.⁶ Dort droht ein katholischer Priester „Wenn Ihr die Schule zur Staats-Anstalt macht, so wird sich die Kirche eigene Schulen gründen und die euern werden leer stehen.“ Aber, wir hoffen, daß die National-Versammlungen sich durch diese mittelalterlichen Stimmen nicht werden irre führen lassen. Das freie Volk bedarf einer freien, von der Kirche unabhängigen Schule; es bedarf eines Lehrerstandes, der in der Mitte seines Volkes und auf der Bildungshöhe der Zeit steht. Mögen die deutschen Regierungen alle entschieden auf dieses Ziel hinwirken, mögen sie auf immer mit dem alten System und seinen Anhängern brechen und dabei der Unterstützung aller Freunde eines freien Staatslebens im Geiste der Errungenschaft der neuesten Zeit versichert sein!

Als ich Ende Juni diesen Aufsatz hiermit schloß, wußte ich noch nicht, ob die Provinzial-Conferenz zu Stande kom-

⁶ Aus einer Bußtagspredigt. Vergl. Bote a. d. Riesengeb. 1818 Nr. 22 S. 464. Oder noch besser, Schles. Cron Nr. 50, wie Hr. Pastor Suckow, Hochehrwürden, seine glücklich zu preisende Gemeinde erbaut.

men würde; aber es war mir nicht unbekannt, daß von mehreren Seiten gegen dieselbe protestiert werden würde. Ich selbst habe mich für verpflichtet gehalten, dem Ministerium eine „Offene Erklärung“ gegen die abgehaltenen Kreisversammlungen und noch bevorstehenden Provinzial-Conferenzen“ (Breslau bei Ed. Trewendt) bei dem betreffenden Ministerium einzureihen, da es Fälle gibt, in denen Schweigen ein Vergehen ist, und ein solcher der vorliegende – mir zu fein schien. Wie ich bereits oben bemerkt habe, so erwartete ich keine Aenderung des Erlasses, da sh das hohe Staatsministerium laut Erlaß vom 24. Juni (vgl. Preuß. Staatsanzeiger vom 26. Juni) nicht veranlaßt gesehen hatte, auf die von vielen Seiten erhobenen Einsprüche gegen die Leitung der Lehrerversammlungen durch die Landräthe, Superintenden und Kreis-Schulinspectoren einzugehen und die genannten Versammlungen ihrer eigenen Leitung zu überlassen, Der Gegenstand wurde in seiner ganzen Wichtigkeit erkannt. In der 24sten Sitzung der preußischen National-Versammlung vom 1. Juli wurden darauf bezügliche Anträge von den Abgeordneten Otto und Mätze eingebracht. Der erstere beantragte den Beschluß der National-Versammlung, daß die Kreisversammlung der Lehrer zur Berathung über die künftige Organisation der Volksschulen nicht unter dem Vorsitze der Kreis-Schulinspectoren, sondern unter einem von den Lehrern freigewählten Präsidium abgehalten werden möchte.“ (Vgl. Verhandl. der Preuß. Nat.-Versamml. Zu Berlin, Beibl. zu den in Breslau erscheinenden Zeitungen S. 424 Nr. 20.) Der andere hatte ebend. unter Nr. 22 dasselbe beantragt, aber auch noch folgenden umfassenden Antrag

gestellt: Die hohe Versammlung wolle das Ministerium des Cultus ersuchen, die weitere Berathung allgemeiner Schulangelegenheiten durch die Provinzial-Schulconferenzen aufhören zu lassen, weil diese unter Leitung der Schulräthe und Seminar-Directoren gestellt und hervorgegangen sind aus den Wahlen der Kreisversammlungen, welche unter dem Vorsitz der Landräthe und in Gegenwart der geistlichen Schulinspectoren abgehalten, als unfreie und unter fremdem Einflusse abgehaltene betrachtet werden müssen, und (so lautet ein von dem Abgeordn. Mätze selbst gestellter Zusatz) zweitens, schleunigst neue Kreis-Lehrerversammlungen zu berufen, in denen nur Lehrer erscheinen, welche selbständig berathen und ihren Vorsitzenden aus sich wählen. Die Nat.-Versamml. zeigte ein anerkennenswerthes Interesse für den Gegenstand, der allerdings seine besondere Wichtigkeit hat. Es betheiligten sich an der Debatte, welche sich in der angeführten Verhandlung vollständig S. 429 – 36 befindet, außer dem Antragsteller Mätze, die Herren Rodbertus, Haußmann, Harkort, Ritz, Weichsel, Schlink, Uhlich, Pape, Dierschke, Berends. Der Antrag ward mit 200 gegen 145 Stimmen verworfen. Unter den Rednern zeichneten sich Mätze und Pape aus, da sie allein den Gegenstand aus dem praktischen Gesichtspunkte auffaßten und der Sache auf den Grund gingen. Uhlich stand, wie immer, auf dem undankbaren Standpunkte der Vermittelung, die nichts vermittelt. Andere betrachteten die Anordnung als Verwaltungsmaßregel, die außerhalb des Einflusses der Kammer liege. Verstehen die letzteren darunter solche Maßnahmen der Regierung, die ergriffen werden, um eine gewisse Thätigkeit zu entfalten und das Publikum

zu der Meinung zu bringen oder darin zu erhalten, es werde regiert, so haben wir nichts dagegen, das man die Lehrerversammlungen grade so zusammenberief, Sollten aber, was wir angenommen haben, die Conferenzen ein Resultat haben, wollte die höchste Behörde die wirklichen Wünsche der Lehrer, ganz abgesehen von ihrer Ausführbarkeit oder Dunstgestalt, erhalten, so war die Einrichtung ungeeignet, Wenn die Herren Redbertus, Tannau und Uhlich auch behaupten, es sei eine Beleidigung des Lehrerstandes, anzunehmen, die Lehrer würden unter fremdem Vorsitz anders, als unter einem aus der eigenen Mitte gewählten Präsidenten sich äußern, so beweisen sie dadurch, samt allen Denen, die diese Ansicht theilen, nur, daß sie die Dinge nicht kennen, wie sie sind. Auf die Gefahr hin, daß ich für einen Feind des Lehrerstandes erklärt werde, nehme ich das von den genannten Abgeordneten Erwähnte an und gebe kein Jota von dieser Behauptung auf. Ich hoffe alle diejenigen auf meiner Seite zu haben, welche wissen, wie es in der Wirklichkeit aussieht.

Ist nun auch der Mätze'sche Antrag von der National-Versammlung nicht angenommen worden, so hat sich doch das Ministerium von der Nothwendigkeit überzeugt, wenn auch nicht neue Kreisversammlungen abhalten zu lassen, do den Provinzial-Conferenzen die gewünschte Selbständigkeit zu gewähren. Die schlesische hat unter dem Vorsitz des Lehrers W. Köhler in der Woche vom 4 – 9ten September stattgefunden. Die schles. Zeitung vom 5 – 12. September hat darüber ausführlich berichtet. Da die Sitzungen öffentlich gewesen sind, so hat das Publikum – die Prov. -Regierungen

waren amtlich durch die Schulräthe Michaelis, Barthel und Schulz vertreten – Gelegenheit gehabt, sich von den Bestrebungen der Lehrer, von ihrer Reife oder – Unreife zu überzeugen. Die Urtheile, welche mir bis jetzt über den Charakter der Versammlung zu Gesicht gekommen sind, waren nur günstig. Daß nicht Jedem Alles nach Wunsch erfolgt sein wird und kann, liegt auf offener Hand. Ich selbst bin keineswegs mit dem durchweg einverstanden, was man über das Verhältniß der Kirche und des Geistlichen zur Schule, was man in Betracht des Religionsunterrichts – über Ertheilung desselben und seine confessionelle Natur – beschlossen hat. Es ist in dieser Beziehung in Breslau, wie in Dresden am 3 – 5. August, eine Vermittelung versucht worden. Wir wollen abwarten, was aus dieser „Transaction“ werden wird! Was mich betrifft, so verspreche ich mir gar nichts davon. Der Staat ist keine Gemeinschaft von Juden, Christen, Mahomedanern, er ist kein jüdischer, christlich etc. Staat; er ist vielmehr eine Gemeinschaft von Menschen, eine menschliche Gesellschaft. Die Schule hat mithin nur Menschen zu bilden, also in religiöser Hinsicht nur das aufzunehmen und zu lehren, was zur menschlichen Bildung gehört. Die Religionsgesellschaften können dann auf den Grund dieser Bildung die besondere religiöse aufführen. Wollte eine oder die andere der bestehenden religiösen Gemeinschaften erklären, daß sich auf einen derartigen, rein menschlichen Bildungsgrund, wie ihn die Schule gelegt habe, ihr kirchliches Gebäude nicht aufführen ließe, so würde sie sich dadurch selbst ihr Urtheil sprechen; denn sie erklärte, daß sie sich mit dem freien Menschenthume nicht verträge, daß sie erst bestehen

könne, wenn der Mensch durch die Schule vernichtet sei. Das ist jetzt die Frage, die zur Beantwortung vorliegt. Die Verhandlungen über Emancipation haben mich, weil sie eben nicht auf den Grund eingegangen sind, nicht befriedigt. Es geht nicht, daß man eine neue Zeit schaffe und auch den alten Kram behalte, oder mit einem biblischen Worte, einen neuen Lappen auf ein altes Kleid flicke.

Ich weiß, eine Menge Lehrer und nicht bloß solche, denen er wegen des vielen Auswendigen, was in seinen Stunden hergesagt wird, ein sehr bequemer und darum angenehmer ist, wollen sich den Religionsunterricht nicht nehmen lassen, Sie haben zum Theil dafür absonderliche Gründe, die ich hier nicht weiter beleuchten will, Erwähnen will ich nur, daß sie an Achtung in ihren Gemeinden zu verlieren glauben. Die kathol. Geistlichen und die Mehrzahl der evangelischen rufen: Die Kirche ist in Gefahr, wenn die Schule emancipirt, d. h. wenn bloß Menschen darin gebildet werden, Massenweis sind ihre papiernen Angstrufe – in Petitionenform, mit Tausenden von Unterschriften bedeckt, an die National-Versammlung in Frankfurt und Berlin abgegangen, um die gefürchtete Emancipation aufzuhalten. Wir müssen nun sehen, ob, wenn die Kirchen bei einer freien Menschenbildung in der Schule nicht bestehen zu können erklären, die National-Versammlungen die Kirchen oder die Menschen retten werden.

Während wir in der Abhaltung der Provinzial-Lehrer-Conferenzen unter selbstgewähltem Vorsitz einen Fortschritt erkennen, wird es von anderer Seite beklagt, daß sich

das hohe Ministerium zu diesen Abänderungen habe bestimmen lassen. So sieht ein Artikel im Brandenburger Schulbl. (Augusth. S. 479) in der veränderten Anordnung nichts, als das Bestreben des Min. Rodbertus: „sich bei den Leuten beliebt zu machen.“ Es soll in der Modifikation ein Mißtrauens-Votum gegen die Seminar-Directoren und Schulräthe enthalten sein, und es wird die Mittheilung daran geknüpft, daß die schmäählich zurückgesetzten Herren, welche sonst \o wenig Gelegenheit haben, zu Wort zu kommen, eine besondere Zusammenkunft unter sich bei dem Ministerium beantragt haben. Als „geeigneter Ort“ wird Weißenfels vorgeschlagen. Der Punkt ist gut gewählt. Dort können die Männer, welche unter dem Ministerium Eichhorn die freie Entwicklung des Volksschulwesens so entschieden durch Wort und That gefördert, diese pädag. Märtyrer, die Reformation des deutschen Volksschulwesens beschließen und den National-Versammlungen zur Unterschrift vorlegen, falls sie dieselbe anerkennen.

Woher kommt es, daß die abendlichen Lehrlingsschulen in den Städten so wenig gedeihen?

Von
K. F. W. Wander.

Darüber ist man jetzt wohl ziemlich einig, daß alle Diejenigen, welche sich in unsern Tagen eine Stellung im bürgerlichen Leben erringen, welche sich ihr Fortkommen sichern wollen, ihr Geschäft nicht bloß mechanisch zu betreiben lernen, sondern auch ihren Geist so bilden müssen, daß sie im Stande sind, dasselbe mit Verstand, oder wie man zu sagen pflegt, mit Intelligenz zu betreiben.

Die Verarmung nimmt in beunruhigendem Verhältniß zu. Fragt man nach der Ursache, so lautet die Antwort hier: „die Maschinen verderben uns“ dort: „die Concurrrenz richtet uns zu Grunde,“ Dazu mögen nun freilich noch hier und da Unglücksfälle, gewisse Familienverhältnisse etc. kommen, von denen indeß, da sie keinen allgemeinen Nothstand erzeugen, sondern nur vereinzelt wirken, hier nicht weiter die Rede sein soll. Wie aber ist der Concurrrenz zu begegnen? Es gibt nur ein Mittel – eine tüchtige, verständige, speculative und – treue Betreibung des Berufs. Wer nicht fort kann, wird von dem Wagen der Zeit, der auf keine Lahme und Brustkranke wartet, überfahren und in das große Spital

der Armuth abgegeben. Mit der Maschine ist es nicht anders. Jedes Geschäft, das mechanische Verrichtungen in sich faßt, ist der Gefahr ausgesetzt, von einer bereits bestehenden oder noch zu erfindenden Maschine bedroht zu werden, Alle diejenigen nun, welche nichts weiter davonverstehen, als eben dies Mechanische, d. h. welche bloß Hand- und nicht auch Kopfwerker sind, müssen dadurch zu Grunde gehen, wie die Spinner bereits das Loos gehabt haben, wenn auch ein großer Theil fortspinnt; ja wenn ihnen von Einzelnen sogar Hoffnung gemacht wird, das frühere goldene Zeitalter der Spinner werde wiederkehren, wenn jeder werde zwei Fäden spinnen. Man rechnet darauf, daß das Volk ans Glauben gewöhnt ist. Es gibt nichts Mechanisches, das nicht zuletzt von einem schöpferischen Geiste der Maschine übertragen werden könnte. Wir haben nicht nur Spinn-, sondern Schreib-, Setz-, Näh-, Sprach- etc. Maschinen. Man hat (d. h. Einige haben) eingesehen, saß, wenn der immer größern Verarmung eines der wichtigsten Stände in der Gesellschaft – des Handwerkerstandes, in der Mehrzahl seiner Glieder entgegen gearbeitet werden sollte, dies nur dadurch geschehen könne, daß man den künftigen Gliedern desselben – den Lehrlingen und den Gesellen, eine höhere geistige Bildung gebe. Es sind für diesen Zweck Sonntags- und Abendschulen für die einen oder die andern, oder für beide eingerichtet worden. Aber man klagt allgemein, daß aller Opfer ungeachtet, welche Einzelne für das Gedeihen des Handwerkerstandes bringen, die Theilnahme an den dargebotenen Fortbildungsmitteln Seitens der Beteiligten eine außerordentlich schwache ist und fast zu erlöschen droht. Es liegt

die Frage sehr nahe, woraus diese bedauerliche Erscheinung entspringe.

Ich will versuchen, einen kleinen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage zu liefern, soweit ich in Folge von Wahrnehmungen und Mittheilungen dies vermag. Mögen Andere das Fehlende ergänzen!

Wenn irgend Ein Ort in der Provinz es nöthig hatte, für Hebung des Handwerkerstandes Etwas zu thun, so war es, in Folge seines gesunkenen Leinenhandels, Hirschberg. Man schritt zur Errichtung einer Gewerbeschule – die Königl. Regierung forderte dazu auf und unterstützte. Anfänglich zeigte sich, wie man denn für alles Neue hier mehr, als anderwärts vorzukommen pflegt, begeistert ist, einige Theilnahme, die aber bald wieder erlosch. Man erkannte, daß der Gewerbeschule, wie man diese abendlichen Unterrichtsstunden nannte, ohne Gewerbeverein der Boden fehle. Es ward die Bildung eines solchen versucht, aber er schief nach ein paar Versammlungen wieder ein. Eine Reihe von Jahren verging; die sogenannte „Gewerbeschule“ vegetirte fort. Man dachte wieder an den Gewerbeverein und rief ihn zu Anfang des Jahres 1845 ins Leben zurück. Es war aber in der Periode, in der sich in vielen Städten des preußischen Staats Bürgerversammlungen bildeten. Auch hier sprach sich in den Berathungszusammenkünften die allgemeine Meinung dahin aus, daß man die Bürger in ihrer Mehrzahl erst geistig anregen, ihren Sinn für allgemeines Interesse wecken müsse, bevor irgendetwas für sie geschehen könne. Denn, bemerkte man, was nützen alle Einrichtungen und Institute, wenn die, für welche sie bestimmt seien, nicht Theil

daran nähmen. Durch gewerbliche Vorträge sei es aber unbedingt unmöglich, den Theil des Gewerbestandes, auf den es eigentlich abgesehen sei, von den Punkten und Kreisen zu entziehen, die er jetzt, mehr als zu wünschen, lieb gewonnen habe.

Es folgten eine Reihe anregender Besprechungen, welche zwar das Hauptziel für den Anfang, des angegebenen Zweckes wegen, in den Hintergrund treten ließen, aber nie aus den Augen verloren. Der Erfolg war ein äußerst günstiger; es drohte sogar den Spielwinkeln, den Saufspelunken, den Philister-Ressourcen Gefahr, und es schrieten und verläumdeten die, welche, wie der Goldschmidt in der Apostelgeschichte, ihren Verdienst dadurch verloren. Da glaubte man die Versammlung sei. Trägerin communistischer Tendenzen und Zwecke. Ihr Ende ist bekannt. Der angestrebte Zweck blieb unerreicht. Unsere Unterrichtsstunden für Lehrlinge dauerten zwar fort, aber ihre Theilnahme wurde immer geringer, der Erfolg den gebrachten Opfern immer unentsprechender. Sie haben ganz aufgehört.

In früheren Jahren meldeten sich wenigstens stets eine große Zahl und besuchten die Stunden in den ersten Wochen regelmäßig, wenn die Scharen auch gegen den Schluß immer dünner wurden. Zuletzt wurde schon die Zahl der sich Meldenden gegen früher sehr gering. Daher mag es auch kommen, daß der Cursus selbst immer mehr zusammenschrumpfte, so daß er im J. 1847 statt am 1. October erst im November eröffnet wurde. Die Vorsteher ermüden bei einem Aufsichtsamte, das ihnen so wenig Erfolg für ihre Thätigkeit verspricht.

Welche sind nun aber die Ursachen zu dieser bedauerlichen Erscheinung, die sich nicht bloß bei uns, sondern auch an andern Orten zeigt? Es mögen mehrere Umstände zu diesem Resultate zusammen wirken. Es mögen dazu mitwirken: 1) die Wahl der Unterrichtsfächer. Die Lehrlinge stehen in einem Alter von 14 – 17 Jahren. Sie werden meist mit Schreiben, Rechnen, Orthographie, was ihnen freilich Alles sehr Noth thut, beschäftigt, aber sie haben 8 Jahr in der Schule Buchstaben nachgemacht, buchstabiert und Rechenaufgaben gelöset. Es spricht sie nicht an; es ist wenigstens kein Mittel, sie zu dem Besuche anzutreiben. Und dennoch sind diese Stunden immer noch am meisten besucht. Das Zeichnen ist am Abend sehr erschwert, und nur Wenige sind es, die ihm den freien Sonntag Nachmittag willig opfern. Andere Gegenstände, als: Geschichte, Geographie, mit steter Beziehung auf die Gewerbe, eine Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen, Gewerbekunde, Verfassungs- und Rechtskunde u. dergl. kommen nicht vor, obgleich diese grade geeignet wären, das Interesse der Jugend zu fesseln, können vielleicht auch, wie praktische Geometrie, wegen Mangel an Zeit nicht vorkommen. Wenn sie aber auch aus diesem Grunde vorkommen könnten, so mag doch auch – ich betrete einen empfindlichen Boden, aber ihn betrete ich – 2) in den Lehrern selbst ein Grund liegen, daß die Erfolge keine günstigen sind. Was für Männern ist der Unterricht meist übertragen? Mit wenig Ausnahmen solchen, die sich im Amte und mit andern Privatstunden schon müde gearbeitet haben, und die ihn theils deßhalb übernehmen, damit

doch etwas geschieht, theils um ihrer unzureichenden Besoldung einen Zuschuß zu verschaffen. Was können ermüdete Kräfte am Feierabende leisten? Haben sie Zeit, den jungen Leuten Bilderaus dem Gewerbsleben in anregend geschichtlicher Darstellung vorzuführen? Zeit, die Materialien dazu aus dem deutschen Schriftenthum zusammenzusuchen, zu verarbeiten und in ein lebendiges Bild zu gestalten? Haben sie Zeit – alle anderen Bedingungen vorausgesetzt – den Lehrlingen Vorträge über ihre künftige wichtige, bürgerliche Stellung in faßlicher Weise zu halten, sie mit den Gesetzen des Staates, der Verfassung des Landes, dem Zweck ihrer Wanderjahre und einer fruchtbaren Benutzung derselben, wozu sie schon eine tüchtige, geistige Vorbildung als Lehrlinge zu erwerben nothwendig haben, bekannt zu machen? Zeit und Kraft, ihnen die wichtige Stellung des Gewerbsmannes im Leben vorzuführen, ihnen zu zeigen, wie sie das Wirken der Maschine zu betrachten, mit ihr zu ringen haben, um stets mit ihrem Geiste Sieger zu bleiben und damit auch am sichersten aller Concurrrenz zu begegnen? Zeit, ihre Schüler damit bekannt zu machen, worauf es bei Betreibung eines Gewerbes im Allgemeinen und bei jedem einzelnen insbesondere ankomme? – Ich zweifle, daß bei solchen und ähnlichen Vorträgen die Zimmer sich in gegenwärtiger Weise leeren würden. Wären aber die jungen Leute durch solche Unterrichtsstunden auf den rechten Standpunkt gestellt, wären ihnen die Augen über ihre Zukunft geöffnet, so würde auch ihre Theilnahme an allen andern Lehrgegenständen größer, ihr Interesse an der Schule selbst ein lebendigeres sein.

Die geringe Theilnahme an den Winterabendschulen hat aber eine fernere Quelle: 3) in der Zeit und den Verhältnissen selbst. Die Lehrlinge sind den ganzen Tag von früh an ununterbrochen thätig gewesen, sie sind müde, wenn der Abend kommt; und es muß schon kein gewöhnlicher Eifer, sich geistig fortzubilden, in ihnen rege sein, wenn sie aus eigenem Entschlusse die abendlichen oder sonntäglichen Lehrstunden besuchen und nicht, wenn der Lehrherr den Besuch nicht fordert, sich lieber an einen andern Ort zu begeben, um da ihre freien Stunden zu verleben, wie dies hier und wahrscheinlich auch anderwärts vorgekommen ist. Der Meister denkt, der Lehrling ist in der Schule; und der Lehrer glaubt, der Meister habe ihn wegen nöthiger Arbeit zurückbehalten. Und so gibt nicht selten der Besuch der Winterabendschulen zu manchem sittlichen Nachtheil Anlaß. Es sei nur, wenn ich von Hirschberg rede, des Herumwandeln zwischen 7 und 9 Uhr in unsern dunkeln Lauben gedacht. Allerdings könnte manchem Uebelstande durch eine schärfere Controle begegnet werden; aber innere Theilnahme für eine Sache läßt sich dadurch so wenig controllieren, wie frische Kraft. Daß aber die Stunden Abends und Sonntags fallen müssen, ist eine Nothwendigkeit, und das Nothwendige muß man tragen. Was dabei zu thun ist, beschränkt sich lediglich darauf, das Drückende des vorhandenen Uebelstandes weniger fühlbar zu machen. Die Winterabendschulen sind nicht nur ein Bedürfniß für Lehrlinge, sie sind ein allgemeines für die mit 14 Jahren die Schule verlassende Jugend, falls man nicht ferner, wie bisher leider geschehen, die

in den acht vorhergegangenen Schuljahren mühsam erworbenen Fertigkeiten und Kenntnisse dem Vergessen und Verkümmern preisgeben will, und zwar in einem Lebensalter, das wie kein anderes ebenso zur geistigen Ausbildung, wie zum sittlichen Verderben besonders geeignet ist.

Der Hauptgrund des Nichtgedeihens der abendlichen Lehrlingsschulen ist 4) in fast gänzlicher Theilnahmslosigkeit der Lehrherren und Meister zu suchen. Es ist verhältnißmäßig nur eine geringe Anzahl derselben, welche Sinn für die geistige Ausbitdung ihrer Lehrlinge besitzt oder zeigt, von denen hier, da sie mehr oder weniger die Ansprüche, welche die Zeit an den Bürger und Gewerbtreibenden der Gegenwart macht, kennen, nicht die Rede ist. Von der bei Weitem größern Anzahl derer, welche in beruflicher, bürgerlich-sittlicher oder geistiger Bildung auf einer den Anforderungen des Lebens nicht entsprechenden Stufe stehen, spreche ich. Und grade von ihnen ließe sih ein sehr trübes Bild entwerfen. Ich muß jedoch wiederholentlich bemerken, daß ich nicht den hiesigen Ort allein im Auge habe, obgleich er seine Beiträge dazu geliefert hat.

Theilweis sind diese Leute selber ohne gute Schulbildung herangewachsen, haben ihre Lehrjahre überstanden, ihr Geschäft mechanisch erlernt, sind ein paar Jahr, nicht um si auszubilden, sondern um die Zeit wegzubringen, in der Welt herumgelaufen, haben das Lohn, was sie als Gesellen erwarben, für Tabak, Branntwein, Tanzböden verbraucht, dann eine von den vielen Liebschaften bis zur nothwendigen Verbindung gefördert und sich ohne Mittel, ohne Berufs-

und andere erforderliche Kenntnisse, ohne Grundsätze niedergelassen. Soll ich weiter berichten, wie es im Allgemeinen – Ausnahmen sind überall – geht? Die Einen haben vielleicht anfänglich, weil sie wohlfeiler wie andere arbeiten, etwas Arbeit und es geht scheinbar. Aber sie sind ja an den Besuch von Trink- und Spielgelagen gewöhnt. Edlere und wohlfeilere Genüsse kennen sie nicht; ein Streben nach Fortbildung im Kreise gleich-strebsamer Freunde ist ihnen fremd; sie kennen nur Einen Genuß – den sinnlichen. Bald geht ihr Geschäft rückwärts; und sind sie früher zum Vergnügen ausgegangen, haben sie zur Lust getrunken und gespielt, so gehen, spielen und trinken sie jetzt aus Verzweiflung. Andere fangen bald wenige Wochen nach ihrer Niederlassung, weil ihnen alle Mittel zur Betreibung ihres Berufs abgehen, an, sich als Candidaten fürs Armenhaus oder fürs Bürgerrettungs-Institut zu melden, Leichtsinns, Mangel an sittlichen Grundsätzen, Armuth und was sich hieran schließt und daraus folgt, haben einen großen Theil des Gewerbestandes auf einen Punkt gestellt, daß es wirklich zu den Problemen der Zeit gehören möchte, ihn zu retten, Wie soll man es anfangen? Seine Jugend ist dahin, der Lebenswagen ist verfahren. Jede Einwirkung auf solche Männer ist abgeschnitten. Die Kirche mit ihrer Ansprache, wenn sie auch von ihren Glaubenssätzen herab zu derartigen weltlichen Aufgaben sich bemühen wollte, kann auf sie nicht wirken, weil sie dieselbe nicht besuchen, entweder aus Noth, oder, weil sie am Sonntage arbeiten, um den Montag zu gewinnen. Bezügliche Aufsätze in öffentlichen Blättern lesen oder verstehen sie nicht; eben so wenig kann man durch andere Schriften,

es müßten „Schnaken“ sein, ihnen beikommen; sie „lassen sich damit nicht ein.“ Eben so wenig nehmen sie an irgend einem Bildungsverein Theil. Ich frage, was soll aus den Lehrlingen werden, die in solchen Händen sind? Und es lind, weil derartige Meister und Lehrherren keine wohlfeilere und geduldigere Kindermädchen, Laufburschen und Hauspudel erhalten können, deren nicht grade wenig, Gesetzt, es kommt ein Aufruf zur Theilnahme an der Gewerbeschule: was ist die Folge? Die Einen erfahren gar nichts davon, der Ruf könnte eher nach Jakutsk als in ihre Ohren und Augen dringen, Andere sagen: ich habe meinen Lehrburschen für meine Geschäfte, ich kann ihn nicht entbehren, und denken gar nicht daran, daß sie die Verpflichtung übernommen haben, für die Bildung ihres Lehrlings zu sorgen; sie glauben „vielmehr, er ist lediglich ihretwegen da, um ihre Kinder einzuwiegen, ihre Gänge zu besorgen, ihre Kartoffeln zu pflanzen und zu pflügen, ihre Schweine zu füttern, ihren Schnaps zu holen, ihre Düten zu kleistern. Wieder Andere sagen: „Der Lehrling ist aus der Schule und hat genug gelernt, um Schuster oder Klempner etc. zu werden; ich habe auch keine besonderen Lehrstunden besucht und bin Meister geworden. Ich sehe nicht ein, wozu das führt, ich lasse meinen Burschen nicht gehen.“

Noch Andere lachen gradezu darüber, wenn sie hören, die Lehrlinge sollten noch besondern Unterricht erhalten, und meinen, es gebe ohnehin genug gelehrtes Volk in der Welt, man solle nur wenigstens die Professionisten in Ruhe lassen und ihnen nicht den Kopf verdrehen. Zur Zeit ihrer Vater und Großväter sei weit besserer Verdienst gewesen,

ohne daß man die Leute so viel mit Schulkenntnissen geplagt habe.

Einige schicken wohl ihre Lehrlinge anfänglich hin, halten sie aber bald genug wieder zurück.

Und das ist der Boden, auf dem die Bildung unserer Lehrlingsschulen gedeihen soll. Man frage nur, aus welchen Häusern die Kinder die Volksschule am liebsten besuchen und am meisten lernen; aus denen, wo man die Schule gleichgültig ansieht, oder, wo man einen Werth auf sie legt. Die meisten Lehrlinge sehen und hören in ihrer Umgebung nichts von geistiger Bildung; wo sollte ihnen das Bedürfniß dafür herkommen, wie sollten sie dieselben als ein Gut kennen lernen, nah dem zu streben, das mit Aufopferung jeder Muße zu erringen sei?

Was thun dagegen unsere Lehrlinge? Sie bilden sich für Verhältnisse heran, in denen ein großer Theil ihrer Lehrherren und Meister sich befinden. Man beobachte sie und sehe, worauf ihr Streben geht. Das erste Bedürfniß ist Tabak rauchen; und es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man Jungen, die gestern aus der Klasse der Schule abgegangen sind – von Gymnasiasten gar nicht zu reden, bei denen es zum „Comment gehört – mit der Cigarre im Munde herumgehen sieht. Bei der Cigarre bleibt es nicht; es kommen bald noch andere „Gesellen- und Meisterbedürfnisse“ hinzu. Woher das Geld? Anfänglich Trinkgelder, die zwar in unsern Tagen nicht eben besonders reichlich fließen, dann elterlicher Zufluß; endlich müssen andere Quellen eröffnet werden. Man übervortheilt die Kunden und geht auf diesem Wege der Industrie so weit, als es die Umstände gestatten, oder bis der

Krug den Henkel verliert. An ein Wiederholen der Schulkenntnisse wird nicht gedacht, ebenso fern bleibt der Gedanke an eine geistige Fortbildung. Der Meister ist fertig, die Gesellen sind fertig, warum sollten die Lehrlinge nicht auch fertig sein? Dies Fertigsein bringt dem auch bald genug immer Einen nach dem Andern aus dieser fertigen Gesellschaft zum „Fertigsein.“ Dann soll das Bürgerrettungs-Institut einschreiten. Solche Leute sind nicht durch Geld, sondern durch andere Einrichtungen zu retten.

Wenn wir aber das Uebel fortwuchern lassen, so wird uns das daraus erspriessende Elend über den Kopf wachsen, und der immer mehr von allen Seiten in Anspruch genommene Mittelstand wird nicht mehr im Stande sein, die an ihn in immer erhöhtem Maße gemachten Forderungen zu erfüllen. Aber wie soll in diesem Zirkel Hilfe werden, da bessere Zustände nur von einer besser erzogenen und gebildeten Jugend zu erwarten ist, die Jugend aber eben durch die Erwachsenen erzogen wird? Die Aufgabe ist in der That nicht leicht zu lösen. Das Wieder Lösung zu erörtern, hab‘ ich mir aber für dies Mal nicht zum Gegenstande gemacht. Ich wollte die Quellen aufsuchen, aus denen das Nichtgedeihen unserer Lehrlingsschulen entspringt. Nur bemerken will ich schließlich, daß man, will man sie fördern, die Meister und Lehrherren gewinnen muß. Die Bürger-Ressourcen und andern derartigen bürgerlichen Vereine, welche aus Männern bestehen, die nicht Alles gethan zu haben glauben, wenn sie einen Abend wie den andern Solo oder Schafkopf spielen, sondern die sich mit den Interessen des Menschen und Bür-

gers beschäftigen, finden hier, wenn auch kein erquickliches, doch ein großes Feld ihrer Wirksamkeit. Ich meine nicht, daß sie etwa herumgehen sollen, Mitglieder Werben; nein, sondern, daß es si jeder Einzelne zur Aufgabe mache, auf ein paar ihm zunächst stehende Bürer durch belehrende Gespräche über Berufs-, Gemeinde-, Erziehungs- u. dgl. Angelegenheiten so einzuwirken, daß sie Sinn für edlere und wohlfeilere Genüsse erhalten, Allmählich bildet sich das Bedürfniß nach einer bessern Gesellschaft, und damit ist schon viel gewonnen, nämlich ein Mensch. Mit der Bildung ist's nicht gethan, wenn der Boden fehlt. Wir müssen das Volk – und hier ist es eine bestimmte Klasse von Bürgern – erziehen Gewinnt jedes Mitglied einer Bürgergesellschaft jährlich durch seinen Einfluß auch nur einen einzigen, so ist das am Jahresschluß, wie ich meine, ein reicher Gewinn. Und ist dies unmöglich? Man versuche es! Wir würden längst mit allen unsern Bestrebungen weiter sein, wenn wir stets bedächten, daß wir eben die Verhältnisse machen und also auch anders machen, Die meisten Uebelstände bestehen bloß deßhalb, weil man sie bestehen läßt. Diesjenigen, welche ihren Kopf über beklagenswerthe Verhältnisse erhoben haben, sind verpflichtet, für die sittliche Hebung ihrer Brüder zu wirken. Man nehme si der Meister an, wenn man die Lehrlinge und Gesellen erziehen und bilden will, und man erziehe und bilde die Lehrlinge und Gesellen, wenn man einen tüchtigen Bürger- und Meisterstand für die Zukunft wünscht.

schlesische Provinzialblätter
1849, Band 129, . 3

**Ueber
und gegen die Todesstrafe,
vom humanen und pädagogischen Standpunkte aus.**

Von
K. F. W. Wander.

„Die Gerechtigkeitskunst besteht nicht darin, daß man das Verbrechen zu bestrafen, sondern daß man es zu verhüten weiß.“|

L. Weckhrlin,

Im 128. Bde. dieser Blätter (S. 366 – 71) befindet sich ein Aufsatz über und gegen die Todesstrafe, der durchaus eine Beleuchtung von einem andern und, wie ich dafür halte, richtigern Standpunkte fordert. Der Verf. sagt, er sei aus Gründen der Humanität die Todesstrafe verworfen worden, und man habe vom Standpunkte der gesunden Menschenverstande ganz recht; allein, fährt derselbe fort, „in einer so wichtigen Sache, wie die Abschaffung der Todesstrafe sei, genüge es nicht, sich auf den gesunden Menschenverstand und auf das menschliche Gefühl zu berufen, da müßten ganz andere Gründe beigebracht werden.“ Wer, von dem Geiste unseres Jahrhundert erzogen, auf dem Boden der Humanität steht; wer Pädagog ist, gleichviel, ob an der Volks- und

Menschenerziehung überhaupt, oder an der Jugenderziehung insbesondere arbeitend; wem nicht todte Paragraphen den Blick getrübt haben: dem muß die Todesstrafe als der schreiendste Mißbrauch des Strafrechts erscheinen. Sehr bedenklich muß man aber gegen den Rechtbestand einer Sache werden, wenn von vornherein, um denselben zu sichern, das „menschliche Gefühl“ und der „gesunde Menschenverstand“ bei der Prüfung als „unzureichend“ erklärt werden. Wer soll denn nun über den Werth oder Unwerth einer Sache entscheiden? Der „gesunde Menschenverstand“ oder gar der Unverstand? Alle dasjenige, was man den Völkern aufgehalset hat, trotzdem, daß der gesunde Menschenverstand sich dagegen erklärt, hat in Summa wenig getaugt; und die Menschen würden weiter in ihrer allgemeinen Bildung sein, wenn sie nie Etwas angenommen oder gethan hätten, wogegen sich ihr „Gefühl“ empört, ihr Verstand aufgelehnt hätte. Aber da kam man bald von dieser, bald von einer andern Seite und predigte Gefangennehmung des Menschenverstande und der Vernunft, hier die Priester mit unvernünftigen Dogmen, dort die Rechtgelehrten mit spitzfindigen oder entmenschlichenden Gesetzen. Erst vernichtete man den Menschen geistig und sittlich, dann sagte man, er sei unverbesserlich, „Wenn die gesetzgebende Gewalt eines Staates oberflächlich oder sentimental genug ist, um sich mit Scheingründen zufrieden zu stellen,“ so ist das allerdings „weder löblich noch heilsam.“ Aber man wird auch eben so wenig behaupten wollen, daß unsere Strafgesetze außeror-

dentlich sentimental sind, als daß der „gesunde Menschenverstand“ und da „menschliche Gefühl“ einer guten Gesetzgebung im Wege ständen.

Betrachten wir den Weg näher, den der Verf. in seiner Vertheidigung der Todesstrafe einschlägt, so ist es dieser. Nachdem er zunächst gezeigt, daß diejenigen, welche die Aufhebung der Todesstrafe verlangt haben, sich bloß durch ungenügende Sprüche des gesunden Menschenverstandes und des menschlichen Gefühls haben dazu verleiten lassen, geht er zur Widerlegung der tiefern, dafür aufgestellten Gründe über. Man hat nämlich gegen die Todesstrafe den Satz geltend gemacht: Der Zweck der Strafe sei die Besserung des Sünders, und dieser Zweck sei mit der Hinrichtung desselben unvereinbar, weil nur der Lebende sich bessern könne.“

Der Verf. läßt die nicht gelten. Er sagt, der Zweck der Strafe sei hier ganz einseitig aufgefaßt, indem er die Besserung für einen bloßen Nebenzweck erklärt. Nach seiner Ansicht soll bloß Recht und Gerechtigkeit vom Staate ausgehen, aber mit der Besserung der „Unterthanen“ habe derselbe nichts zu thun.

Ich muß gestehen, der Verf. hat eine interessante Ansicht vom Gesellschaftsverbande. Wie er dazu gekommen, wenn er nicht von den Bildungseinflüssen der Zeit völlig unberührt geblieben ist, und wir wollen nicht sagen, als Inquisition- und Criminal-Richter, sondern als Stockmeister mechanisch gewirkt hat, weiß ich mir kaum zu erklären. Denn einen beschränkteren und engherzigeren Stand als der ist,

die Handlungen eines Menschen mit irgend einem Paragraphen zu vergleichen und nur nach demselben ihm die Freiheit zu entziehen, oder das Leben abzuspochen, ist nicht denkbar.

Der Zweck der Gesellschaft ist, daß jeder Einzelne darin sittlich gehoben werde. Damit die Menschen den Zweck ihres Dasein erreichen, sind sie eben in geordneten Staatsverbänden zusammengetreten. Wenn es nun vorkommt, daß Einzelne die Zwecke des Ganzen stören, so muß die Gesellschaft allerdings das Recht haben, die störenden Einflüsse zu beseitigen. Allein, weiterzugehen, tiefer in die Freiheit des Einzelnen, als dazu erforderlich ist, kann nur als ein schreiender Uebergriff bezeichnet werden.

Es ist wahr, unsere Gefängnisse sind keine Besserungsanstalten, aber da ist nur zu beklagen. Ich möchte wissen, welchen Segen eine Gesellschaft davon hat, einzelne Mitglieder auf ihre Kosten einzusperrn, damit sie nach einiger Zeit eben so schlimm, wenn nicht schlimmer in ihre Mitte treten. Unbegreiflich aber muß es erscheinen, wie Jemand fragen kann, was der Staat mit der „Besserung“ der „Unterthanen“ zu thun habe. Haben unsere Staaten wirklich damit nicht zu thun, so beweisen sie nur, daß sie eben schlechte Staaten sind.

Wenn der Mensch allein auf der Erde oder in einem Lande lebt, so kann er kein Verbrechen begehen. Seine Handlungen werden also erst zu strafbaren, indem er sie in der Gesellschaft vollbringt. Muß nun dieser einerseits daran liegen, daß jede Mitglied so handelt, wie es dem Gesellschaftszweck gemäß ist, so muß sie ihrerseits auch dahin

wirken, daß alle einzelnen Glieder befähigt und geneigt gemacht werden, ihre Lebensthätigkeit in dieser Weise einzurichten. Sie muß ferner bei Beurtheilung solcher Handlungen, die dem Wohle des Ganzen widerstreiten, in Erwägung ziehen, aus welchen Quellen sie entsprungen, und da eine Handlung ein Produkt aus mehreren Faktoren ist, fragen, wie viel dem Handelnden selbst und wie viel den äußern Einflüssen, aus denen sie sich gebildet, dabei zur Last fällt. Man wird doch nicht läugnen, daß die Gesellschaft selbst einen großen Theil der Schuld trägt, wenn ein ihrer Mitglieder auf Abwege geräth. Der Einzelne macht die Zustände nicht und er kann sich ihren Einflüssen nicht entziehen. In andern Verhältnissen würde der Dieb, oder der Mörder sicher kei Dieb, kein Mörder geworden sein. Jemehr in einem Staate die Verbrechen sich steigern, desto mehr hat zwar die Gesellschaft die Verpflichtung, den Quellen derselben nachzuspüren und dieselben zu verstopfen; aber sie ist keineswegs berechtigt, dieselben bei Beurtheilung ungesetzlicher Handlungen außer Acht zu lassen. Was würde man von einer Hausmagd sagen, welche die Milch, die sie in einen unreinen Topf gegossen, anklage, daß sie sauer geworden und darum schlechte Milch sei, ohne nur entfernt daran zu denken, den Topf zu reinigen! Sind die klüger als jene Viehmagd, welche die Kühe schelten, daß sie schlechte Milch geben, die, weil es ihnen grade so am bequemsten ist, rücksichtslos einsperren und köpfen, ohne den gesellschaftlichen Zustand einem Läuterungs-Prozeß zu unterwerfen. Was ist für den Staat ein größerer Ruhm, Gefängnisse mit Verbrechen, die nicht sündigen können, gefüllt, oder freie

Menschen, die es nicht wollen? Ich weiß wohl, das Letztere zu erreichen, ist schwieriger; darum kerkert man ein, erschießt und köpft und hängt, weil da leichter ist. So glaubt man die Krankheit, die im Gesellschaftskörper sitzt, zu bewältigen, wie ein Arzt rascher fertig werden würde, wenn er die bösen Finger oder Arme, die kranken Nasen oder Beine kurzweg abschnitte, anstatt die schlechten Säfte des Körpers in gute zu verwandeln. Wenn wir durch die sämtlichen Gefängnisse des Staats hindurch gingen und von jedem einzelnen Gefangenen genau erfahren könnten, wie er grade das geworden, was er ist, so würden wir finden, daß ihn hauptsächlich die Gesellschaft zu dem gemacht hat, was er ist. Kann e da wohl zweifelhaft sein, was die Aufgabe der Gesellschaft oder des Staates sein muß? Er hat die heilige Verpflichtung, sich selbst so zu gestalten, daß seine Mitglieder nicht zum Verbrechen gereizt undgetrieben, dafür zu sorgen, daß die kranken Glieder geheilt, die verirrt auf den rechten Weg zurückgeführt werden. Thut er da nicht, tritt er durch seine Sprecher in die Oeffentlichkeit und erklärt: „Ich kerkere ein und köpfe, was geht mich die Besserung an, mit dieser habe ich gar nicht zu thun,“ so unterscheidet er sich von einer aus Rothhäuten gebildeten Gesellschaft nur durch die Steuern, die Bajonette und die Polizei, – alle Einrichtungen, um welche uns weder die rothen Indianer, noch die schwarzen Kaffern beneiden, noch zu beneiden Ursache haben.

Es ist sehr leicht in die Welt hinein zu schreiben: „Es wird au Bösewichter geben, die zu bessern Keinem gelingt, weil sie selbst es nicht wollen.“ Weit schwieriger, aber ungleich

verdienstlicher ist es wohl, einen solchen Menschen zu bessern, ohne daß er es will, oder zu machen, daß er es will. Wenn eine Pflanze nicht gedeiht, so liegt es oft an dem Boden, in dem sie steht, an den Witterungsverhältnissen, die auf sie einwirken. Was macht der vernünftige Gärtner? Fördert er ihr Gedeihen dadurch, daß er sich zu ihr stellt, sie düngt, gießt, anbindet etc.? Nimmermehr; er verpflanzt sie, bringt sie in andern Boden, aus der Sonne in den Schatten, oder umgekehrt. Und siehe da, sie entwickelt sich zu seiner Freude!

Es gibt keinen „unverbesserlichen Menschen“ an sich, wenn auch unzählige, die in den Gefängnissen und Zuchthäusern nicht besser werden. Bringt sie in einen andern Boden und Ihr sollt sehen, was aus ihnen werden wird! Nicht wenige von denen, welche die englische Staatsgesellschaft ausgestoßen hat, sind in Australien ganz andere Menschen geworden. Es ist nicht zu läugnen, daß viele Verbrecher mit einer feindseligen Gesinnung gegen die Gesellschaft erfüllt sind; aber hat diese die Gesellschaft nicht selbst durch ihre schlechten Gesetze und Einrichtungen hervorgerufen und auf diese Höhe gesteigert?

Entweder hat nun jede Strafe den Zweck der Besserung, oder sie ist ein Racheakt, durch den sie demjenigen Böse zufügt, der sie angetastet, ihr Böse zugefügt hat. Wäre sie da letztere, so erschiene sie in vielen Fällen nicht anders, als der Streich eines dummen Jungen, der zu einem andern sagt; Du hast mir eine Ohrfeige gegeben, ich gebe Dir wieder eine, in den meisten aber, in einem der Gesellschaft weit nachtheiligeren Lichte, sie erschien als der Feldzug von Millionen gegen einen Einzelnen. Jedes Verbrechen, also auch der Mord,

ist eine schlechte Handlung: Ziemt es sich für eine Gesellschaft, eine solche Handlung, wie sie von einem Einzelnen begangen, al strafbar erklärt wird, ebenfalls zu begehen, weil er sie begangen? Ziemt es sich, ihm irgendwelches Böses bloß deßhalb zuzufügen, weil er die Gesellschaft in ihren Rechten verletzt hat? Nimmermehr kann man die von einem Verein vernünftiger Wesen annehmen, die eben für den Zweck zusammengetreten sind, um ihren Lebenszweck als vernünftige sittliche Wesen zu erreichen, was aber nur durch Gegenseitigkeit geschehen kann. Eine Gesellschaft, die den Grundsatz zum ersten Paragraphen ihres Gesellschafts-Statutes machte: „Jeder, der nicht vollkommen ist, der sich von seinen Leidenschaften oder von äußern Einflüssen zu ungesetzlichen Handlungen hinreißen läßt, wird geköpft,“ wäre eine gar seltsame Gesellschaft, und ich glaube, sie würde in der That wenig Mitglieder zählen.

Wenn nun die Strafe kein Racheakt sein kann, so muß sie den Zweck der Besserung haben, und hat sie ihn in unsern staatlichen Einrichtungen nicht, so sollte sie ihn doch haben, d. h. sie sollten bessere sein. Muß aber jede Strafe, welche sie auch sein mag, die Besserung der damit Betroffenen zum Zweck haben: so versteht e sich von selbst, daß es in humanen Staaten keine Todesstrafe geben kann, nicht nur, weil Jemand, dem der Kopf abgeschlagen worden ist, sich nicht mehr bessern kann; nicht darum ferner, weil die Gesellschaft sic deßhalb, daß sie förmlich und feierlich eine schlechte Handlung nahzumachen beschließt, die ein Einzelner aus Unwissenheit, Uebereilung, Leidenschaft, ver wahrloster Erziehung sich erlaubt, sondern die Todesstrafe

darf auch im eignen Interesse der Gesellschaft nicht stattfinden, weil eine vernichtete Kraft aufhört, eine für sie auch segensreich wirkende zu sein.¹ So lange ein Mensch lebt, kann man nicht wie, in welcher Weise er noch das Uebel, das er dem Ganzen zugefügt hat, wieder gut machen, d. i. die Gesellschaft entschädigen werde. Hätten nicht wackere Männer sich gegen die Ausführung de von seinem Vater über Friedrich den Größen von Preußen ausgesprochenen Todesurtheil mit aller Kraft erklärt, die preußische Geschichte wäre eine andere. Der leidenschaftlich urtheilende König dachte später, als er auf dem Sterbebette von seinem wackern Sohne Abschied nahm, ganz anders über denselben. Freilich wird den Segen, den die Gesellschaft von nicht zum Tode verurtheilten Verbrechern erlangt, ein äußerst geringer sein, aber da darf sie nicht bestimmen, wie der Unverstand und die Barbarei sagt, sofort mit jedem „kurzen Prozeß“ zu machen und ihm den Kopf abzuschlagen. Sie muß in jedem, auch dem gesunkenen Mitgliede, den Menschen achten und es in eine Lage zu bringen suchen, in der es dem Ganzen nicht schaden, aber sich doch auch, ohne von Bosheit zeigender Bedrückung gestört zu werden, bessern kann. Gar manche Kraft wird auf diesem Wege dem Ganzen den Dank reichlich abtragen. Ed fehlt an einem Buche, da dem Volke Lebensbeschreibungen solcher Personen böte,

¹ Nimmer kann die Todesstrafe bestehen. Laßt's Euch ein für allemal gesagt sein! Tausend Gründe aus der Natur, der Vernunft und dem Gesellschaftsrecht selbst streiten wider sie. Das Interesse des Staats verlangt das Leben des Missethätters.

(Weckr-

lin.)

welche, zum Tode verurtheilt, durch einen Umstand der Vollziehung, sei es durch Flucht oder Zufall, oder Gnade entgangen sind, und in dem gezeigt würde, was aus ihnen nachher geworden und was sie zum Besten des Ganzen gewirkt.

Der Verfasser bekämpft ferner die Anwendung des Grundsatzes gegen die Todesstrafe, „da Niemand sich selbst tödten dürfe, so habe auch das Gesetz kein Recht dazu,“ Er sagt: „da der Verbrecher weiß, er solle Niemanden tödten, so legt er, insofern er andere tödtet, Hand an sich selbst; er begeht einen doppelten Todtschlag, nur mit dem Unterschiede, daß da eine ein strafbare Verbrechen, ‘da andere die gerechte, von ihm selbst gewollte Strafe ist. Es gehört zu den sichern Zeichen, daß die Todesstrafe nicht mehr zeitgemäß ist, weil sie durch solche Trugschlüsse vertheidigt werden muß.

Fürs Erste denkt in dem Augenblick, als er zum Morde schreitet, Keiner an ein Gesetz; er denkt gar nicht, er ist von der Leidenschaft fortgerissen und kommt erst wieder zu sich, wenn die That vollbracht ist. Erst dann fällt ihm ein: du sollst nicht tödten, du hast Unrecht gethan.

Da wohl mindesten alle Mordthaten in einem Zustande vollbracht werden, indem der Verbrecher seiner Vernunft nicht mächtig ist, und der Rest Personen zur Last fällt, die durch schlechte Erziehung und einen sie entsittlichenden s auf diesen Punkt geführt worden sind; so ist es ein schreiender Akt der Ungerechtigkeit, sie eine augenblickliche Handlung mit dem Verluste des Leben büßen zu lassen. Und für Zweite kann man, ohne die Unglücklichen zu höhnen, nicht

sagen, sie hätten durch ihre That die Todesstrafe selbst gewollt. Wer sich nur einigermaßen in den bedauernswerthen Seelenzustand eines Mörders versetzt, wird nicht behaupten, daß derselbe Betrachtungen über die Natur der Handlung und über ihre gesetzliche Folgen zulasse. Man kann daher auch nicht sagen, daß der eigne Wille des Mörders als Strafe zu ihm zurückkehrt. Das wahre Verhältniß der Todesstrafe zu der verbrecherischen That ist kein anderes als dies. Der Mörder tödtet aus Leidenschaft, die Gesellschaft durch einen besonnen urtheilenden Richterstand mit kaltem Verstande. Dem Mörder fehlt sehr häufig gute Erziehung und Bildung; die Gesellschaft überträgt die Beschlüsse der Tödtung hochgebildeten Richtern. Jener handelt unbewußt, diese mit Ueberlegung und Bewußtsein. Die Handlung jene Unglücklichen heißt man ein Verbrechen, die Tödtungen, durch die Gesellschaft veranlaßt, Ausflüsse der Gerechtigkeit. Wahrlich, in hundert Jahren wird man anders darüber urtheilen.

In der andern Hälfte seiner Abhandlung geht der Verf. zu den Gründen über, welche die Todesstrafe nothwendig fordern. Sie ist ihm 1) nothwendig, um des Gesetzes selber willen, da tief im menschlichen Bewußtsein liege, was dadurch bewiesen werde, daß, wenn eine Mordthat begangen sei, im Volke sich sogleich die Stimme erhebe, dem Thäter solle sein „Recht werden.“ Das Leßtere meine ich auch; aber keineswegs verstehe ich darunter, daß das Recht darin bestehe, dieselbe Handlung, welche hier Verbrechen heißt, dort zum Recht zu stempeln. Ich gebe zu, daß das Volk noch in einem großen Theile für die Todesstrafe ist,

aber daraus die Heiligkeit des Gesetzes beweisen, heißt Ursache mit Wirkung verwechseln. Woher kommt es, daß da Volk die Todesstrafe fordert? Daher, weil sie die älteste, bei allen rohen Völkern erste, weil natürlichste Strafe ist; daher, daß sie seit Jahrtausenden stattgefunden, und weil es noch immer bis auf den heutigen Tag an einer wahren, das Volk veredelnden öffentlichen Erziehung gefehlt hat. Wenn ein Fortschritt in der Volksbildung gemacht werden soll, so schreien die mechanischen Schneckennaturen: das Volk ist noch nicht reif; aber sie begreifen nicht, daß es nie reif werden wird, wenn man es in seinem alten Zustande läßt. Das Bewußtsein von der Nothwendigkeit der Todesstrafe ist kein heilige, es ist ein rohes. Noch nie hat die Todesstrafe ein Volk menschlicher gemacht, wohl aber die Abschaffung derselben. Es ist jedem Gebildeten bekannt, daß da, wo die meisten Todesurtheile gefällt und vollstreckt werden, die meisten Verbrechen stattfinden. Ist die Todesstrafe auch nicht da Werk de Hasse, so ist sie sicher auch nicht ein Ausdruck der Liebe; gewiß aber ist sie da Vermächtniß der Barbarei. Sie muß aus dem Strafgesetz jede gebildeten Volke gestrichen werden. Wenn der Verf. sie fordert, um des Gesetzes willen, so ist das eben, als wenn man die Häuser anzünden wollte, der Feuer-Versicherungs-Gesellschaften wegen. Sind die Gesetze schlecht, so muß man sie abschaffen, nimmermehr aber darf man irgendwie fordern, daß sich der humane Geist eine Volkes und eine vorgeschrittenen Jahrhundert unter Gesetze beuge, die uns rohe Zeitalter vererbt haben. Wie aber die Todesstrafe um des Verbrecher willen gefordert werden müsse, begreife ich nicht. Etwa deshalb,

damit er der Mühe überhoben werde, sich zu bessern? Wie soll er dem ein Mensch werden, wenn Ihr ihn köpfen oder erschießen laßt? – Wahrlich, Ihr mißbraucht den Dichter, wenn Ihr hier seine Worte anwendet: „das Leben ist der Güter Höchstes nicht.“ Für den, der noch seine Lebensaufgabe zu lösen hat, ist es insofern der Güter Höchstes, als ohne dasselbe seine Wirksamkeit abgeschnitten und ihm die Möglichkeit geraubt ist, seinen sittlichen Daseinszweck zu erreichen. Ist aber die „Schuld der Uebel größtes,“ so muß dem Träger der Schuld Gelegenheit gegeben werden, je abzutragen, was aber wahrlich nicht dadurch geschieht, daß man ihm den Kopf abschlägt.

Daß die Todesstrafe aber nicht im Interesse der Gesellschaft nothwendig ist, habe ich im Vorhergehenden gezeigt. Ohne die schreiendste Ungerechtigkeit kann sie dieselbe gar nicht in ihren Strafbüchern dulden, da sie selbst bei jedem Verbrechen, das begangen wird, einen größern oder geringern Theil der Schuld trägt. Was die Gesellschaft in ihrem Interesse thun mag, ist, sich selbst zu bessern. Werden die gesellschaftlichen Zustände anders, so werden die Verbrechen immer mehr abnehmen. Mag man bei Beurtheilung einer jetzt mit Todesstrafe bedrohten Handlung nur erwägen, wie viel davon streng genommen auf dessen Rechnung komme, der sie begangen hat! Würde er sie begangen haben, wenn seine Blutmischung eine andere gewesen wäre? Und hat er diese Mischung zu vertreten? Würde er sie begangen haben, wenn er nicht von diesen Aeltern erzogen, von diesem Vater, ja grade an diesem Tage, unter diesen Verhältnissen gezeugt, von dieser Mutter geboren, an diesem Orte,

in dieser Umgebung aufgewachsen wäre? wenn nicht diese Beispiele auf ihn eingewirkt hätten? Würde er sie einen Tag früher oder eine Stunde später, würde er sie, wenn er vorher in die oder jenes Auge geschaut, des oder jene Freunde Wort gehört, würde er sie bei zehntausend ändern „Wenn begangen haben? Und, lag es in seiner Macht, die alle anders zu gestalten? Wollt Ihr Euch dazu vermessen, die Ihr auf alle die keine Rücksichten nehmt, sondern kurz mit dem Spruche daseid: „Wer Menschen Blut vergeußt, deß Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden?“ Werdet Ihr nicht auch noch mit Eurer Philosophie die Soldaten und Wundärzte mit Todesstrafe belegen ?

Ich schließe mit den Worten Weckhrlins: „Reißet eure Galgen nieder: sage ich euch! Verwandelt eure Gefängnisse in Besserungsschulen! Wie lang muß man euch vergeben zurufen: Der Grundsatz der Polizei liegt auf dem lichten, offenen Wege der Natur. Der Mensch ist – um glücklich zu sein, spricht sie; sein Glück zu vermehren, dieß ist die Absicht, mit der er in die Gesellschaft tritt, mit der ex darin lebt. Alle trafen, insofern sie ihn am Genuß seine Selbstwohl hindern, widersprechen also der Stimme des natürlichen Vertrags. Die Natur will, daß er nicht beleidigt, sondern, daß er gebessert werden soll. Es gibt, sagt sie, keinen Verbrecher; es sind nur bürgerliche Kranke.

„Und dieß wollt ihr nicht glauben? Ihr wolltet nicht begreifen, daß eure Strafgesetze Nichts verrathen, als daß ihr „weder die Bestimmung des Menschen,“ noch den „Ursprung des gesellschaftlichen Bande“ kennt?

**Ueber
und gegen die Todesstrafe
vom humanen und pädagogischen Standpunkte aus.**

Zweites Wort.

Von

K. F. W. Wander.

Der Verf. des Aufsatzes über Todesstrafe (128, Bd. S. 366 ff, d. Bl.) ist, gegen meinen Artikel (129, Bd. S. 3 – 13), noch einmal in die Schranken getreten. Im Allgemeinen könnte ich zwar die Leser bitten, nach Lesung des G'schen Aufsatzes im Märzhefte, den meinigen im Januar-Stück wiederholentlich zu lesen und sich dann ihr Urtheil selbst zu bilden; da indeß der Gegenstand so außerordentlich wichtig ist, so halte ich es für nöthig, ebenfalls in dieser Angelegenheit das Wort noch einmal zu erbitten, um mich über einige Punkte, wie dies auch G., ein ehrenwerther Gegner, dem es, wie dies überall aus seinen Erwidern hervorgeht, nur um die Sache zu thun ist, zu wünschen scheint, G. setzt sehr richtig voraus, daß er mich durch seine Schutzrede für die Todesstrafe nicht für seine Ansicht gewinnen werde. Er hat also im Voraus darauf verzichtet; aber er will sie für die übrigen Leser rechtfertigen, und dies gebietet mir im Interesse meines Standpunktes die Unhaltbarkeit seiner Vertheidigung darzuthun, Wer die zweite Apologie G's für die Todesstrafe gelesen hat, wird sofort gefunden haben, daß der Verf., durch die Stärke meiner Gründe in seiner Ansicht erschüttert, den Muth verloren hat, noch in solcher Weise, wie

er es im 1. Artikel gethan hat, für die Todesstrafe aufzutreten. Wir merken dies in den Zugeständnissen, die er mir macht, in den vielen Verwahrungen, die ex gegen die aus seinen Süßen gezogenen Folgerungen einlegt, in den Beschränkungen, die er der Todesstrafe macht, in den Widersprüchen, in denen er sich theilweis bewegt. Es ist stets schwer, eine an sich unhaltbare Sache – und unhaltbar ist die Todesstrafe bei dem jetzigen Bildungsstande – haltbar zu vertheidigen, und der Verf. der Vertheidigung wird dies am besten gefühlt haben.

Wenn ex dem „gesunden Menschenverstande“ im ersten Artikel kein ausreichendes Urtheil über die Abschaffung der Todesstrafe einräumt, so will er damit nicht an den „Unverstand“ appelliert haben, sondern nur der „bloß verstandesmäßigen Philanthropie“ das Wort nicht gestatten. Aber, ich frage, ist das etwas anderes? Es ist eine andere Phrase; die Sache ist ganz dieselbe. Er gibt zu, daß die Todesstrafe vom philanthropischen Standpunkte aus verworfen werden könne, aber er „leugnet,“ daß sie „unvernünftig“ oder „unsittlich“ sei. Was hieße dies anderes, falls Hr. G. Recht hätte, als daß der „philanthropische Standpunkt“ ein „unvernünftiger“ oder „unsittlicher“ sei? Dies nur einleitungsweise. Wir kommen jetzt zu den neuen Gründen, die G. für die Todesstrafe anführt. Er geht von dem sehr wichtigen Grundsatz aus, daß das Leben des Menschen ein untergeordnetes Gut ist gegen das Leben, Recht und Bestehen der sittlichen Idee in der Menschheit. Ich gebe gern zu, daß das Tödten, die Vernichtung des physischen Lebens, sobald die „sittliche

Idee in der Menschheit“ ein solches Opfer fordert, nicht unsittlich, also auch gestattet ist. So opfert der Wahrheitszeuge sein Leben dieser sittlichen Idee; so wird das Leben des Kriegers, versteht sich nur dann rechtmäßig, geopfert, wenn der Kampf selbst für eine sittliche Idee geführt wird, woran selbstredend in den meisten Kriegen, welche bloß zur Unterdrückung der „sittlichen Idee in der Menschheit“ geführt werden, nicht zu denken ist. Ich räume ferner ein, daß Verbrechen Verletzungen dieser sittlichen Idee, Auflehnungen gegen dieselben sind; aber ich bestreite, daß „es ein vernünftiger,“ am allerwenigsten ein „höchst vernünftiger Gedanke ist,“ daß „eben dies Individuum, welches Gerechtigkeit und Heiligkeit in der Welt aufheben will, durch die Majestät des Rechtes selber in seinem Dasein aufgehoben werde.“

Die sittliche Idee in der Menschheit kommt nicht dadurch zur Herrschaft, daß sie die gegen sie sich auflehrenden Individuen vernichtet, sondern daß sie dieselben für sich – durch angemessene Veranstaltungen – gewinnt. Es wäre fürwahr eine seltsam sittliche Idee, die zur Erhaltung ihrer Majestät den Galgen und das Henkerbeil nothwendig hätte.

Grade die „sittliche Idee in der Menschheit“ fordert entschieden die Aufhebung der Todesstrafe, weil sie ein Eingriff in ihre Rechte ist. Diese Idee soll die ganze Menschheit durchdringen, sie soll jedes Gebiet sich unterwerfen; wie kann sie das, wenn man diejenigen vernichtet, welche sie noch erobern soll! Nun sagt zwar G., es sei besser, das Leben des Individiums gehe unter, als daß in den Menschen die Ehrfurcht vor Gottes heiliger Ordnung untergehe. Aber die

Schlüsse, welche G. macht, sind sehr häufig Trugschlüsse; denn fürs Erste ist durch die Todesstrafe schon manche Person geopfert worden, nicht für „Gottes heilige Ordnung,“ sondern für des Teufels sehr unheilige Unordnung. Oder, war es die „sittliche Idee in der Menschheit“ welche die Vergiftung des Sokrates, die Kreuzigung Jesu, die Verbrennung des Huß und Hieronymus forderte? War es etwa die „sittliche Idee,“ welche die Tödtung so vieler Millionen, soweit die Geschichte, oder auch nur die christliche reicht, gefordert hat? Vielleicht sind unter allen dahin Geschlachteten kaum 5 Procent, welche dieser Idee als Opfer fielen, Gottes heilige Ordnung bedarf der Henkersknechte nicht; nur zur Aufrechterhaltung dessen, was die Menschen oder Unmenschen „Heilige Ordnung“ „nennen, was sie für ihr Reich, in welchem keineswegs die „sittliche Idee“ als Königin herrscht, durchsetzen wollen, bedarf man ihrer.

Doch ich vernehme schon, wie G. bemerkt, daß dies nur ein Mißbrauch der Todesstrafe, daß sie nur für uns verbesserliche Bösewichter und Hochverräther zu gestatten sei. Aber ich frage zunächst, woher weiß Hr. G., wer, bevor er nicht todt ist, den Namen eines „Unverbesserlichen“ verdient? Wer soll darüber entscheiden? Wie, wenn nun Jemand behauptete, daß es gar keine „unverbesserliche“ Menschen gäbe, daß Jemand nur in gewissen Verhältnissen und Lebenslagen „unverbesserlich“ sei? Denn darüber, daß die Verbrecher in unsern Zuchthäusern und Gefängnissen nicht gebessert werden, wird man sich wohl nicht grade wundern; und daraus die „Unverbesserlichkeit“ eines Menschen überhaupt folgern zu wollen, wäre wieder ein Fehlschluß. Stelle

man erst fest, daß die „Unverbesserlichen“ hinzurichten seien, so würden bald 50 pCt. der gesamten Menschenmasse von den andern 50 pCt. verurtheilt werden. Um sich die Mühe zu sparen, seine Lage und Verhältnisse zu ändern und ihn selbst zu bessern, würde man jeden Fehlenden für unverbesserlich erklären, und die Sache wäre abgemacht.

Und was nun gar die Hochverräther bei der gegenwärtigen Gesetzgebung betrifft, so möchte ich vollends wissen, wer dabei seinen Kopf sicher hätte. Die Götter des Gerichts wissen in unsern Tagen selber nicht, wer ein Hochverräther ist, viel weniger, daß ein nach seinem gesunden Menschenverstande einfacher Mensch, der kein Gerichtsgott ist, es wissen könnte. Wollte man nun auch, außer den gewöhnlichen „unverbesserlichen“ Verbrechern auch noch die Hochverräther dem Tode weihen, so würde Mancher zugleich gehängt und geköpft werden müssen, und es würden nur wenige, selbst nicht einmal viel Minister übrig bleiben.

Ich bin bei meiner Betrachtung über die Todesstrafe von dem humanen Standpunkte ausgegangen und habe behauptet, daß jede Strafe, wenn sie eine vernünftige sei, keinen andern Zweck haben könne, als den der Besserung, und daß deßhalb die Todesstrafe zu verwerfen sei, weil durch sie dieser Zweck nicht erreicht werden könne, da sich ein Mensch, den man hingerichtet habe, nicht mehr bessern könne. Hr. G. meint nun in seinem zweiten Artikel, es komme bei der Beurtheilung der Todesstrafe weniger auf ihre Zweckmäßigkeit, als auf ihre Rechtmäßigkeit an, da man sonst viel Strafen verwerfen müßte, deren Zweckmäßigkeit zweifelhaft sei.

Es steht schlimm, wenn eine Sache auf diese Weise gerettet werden soll. Weil es viele unzweckmäßige Strafen gibt, deshalb soll zur Gesellschaft derselben auch die „Todesstrafe“ erhalten werden, da man bloß auf die Rechtmäßigkeit zu sehen habe, Aber, frage ich, wie kann etwas, das unzweckmäßig ist, rechtmäßig sein? Was nennt Ihr rechtmäßig? Ich höre die Antwort: Rechtmäßig ist, was positive Gesetze bestimmt haben. Aber ich bin Mensch und Pädagoge; was gehen mich euere vergilbten Satzungen an! Bei mir ist rechtmäßig, was im Codex der Natur und Vernunft steht, und das Unzweckmäßige kann nie naturgemäß und vernünftig sein.

Außer dem Zwecke der Besserung hab' ich in meinem ersten Aufsatz für die Todesstrafe noch den der Rache angenommen. Der Verbrecher hat ein Menschenleben getödtet, sich also gegen die „sittliche Idee in der Menschheit“ aufgelehnt. Anstatt, daß die Menschheit im Dienste dieser „Idee hinabsteigt, um das kranke Mitglied zu sich herauf zu ziehen, läßt sie ihn absichtlich und planmäßig vernichten. Welches ist denn nun ein gewaltsameres Auslehnen gegen die sittliche Idee, die meist unüberlegte That des Einzelnen, oder die wohlüberlegte eines ganzen Volkes, das durch seine Richter-Collegien redet Hr. G. macht mich noch darauf aufmerksam, daß die öffentliche Strafgesetzgebung auch noch von andern als den genannten Theorieen ausgehe. Aber durch keine läßt sich, wie auch die Verhandlungen in unsern Volksvertretungen (Frankfurt, Berlin, Dessau etc.) gezeigt haben, die Todesstrafe rechtfertigen.

Ihr Zweck soll nun Furchterregung sein. Wir können über die Wirkung dieser Abschreckungs-Theorie kurz sein. Es ist Jedermann bekannt, daß sie grade das Gegentheil wirkt, Je mehr man Todesurtheile in einem Jahre fällt und vollstreckt, desto mehr wird man deren sicher im nächsten Jahre zu vollstrecken haben. Es wächst dies in einer furchtbaren Progression, und es verdient diese Abschreckungs-Theorie den weit bezeichnenderen Namen der Amstumpfungs-Theorie. Damit ist auch gleichzeitig ein anderer Zweck der Todesstrafe beseitigt: der, daß durch sie die Rechte der Einzelnen sowohl, wie des Volkes sicher gestellt werden sollen. Das könnte aber eben nur dadurch geschehen, daß sie abschreckend wirkte und auf diese Weise Andere von ähnlichen Handlungen zurückhielte. Nach dem eben Vorausgeschickten thut sie dies aber nicht, und es bleibt mithin dieser Zweck durch sie unerreicht. Es würde in Beziehung hierauf die Strafe nur dann einen Sinn haben, wenn sie vor der Handlung vollstreckt würde. Ist die verbrecherische Handlung vollbracht, kann sie nicht mehr davor sicher stellen.

Sie soll endlich eine „Vergütigung, einen „Ersatz, eine „Vergeltung“ erzielen. Und diese „gerechte Vergeltung“ soll der „einzig richtige Zweck“ der „öffentlichen Strafe“ sein, dem auch die „Todesstrafe vollkommen genüge. Aber ich frage, wie sich dies mit der „sittlichen Idee in der Menschheit“ verträgt? Läßt diese den Satz | zu: Weil du als schlechter Mensch ein Verbrechen an der Gesellschaft begangen hast, muß jetzt dasselbe an Dir begangen werden? Der Ersatz besteht nah meiner Ansicht darin, daß Jemand den

Schaden, den er angerichtet hat, wieder möglichst gut mache, und daß er dazu angehalten werde. Nun wird aber ein getödteter Mensch dadurch nicht wieder lebendig, daß man den Mörder ebenfalls tödtet; es kann mithin auf diesem Wege gar kein Ersatz gegeben werden. Alles, was die Gesellschaft fordern kann und im eigenen Interesse fordern muß, ist, das der Mörder für sie nicht nur für die Zukunft unschädlich gemacht, sondern, daß er wo möglich in ein nützlichcs Glied der Gesellschaft umgewandelt, daß ihm Gelegenheit gegeben werde, sich in ihrem Dienste und im Dienste Derer, an denen zunächst er das Verbrechen beging, aufzuopfern.

Meinen Hauptgrund gegen die Todesstrafe hat G. gar nicht berührt. Und es ist derselbe auch in der That gar nicht umzustoßen. Jede Handlung, die der Mensch begeht, ist ein Product aus viel Factoren. Er hat nur einen Theil daran; die Einflüsse der Gesellschaft und die Zustände derselben haben sie mit erzeugt. Man vergleiche, was ich darüber in meinem 1. Artikel S. 12 – 183 gesagt habe. Nach der einfachen Gesellschaftsrechnung muß der Ertrag, mag er nun ein negativer oder positiver sein, im Verhältniß zur Einlage der Mitwirkenden getheilt werden.

Wie will man denn aber den Einzelnen mit den Folgen allein belasten, bevor man untersucht hat, inwieweit die Gesellschaft als Mitschuldige zu betrachten ist. Da hör ich alldings Hrn. G. mir entgegen: „Unsere Gerichtshöfe sollen nicht in Pädagogieen für erwachsene Sünder umgewan-

delt werden. Sollten sie es, dann müßten ganz andere Veränderungen eintreten und die Abschaffung der Todesstrafe wäre nur ein neuer Lappen auf ein altes Kleid.“

Wenn wir die Menschen nicht als eine Horde zweibeiniger Thiere oder als bloße Arbeitsmaschinen betrachten, so müssen alle Einrichtungen im Staatsleben pädagogisch sein, und auch die Gerichtshöfe werden sich davon nicht ausschließen dürfen, und grade sie am allerwenigsten. Denn was ist das für eine Gerechtigkeit, welche die äußere Handlung, unbekümmert um ihre innere Entstehungsgeschichte, mit irgend einem, weiß Gott, von wie viel Jahren und unter was für Umständen gemachten todten Gesetzes-Paragrafen vergleicht Und darnach die Folgen bemißt! Allerdings können die Gerichtshöfe allein keine Pädagogieen werden, auch die Gesetzgebung selbst muß darauf hin sich richten, die Menschen zu bessern. Allerdings müssen „ganz andere Veränderungen eintreten.“ Allein sollte die Erziehung der Menschheit, sollte die Bessergestaltung unserer gesellschaftlichen Zustände diese Reform nicht verdienen?

G. schreibt der Todesstrafe insofern eine bessernde Kraft zu, als sie den Sünder erschüttert, die innere Stimme desselben aufrüttelt, die ihm dann zuruft: Deine Tage sind gezählt, Ich bestreite diese erschütternde Kraft nicht, obgleich die, welche erschüttert werden, gewiß auch noch durch andere Mittel zu erregen waren und sehr viele auch von dem Todesurtheile unerschüttert bleiben; allein ich stelle in Abrede, daß zwischen dem Ausspruch des Todesurtheils und der Vollstreckung desselben, in der Regel eine sehr kurze Zeit, überhaupt von Besserung die Rede sein

kann. Zur Besserung gehört mehr, als eine durch solche Mittel bewirkte Gemüthsbewegung; sie beruht auf dem klaren Bewußtsein, daß das frühere Leben ein unsittliches war, und auf den festen Grundsätzen, es zu ändern. Davon müssen aber erst Proben gegeben werden, was im Todestaumel nicht möglich ist. Ich weiß wohl, daß die Geistlichen, welche die Verbrecher zur Richtstätte begleiten, oft von einem bußfertigen Tode reden. Der bußfertige Tod aber ist, ohne ein bußfertiges Leben, eine Rechnung ohne Probe.

Von welcher Seite ich also auch die Todesstrafe betrachten mag, ich kann keine finden, von der aus sie sich haltbar vertheidigen ließe. Und Maßregeln des Krieges lassen sich nicht auf die gewöhnlichen Zustände anwenden. Dabei gestehe ich sehr gern, daß auch hier, wie in tausend andern Fällen, es viel leichter ist, den Beweis dafür zu führen, wie etwas nicht sein soll, als etwas Besseres an seine Stelle zu setzen. Aber dies darf uns nicht abhalten, darauf hinzuarbeiten. Es ist indeß schon ein großer Schritt zum Bessern gethan, wenn man sich lebhaft davon überzeugt hat, daß eine Einrichtung ihrem Zwecke nicht entspricht.

So entschieden ich mich aber auch gegen die Todesstrafe ausgesprochen habe, so halte ich sie doch für besser, als die von H. Zschokke vorgeschlagene Blendung. Das ist eine Barbarei, die hoffentlich kein Staat einführen wird. Der Verbrecher hat das Leben eines Mitgliedes der Gesellschaft nur Einmal vernichtet, selbst nah der sogenannten Vergeltungs-Theorie darf auch er nur Einmal getödtet werden; eine Blendung aber ist ein tausendfacher Tod. Wie kann in die

Seele eines Zschokke ein solcher Gedanke kommen! „Sterben ist nichts; doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück!“ (Schiller im Tell.) Und Börne: „Selbst ein Tiger verurtheilt sein Schlachtopfer zum augenblicklichen Tode, niemals zu lebenslänglicher Pein.“